BENNO,

Biſchof von Osnabrück.

Ein Traum aus unſrer Väter Zeit.

No common Object to your Sight displays,
But, what with Pleaſure Heav'n it ſelf ſurveys,
A brave Man Struggling in the Storms of Fate.

POPE.

1789.

(A. 8.)

Statt der Vorrede.

S. Lodtmanns Monumenta Osnabrug.

„ Mühſam, ſagt Abt Norbert Benno's Biograph, würd' es ſeyn, zu erzählen, welche Mühſeligkeiten Benno in dreyen Jahren der Armuth und der Verbannung erduldete, wie oft er im Waffenſtillſtande *vergebens* ſei-

nem Beſtimmungsorte zuſtrebte, wie oft er nach Rom wanderte und, wo er ſich Hülfe verſprach, nichts als — Feinde fand, wie er, ſein Antlitz und ſich unkenntlich zu machen, ſeinen Bart wachſen lieſs, wie vielmal er, da itzt itzt, wie er ſelbſt glaubte, alles gethan war, an's Heimgehn dachte und — heimzugehn nicht wagte, wie kümmerlich endlich die Freunde, welche er noch hier und dort aufſpürte, ihn, dem mühſamer Jammer und niedrige Armuth den Kayſerhof

zuwidergemacht hatten, als ihren Gaſtfreund bey ſich verbargen. " . . .

Und doch war dieſes alles, verbunden mit den Lockungen Gregors des Siebenden, nicht vermögend, ihn von Kayſer Heinrichs des Vierten Seite zu bringen. . . .

Der Kayſer ſelber giebt, in einem Diplom von 1078, unſerm Biſchof folgendes Zeugniſs: „Er aber, der ſich, *das ganze Leben hindurch höchſtens* um Uns verdient gemacht hat, war deſswegen würdiger gehört zu werden,

weil er Uns in *allen Unſern Nöthen* anhieng — ein treuer und *unzertrennlicher Gefährte.*“

Den Text nicht zu unterbrechen, ſetze ich zugleich hiebey, daſs die Haſe ein Fluſs im Osnabrückiſchen, Iburg aber ein Kloſter ſey, welches unſerm Helden ſeine Stiftung verdankt.

Benno.

In Iburgs Tempel trat ich. Heil'ge Furcht
durchſchauderte mein Herz beym *erſten*
Blick'
auf dieſe Wölbungen, worin das Lob
des Herren nie verhallt, die heiligen
Altär' und die ergrauten Grabesſteine
zu meinen Füſsen, ausgehöhl't
vom Knie der Andacht, unter denen Staub
von Helden ruht und Heilige dem Tage
der Aernt' entgegenharren; *aber* — wie
dem jungen Krieger wird, dem in der Nacht,
auf die der Schlacht-Tag folgt, ein Geiſt,
ein Held

aus alter Zeit, erſcheint, ſo wurde mir,
als unter dieſen Steinen, ehrenwerth
vor allen, grau vor allen, einer mir
ins Auge fiel, der, ſtatt der Ueberſchrift,
die kaum noch leſerlichen Worte trug:
„Lies, wer ich war, du wirſt einſt,
was ich bin
und ſage: Biſchof Benno, ſchlafe
wohl!“ —
Ich las die Worte: Biſchof Benno — las
und Benno ſtand und Heinrich hingezaubert
vor meinem Geiſtes-Aug' und: Benno!
klang's
durch alle meine Nerven, kalt wie Eis
durchlief es mein Gebein, es wackelten
hoch über mir die Hochgewölbe, trunken
ſank ich auf meine Knie', ein Thränenbach
benetzt den Stein des Helden —
„Mann des Herrn,
Held, Dulder, Märtyrer der Treue, Vater

von meinem Vaterlande! ruhſt du hier
von deinen Leiden . . . . . aber, nein!
du ſelber ruhſt nicht hier, der Staub bedeckt
nur dein Gewand von Staub; du ſelber ruh'ſt
in deines Heinrichs Arm' dort oben aus
in Paradieſeslauben, haſt vergeſſen
des Lebens Trauerſpiel, er iſt verhallt
der Donner Rom's und trennet dich nicht
mehr
von deinen Freunden. Blick', o blick' herab
von dieſen Höh'n, wo dich ein Strahlen-
kleid
für deine Treue lohn't und höre mich
und ſey hinfort mein Engel! Leite du
mich durch des Erdelebens Labyrinth,
bewahre du mein Herz vor Arg und Liſt,
daſs es einfältig bleibe — wie das deine!"
Noch eine Thräne tropft' auf ſeinen Stein
dann wandt' ich mich und floh, der Schwär-
merey

mich ganz zu weihen, in den tiefſten Hain
und von den Wipfeln grauer Eichen ſank
in lindem Säuſeln die Begeiſterung
herab mit Träumen von vergangner Zeit.

2.

Der Wanderer verſank im tiefen Schnee
und war des Winters Grimm ſo fürchterlich -
der Felſenſtrom, der niebezwung'ne Sohn
der Freyheit, bog den Eiſenhals ins Joch
des wütenden Tyrannen. Wirbelwind
durchheulete die nackten Förſte, trillte
die Luft in Kreiſen fort und fegte Wüſteneyen
von Schnee den Hügeln zu; jedoch der
Mann,
der haſſet oder liebet, folgt, wohin
die Leidenſchaft ihn leitet. — Hinderniſs.
Für ihn ein leerer Name! Sey darum
die ganze Haſe Stein, die Schwerter der
ergrimmten Osnabrücker, Ritter Wulfs

und Ode's, ſeines Feinds, erkalteten
nicht am Gehäng' und ihre Sträuſse tränkten
den Schnee mit Blut, wie ſonſt die Erde.
Wenig
beſaſs der Freunde Wulf, doch *dieſe* waren
verknüpfet durch ein Band, das nur der Tod
auflöſen konnte. Glüh'nde Feuerliebe
zu ihrem Kayſer und dem erſten Freund'
des Kayſers, ihrem Biſchof, war das Band,
das ſie zuſammenſchlang. Jedweder Abend-
ſtern
ſah ſie verſammelt', theils, um ihren Feind
durch ihre Meng' hinwegzuſchrecken, theils,
in herzerhebendem Geſpräche ſich
von Heinrich und von ſeinem rechten Arm'
zu unterhalten.
Eines Abends, als
der edlen Herren Schaar in Wulfens Saal'
ſich um ein helles Tannenfeu'r, das ziſchend
in dem Kamin' hinweh'nde Flammen ſchoſs,

in trauten Freundſchaftskreis gelagert und vollaufgeblüh't in Sommerſchönheit, wie der Mond im Sternenkreiſ' in ihrer Mitte des Wirths Gemahlin ſaſs, fiel das Geſpräch auf Benno's Konterfey, das, ihren Blicken gerad' entgegen, über dem Kamin' herunterhing.

Mag Gott mir helfen, hub ein alter Ritter an, ich nähme für dem Maler den Hut ab, wär' er hier. Mein lieber Wulf, trittſt du das Bild mir ab, ich gebe dir den beſten aus meinem Stall', den Dänen mit der Stahlbruſt — er rennte jüngſt dir Odens Klepper dreymal in Boden, daſs er ächzte. Nun? du ſchüttelſt den Kopf? — Da haſt du Recht. Ein wahrer Schatz iſt dieſes Bild.

Und alle Ritter giengen

das Bild zu seh'n, wiewohl sie tausendmal
und aber tausendmal es schon vorher
betrachtet hatten. Auch das edle Weib
Herrn Wulfens Hausfrau warf den hellen
Stern
des schönsten blauen Augs, das je vielleicht
in Weibeshaupte Liebe redete,
auf das Gemàld und „Trauter Herr! begann
der schönste Rosenmund im Nachtigallen-
ton,
der arme, der verfolgte Benno! Welch
ein unerschütterlicher Mannessinn
auf seiner Stirne! Schau, wie er den Arm,
der oft ein Schild des guten Kayfers war,
an seine Lenden hinstämmt! "

Ritter Wulf.

Welche Gröfs'
in seinem Angesicht! Wie sichtbar blickt
die heil ge Seele durch! Bey Gott, es ist,
es rufe jedem zu: Von mir hinweg,

wer nicht einfält'gen Herzens ist. Wie
treffend
sein Flammenauge! — Welch ein Mensch!
wer wagt
es, sein zu spotten? Spöttling, blick' hinauf
in dieses Aug' und deine Zunge wird
zu Eis in deinem Munde — Doch mein —
Auge —
Verarget mir die Thräne nicht, denn hier
blieb nur ein Römerauge trocken! Ritter,
der Held, den ihr bestaunt, der Held, der
hier
in gold'ner Rüstung steht, ihn decken *itzt*
zerfetzte Bettlerlumpen! Ach! er hat nicht
wo er sein Haupt hinlegt! Er bettelt, fleht
vergebens menschliche Barmherzigkeit
um Brod und Wasser an! — Der Kayser bog
sein Knie vor Pabst Gregor und seine Macht
zerschmolz und flohen seine Freunde, wie
die Käuzelein dem dunkeln Felsennest'

entflattern, wenn der Fels, dem Sturze nah,
bis in die Wurzeln ſchüttert. Alle floh'n ſie,
nur Er, nur Er, der Mann von Osnabrück,
blieb Heinrich treu, und *dafür* ward er —
Bettler!

Gemahlin Wulfs.

O Jammer, jammervoll! ein Mann, wie Er,
ſo tief herabgedrückt! Geliebter Wulf,
o, ſag' uns mehr von ihm und ſeinem Freund,
erzähl uns die Geſchichte, über der
ich ſchon ſo oft geweint und immer weinen
muſs,
ſo oft du ſie erzähleſt, die Geſchichte,
wie du auf ihrer Flucht von Harzburg ſie
im Walde trafſt! Ihr Herren helft mir bitten!

Einige der Ritter.

Ihr nahmt das Wort vom Mund uns, ſchöne Frau!
von Heinrich, Wulf! von Benno, lieber Wulf!

Ritter Wulf.

Bey meines Kayſers Haupt, es iſt ein ſüſs, erquickend Labſal, die Erinnerung an ſeine Fernen. Trauliches Geſchwätz macht Luſt ums Herz und auch ein traurendes Gefühl um gute Menſchen thut uns wohl. So laſs uns dieſen Tropfen Honig in den Wermuthbecher gieſsen, welchen uns das Schickſal reicht. Beginne, liebes Weib, den Volksgeſang, den Heinrichs Minneſänger zu Bennos Ruhm erfunden. Dieſs gethan ſey eure Bitt' euch herzlich gern gewähr't.

Und der Geſang begann. Wie das Ahi der Nachtigall des Waſſerfalls Geſtrudel, ſo überſchwebt der Männerſtimmen dumpfen Baſs

der

der Weibes-Silberton, geſtoſsne Becher klangen
den Takt darein und alſo ſangen ſie.

3.

Romanze.

1.

Des Kayſers brave Franken flieh'n,
der wilde Sachſe ſiegt!
Mit uns entkam gar manche Schaar,
doch ach! in dieſen Schaaren war
der Osnabrücker nicht!

2.

„Wo find' ich ihn? rief Heinrich aus,
ihr ſchweiget. Iſt er todt?
Wer ſagt mir's an? Zu ſeinem Lohn'
trägt er ein gutes Schwert davon,
ein Schild von Golde roth. "

3.

Wer hätt' ihn funden? Ihn verbirgt
des Waldes tiefſte Nacht
und um ihn wird das grüne Gras
vom Blut' der rothen Wunde naſs,
empfangen in der Schlacht.

4.

Sein jung, friſch Leben blutet er
dahin! dahin! dahin!
Er blutet wol die Nacht herdurch,
bis von der hohen Himmels-Burg
die Sternlein ſich verzieh'n.

5.

Da zieht mit frühem Morgenroth
ein Knecht vorbey zu Roſs'.
Der Reutersknecht, ein Sachſe, legt
den Herren auf das Pferd und trägt
ihn zu dem nächſten Schloſs.

6.

Dort wäſcht er ihm die Wunden aus,
legt milde Kräuter drauf,
ſo gut er es verſteht, und trägt
ihn in den Saal und Benno ſchlägt
die Augen wieder auf.

7.

Doch welch ein Anblick! Siehe da!
ein Ritter ſteht vor ihm —
in ſeiner Hand ein nacktes Schwert,
in jedem Aug' ein Feuerheerd,
die Wange braun vor Grimm.

8.

Erkenne deinen Todesfeind,
den Sachſen, Guſt der Bär.
Du haſt ihm geſtern in der Schlacht
den Erſtgebohrnen umgebracht,
in der Verbund'nen Heer'.

9.

Stracks macht' ich dich zur Leiche, ſchlüg'
in mir nicht Sachſenblut.
Mein Eiſen iſt auf dich gewetzt,
allein, ein wahrer Sachſe ſchätzt
auch Feindesheldenmuth.

10.

Drum, biſt du gleich in meiner Macht,
laſs' ich dir freye Wahl:
Du trittſt der Fahne Sachſens bey —
und lebſt; du bleibſt dem Kayſer treu —
und fällſt durch dieſen Stahl.

11.

Der Zorn verkannter Gröſse blitzt
in Benno's Augenſtrahl.
Im Blicke Muth, den nicht Gewalt,
nicht Drohen ſchreckt, verſetzt er kalt:
„Gebrauche dieſen Stahl!“

12.

Beſinne dich, ich biete dir
es nicht zum drittenmal.
„Du biſt zu gütig. Mache bald,
das Sprechen koſtet mir Gewalt.
Gebrauche dieſen Stahl.“

13.

Wahnwitz'ger Starrkopf, biſt du nicht
der Kirche Feind, verbannt
und bettelarm, als Kayſerfreund?
Biſt du nicht Fürſt, mit uns vereint,
ein Fürſt mit Geld und Land?

14.

„Durch *Ihn* beſaſs ich Land und Geld,
ein Fürſtenthum durch *Ihn!*
Durch *Ihn* verlor' ich Land und Geld
und gäbe doch noch eine Welt
für *Ihn mit Freuden* hin!“

15.

Pah! *eine Seelenmeſſe* käm'
ihm beſſer, als die Welt.
Er rufts mit Hohn' im wilden Blick'
und Benno zittert blaſs zurück:
„ihm beſſer, als die Welt!"

16.

Ja, Eiſenkopf, von *ſeinem* Blut
ſind dieſe Wände roth.
Er flüchtete bey Sternenſchein'
hierhin. Wir Sachſen drangen ein.
Dein Heinrich er iſt — *todt.*

17.

„Er fiel? Er fiel? —— Der Eiche Fall
quetſcht Wälder mit ſich hin.
Triumph! er quetſch' auch mich dahin!
Triumph! ſo fall' ich doch durch *Ihn!*
Durch *Ihn!* durch *Ihn!* durch *Ihn!*"

18.

Hier ward des Ritters ganze Wut
von neuem wieder wach.
Doch — da er nun den kranken Herrn
ergreifen will —— was ſchallt von fern?
Horch auf! ein Trommelſchlag!

19.

Trompeten tönen, Schwerter klirr'n,
verwirrte Stimmen ſchrey'n —
Urplötzlich ſchmeiſst ein derber Stoſs
ſperrangelweit die Thüre los
und —— Heinrich ſtürzt herein.

20.

Er ſieht den Sachſen, ſieht die Wut
in ſeinen Augen glüh'n,
erkennet Benno, zucket jach
ſein gutesSchwert. EinSchwung! einSchlag!
der Sachſen-Kopf rollt hin.

21.

„Mein Heinrich!“ — Benno! Bruder!
„Herr!“
Mein Einziger, mein Freund!
„Sag an, wie kommt mirs, daſs ich *dir*,
mein Leben danke, du, von mir
noch kaum als todt beweint?“

22.

Du weiſt es, Freund, veränderlich,
wie Wind, iſt Kriegesglück.
Noch geſtern floh ich aus der Schlacht,
doch brachte mir noch dieſe Nacht,
was ich verlor, zurück.

23.

Der Kayſer ſprichts, der Kayſer hör't,
was Benno litt für ihn
und Wonn' und Wehmut, Freud' und
Schmerz
ſchmelzt ihn dahin an Benno's Herz,
dahin! dahin! dahin!

24.

Wann hatt' ein Herrſcher einen Freund,
der *meinem* Freunde glich?
Mit *dir* in meinen Armen, Held ——
Ihr Menſchen auf der Gotteswelt,
Wer wird geliebt, wie ich?

4.

Und der Geſang verſtummt' und Ritter Wulf hub alſo zu erzählen an:

Ritter Wulf.

Ihr alle wiſst, daſs ich einſt, mit unſerm groſsen Fürſten, des Kayſers Zeichen auf dem Schilde trug, ihr alle kennt des Kayſers fürchterliche Geſchichte, — wem von ſeinen Thaten nicht der Ruf das Ohr ſchon abertauſendmal erſchüttert hat, der muſs wahrhaftig! *taub gebohren* ſeyn.

Als Kayſer Heinrich einſt
in Goslars alter Burg, von allen ſeinen
Rittern
umringt, zu Tiſche ſaſs und neben ihm
ſein rechter Arm, ſein Benno ſaſs, der Becher
mit Laub bekränzet, unter frohem Scherz,
rundgieng und Feuer bey dem Hochgeſang,
bey'm Saitenſpiel des Minneſängers uns
durch alle Nerven tanzte — mitten in
der Freude, ſiehe da! die Thüre raſſelt
empor, ein Unglücksbothe keucht herein,
ſein klotzend Auge ſtarr und ſeine Lippe blau,
ihm beben alle Knochen: „Beſter Herr,
Ihr wiſst die aufgebrachten Sachſen ſchwu-
ren
Euch Rach' und Tod. Vor unſern Thoren
ſteh'n ſie
mit groſser Kriegesſchaar. Die Wächter ſah'n
den Staub, der ihrer Roſſe Tritt entweh't.“
Der Becher ſank dem Kayſer aus der Hand.

Iſt wahr das Wort des Todes? „Herr, ſo wahr, als Gott im Himmel leb't.“ Ihr Ritter, legt die Rüſtung an. Wir fliehen, unſer harrt das Thor von Harzburg.

Ein Gewühle ward in Goslar, gleich als brennt' es ſchon an allen vier Ecken. Wie, wenn hinter ihm herab vom hohen Himmel todbeladene Gewitternacht herniederhängt, der blaſſe halbtodte Waller zu der fernen Hütte mit glüh'nder Sohle fliegt; ſo flog das Häuflein des Kayſers fort, durch Haid' und Wald, bergauf bergunter, ſeinem letzten Zufluchtsort der Burg am Harze zu.

Mein krankes Roſs beſaſs nicht Kraft genug zu dem Galopp, den Heinrichs Reiter flog. Mit Mühe ſchleppt

das arme Thier mich fort und gar zu bald dröhn't nur noch ſchwach der ferne, dumpfe Donnertritt des Heers zu mir herüber. Aber, welche Verlegenheit: Indem ich alſo reite, hör' ich ....

Ein junger Ritter.

Der Feind? errathen Wulf! der Feind?

Ritter Wulf.

hör' ich urplötzlich hinter mir Geächz, wie Sterbender, und tönt' es hinter mir, wie Rüſtung, die den Niederſinkenden umtön't. Es hören und mich wenden war Eins. Sieh, o Himmel! meines Knappen Pferd iſt Reiterlos, er ſelber windet ſich im blut'gen Sand' und langt, auf meinen Ruf, ach! ſeine todte, ſchlaffe Rechte, mit langſamen Beben, unter ſeinem Pferd' herauf,

mir Staunenden entgegen. Ueberfüllt
mit Blute war die Hand und Tropf' auf
Tropfe quoll,
das Blut aus ſeinem Gurte. „Gorg, woher
die Wunde?“ — Geſtern ſchlugen wir, ſeit
geſtern
fehlt ſie der breite Gurt. „Und fehlet ſie
auch *mir!*“ Du lieber Gott! ich dachte,
zeig'ſt
du ihm die Wund' — in Goslar läſst er dich
zurück, ein andrer folgt ihm nach in Kampf
und Schlacht und Tod und hörſt du dann
von ſeiner
Gewandheit reden, ach! dich bringt der
Gram
dem Tode näher, denn die Wunde. —
Sprach's,
ward bleich, erbebte, ſank ohnmächtig
hin.
Verlegen ſeh' ich um. Ein alter Felſen ſteht

im nahen Buſch, — wie zweiflend von der
Wimper
des tief gekränkten Manns die ſeltne Thrän'
herniederbebt, entſchlüpften dann und
wann
dem fetten Mooſe ſeiner hohen Stirn'
durchſicht'ge Tropfen, die an ſeinem Fuſs'
zum Bächlein wurden, das hinſchwebend
über
den Sammt des weichſten Graſes fürder glitt.
Mit kummerſchwerem Herzen hub ich
itzt
den Kranken auf, um in das weichſte Moos
in hinzubetten, wo er denn,
indeſſen ich, ihm ſeine rothe Wunde
zu reinigen, in meine hohle Hand
der klarſten Felſenwelle flüſſig Eis
zu ſchöpfen eilte, wie ein Todter ſteif
und ohne Regung lag. Der arme Junge,
ſtarr

und grofs und mehr, als treu! Er liebte mich
ſo warm, daſs ſeine Seele, da ſie ſchon
ihm auf den blaſſen Lippen ſchwebte, noch
für mich beſorget war; denn, da ich eben
mit weicher Leinewand den Blutesſtrohm
zu hemmen mich bemühte, — richtet' er
ſich auf. „Die Erde dröhnet unter mir!
Die Sachſen! fliehet! fliehet! für mein Grab
laſst unſern Herrn-Gott ſorgen!“
Und ſein Geiſt
iſt in der Hand des Herrn, er iſt es kaum
ſo hör' ich Heeresgang und eine Wolke
von Staub, durchſtrahlt von Waffenbrande, wirbelt
vor mir empor!
„Schlaf ruhig, ſchlafe ſüſs,
Geliebter! — Sey die Thräne deines Herrn
Einſegnung dir! — Dem todten Leichnam
iſt's

fürwahr wohl einerley, ob er die Würmer, ob er die Wölfe ſpeiſ't!“ Ich warf mich auf das erſte, beſte Roſs, doch ach! der klippenvolle, verwund'ne Weg verführt mich, leitet mich an einen Wald, der grauenvoll und unabſehbar an Bergesfuſs durch Haid' und Haide ſich hinunterdehnet. Von den alten Wipfeln der Eichen ſank die fürchterlichſte Nacht ins ſchauernde Gefilde und ſo weit ſie ſank, war alles todt, wie um den Sumpf, auf welchem Höllenluft, mit ſchneller Peſt beladen ruht, worin der ſchnellſte Fittig erſtarrt und König Adlers Stärke ſelbſt erſtickt herniederſchwebt. Mein bangesRoſs zog ſchüchtern den gehob'nen Fuſs zurück und ſtand. Mir ſelber ſchüttert' es wie Eis das Rückenmark hinauf; allein da juſt, als

als ich noch zweifelte, zum zweitenmal
der Panzer Kriegesklang, der Trommeln
wild Gedonner
mir in die Ohren braus't, zum zweitenmal
der Feind mir auf der Ferſe war. — „Die
Bäume
ſind doch wol keine Sachſen!“ — O! wie
flog
mein bäumend Roſs hinein! Nun mocht' ich
kaum
ein kleines Stündchen im geſtreckteſten
Galopp' gejagt ſeyn, da verlieſs mich auch
mein letzter Troſt, da ſtürzte ſchweis-
bedeckt
mein edler Zelter hin und ſtarb; doch ach!
wär' er auch nicht dahingeſunken, nichts
hätt' es mir frommen mögen, denn der Wald
ward immer düſterer, die Rieſen-Aeſte
der tauſendjähr'gen Eichen ſchlangen ſich

in Knoten — O! ein Neſſelkönig hätte ſein winzig Liebchen nicht herdurchgezwängt.

Mich überfiel die Nacht. Die Nacht vergieng.

Der Tag war wenig heller, denn die Nacht.

So irrt' ich fonder Speiſe, fonder Trank zwey lange Tag' und eine Nacht im Wald' umher! Im Eingeweide Feuer! Tod rings um mich her! Kein Thier, kein Vögelein!

Kein Weg, kein ferner, ſchwachet Hoffnungsſtrahl!

Erſchöpfet warf ich mich an einen Baum und ſchon gewärtigt' ich nichts anders mehr, als eines Ungeheuers Rachen, oder die längre Qual des Hungertodes, als auf einmal ferner Menſchentritt mich weckte.

Dem laurt' ich nach und kam an einen Ort,

wo ein gebrochner Strahl, der durch das
Laub
hinabglitt und die Nacht in Dämmerung
verwandelte, zwey Waller mir entdeckte,
die eingemummt in weite Mäntel und ge-
ſtützt
auf ihren Stab, mit mattem, ungewiſsem
Schritt,
durch die Gebüſche wackeln.—Wie der Wolf
mit dürrem Rachen, zähnefletſchend in
die Heerde ſtürzt, ſo fiel ich, in der Rechten
das hochgezückte Schwert, die Waller an:
Gebt mir zu eſſen, Männer, oder ſterbt!
Der erſte Waller wendet ſich und ſpricht:
Wir haben ſelber nicht, geht fürder, Freund.
Der zweyte Waller wendet ſich *und reicht*
mir eine Krone dar von klarem Gold.
„Sieh, ſpricht er, *Kayſer Heinrichs Krone*,
Freund!

Komm, reich' uns ſoviel trocknen Brodtes nur,
als ſie an Gold und Edelſteinen wiegt,
und ſie iſt dein. — Sag', hungerſt du, *wie wir, drey Tage ſchon?*"

Er ſchweigt — und ſieh! der breite Mantel wallet
von ſeiner Schulter, ſtatt des Pilgers ſteht,
vor Hunger blau und bleicher, als ein Todter,
der auf der Bahr' in ſeinen Brettern ruht,
ſteht —— o ihr Mächtigen auf dieſer Erde,
welch eine Scene! — Gieb mir, guter Gott,
die Gabe des Geſangs und Könige
zu Hörern, denen ich ſie ſinge, daſs
ſie beben lernen vor dem Wankelmuth
des Glücks und lernen, daſs die Krone wackelt
auf ihrem Kopf, das Spiel der Winde —— ſteht
ein Mann in Rüſtung da — *der Kayſer da!*

Ha! lebt' ich tauſend Jahr' und aber-
tauſend,
es blieb' auch dieſe Reihe Jahr' hindurch
die Stellung und der Blick, womit er mir
die Krone bot, der Ton, der herzzerſchnei-
dende,
womit er ſprach: Sag' hungerſt du, wie wir,
drey Tage ſchon? mir immer gegenwärtig.

Einer der Ritter.

Als Gott mir helfen mag, mein beſter
Wulf,
mir iſt, ich ſeh' ihn leibhaft vor mir ſteh'n.

Ritter Wulf.

Mir ward, als klammert' eine Fauſt von Eis
ſich um mein Herz und meine Kniee ſchlu-
gen
zuſammen, rücklings bebt' ich hin
an einen Baum: Mein Kayſer und mein
Herr!
mir Frevlern wehe! weh'! auf welchen Mann

hab' ich mein Schwert gezückt? — Er wollte mir antworten; aber plötzlich wandelt' ihn ein heft'ger Schwindel an. Sein Angeſicht ward weiſs wie Schnee, er bebte, ſchwankte, ſank zuſammen, ſank dahin, vor Mattigkeit, vor Hunger!

Und ſein Begleiter (ihr errathet leicht, wer der geweſen) mit der höchſten Wut des Schmerzens ſtürzt er auf ihn hin: Mein Kayſer, mein Herr, mein Freund! iſt denn kein Mittel, dich zu retten? — Ja noch Eins! — erwach', erwache zum Leben! — er erwachet! — Höre mich, mein Kayſer! — „Was verlangt mein Benno?“ — Freund, nur eine Gabe. „Bitte, was ein Bettler

gewähren kann.“ So lebe! — „Leben? biſt du
verrückt.“ Ja lebe. Sieh! hier iſt ein Dolch —
Bald fiſcht gewiſs die Wut des Hungers mich
den Würmern auf — wem nützet er, mein feiger,
mein ehrenloſer Tod? O! laſs mich denn
den ſüſsen Tod, den ſchönen, rühmlichen,
für meinen Herren ſterben! — Benno fällt,
ein Bettler fällt, ein Kayſer aber leb't
durch dieſen Bettler. „Ha, Unſinniger,
ſchweig und kein Wort mehr. Ich verſtehe dich.
O warhaft kayſerliches Gaſtmahl: Benno
die Speiſe ſeines Freunds! Du ſetzeſt mich herunter
zum Wurme, werth, vom erſten, beſten Fuſs
zermalmt zu werden. Dieſes mich zu retten

der einz'ge Weg? —— Nein! Ringen mit dem Schickſal
iſt, was dem Helden ziemt und *ringend* fallen.

Allein! was zitterſt du? Was ſoll die Hand vor deinem Angeſicht? — Du ſchämeſt dich? Vergieb, mein Benno! — was du wollteſt, es war göttlich-groſs; doch, Ungenügſamer, du warſt ſchon tauſendmal mein Retter in Gefahr und glaubeſt doch, du thateſt nicht genug? — Wer iſts, der wirklich mich begleitet
auf dieſer, unſrer Flucht, die jedermann für Tod hielt? — Lagen nicht, wie Sand am Meer,
die Feind' um Harzburg? Ha! wer wurde da mein Engel, der mich ſicher leitete,
durch unzahlbare Wachen? —— Freunde, kommt,
umarmet mich und hat uns die Umarmung

geſtählet —— Osnabrücker, ringen mit
dem Schickſal ziemt dem Helden, *ringend*
fallen.
Ich ſank in Bennos Arm, der Kayſer
ſchlang
ſich um uns beid' —— O Wehmuth, biſt
auch du
an Wonne reich? —— Wir hielten uns
umarmt
und weinten, wie die Kinder, denn es war,
als läg' im Weinen ein geheim Vergnügen.
Drey Herzen ſchlugen an einander, ha!
das gieng durch Mark und Bein! Da gli-
chen wir
drey Felſen in der offenbaren See,
die durch ein ewig Bündniſs die Natur
in einen einzigen zuſammengoſs.
„O! rief mit Schluchzen Kayſer Heinrich
aus,
itzt ruft mir alles zu: du biſt ein Menſch!

ich fühl' es tief, allein es iſt mir gut;
denn dieſe Menſchenwonne ja! ſie wiegt
all meine Kayſerfreuden zehnmal auf.
Gewiſs, gewiſs! noch fiel' ich nicht zu tief;
ich habe meine zwey Weſtphäler noch! —
Doch ſeht, der Vollmond ſchwimmt herauf,
er ſteht
ſchon hinter jener Eiche! Brüder, auf!
Auf, auf, ſo weit der matte Fuſs uns trägt.“
Und Feuer flieg bey dieſem groſsen Wort'
uns beyden ins Geſicht. „Ja! ringen, rie-
fen wir,
ziemt Helden, ringend fallen! „Arm in
Arm
durchtappten wir den Wald, bis wir zuletzt
(o Wonne ſonder Maaſs, dich fühlt nur, wer,
nach manchem ew'gen Jahr' in Kerkernacht
verſeufzt, zum erſtenmal ſie wieder ſieht
die Erd' und Gottes Sonne!) bis wir itzt
des Waldes Ende ſah'n. — Wir danketen

dem Himmel auf den Knieen, daſs er uns
ins *Heſſenland* geführt, und ſchwuren uns,
uns nimmermehr zu trennen, aber ach!
ich hatte kaum geſchworen, als zu mir
ein Unglücks-Bothe kam: Herr Ode nimmt
Euch Burg und Weib und unter ſeinen Hufen
liegt Eure Saat zertretten! als ich ſchon
mein ſträubend Herz, wie ſehr es blutete,
von ihnen losriſs! Itzt der vierte Winter,
ſeit ich die Edlen gar nicht mehr geſehn! —
Ach, Freunde, Freunde! wo er itzt wol irrt
der arme Fürſt! Er ward zum Bettler. Ihn
verhönet, wer ihn ſieht. Kein Meſſer kommt
mehr über ſeinen Bart und ſeine Nägel wachſen
zu Adlerklau'n, *ſo* hofft er unerkannt
zu bleiben — unverfolget! Mancher Herr,
der vor ihm kroch im Glückes-Sonnenſchein,

ſtöſst ihn mit Hohn zurück und weigert ihm
ein Stücklein trocken Brod! — O! könnt' ich ihn
(thörichter Wunſch, denn alles um uns her
folgt Sachſenlandes Fahne!) könnt' ich ihn
nur Einmal, Einmal ſehn von Angeſicht
zu Angeſichte, all mein Hab und Gut
auf einen Heller gäb' ichs hin dafür!

Er ſchwieg. In jedem Angeſichte ſtand
derſelbe Wunſch. Die Edlen wuſsten nicht,
wie nah, was er verdient! Erhörung war.
Doch ſtill! Geſchloſſen ſey der Vorhang noch.
Die Ohren und die Herzen willig her,
bis ihr das Urbild jenes Konterfeys,
auf welchem in der Halle jeder Blick
itzt doppelt aufmerkſam gerichtet war,
in ſeiner Lieben Arme ſinken ſeht.

5.

Kaum ſchwieg des Ritters Mund, ſo knarrete
die Thüre ſiehe da! ſein Söhnlein ſprang
herein, ein raſcher Knabe, welcher erſt
den zwölften Winter ſah, voll Feuer und geraden,
adlichen Sinns und, wie ſein Vater, ganz
Gefühl für groſse That — wenn dieſer ihm
von ſeines groſsen Biſchofs Edelmuth
erzählte, ſtand die helle Thräne ſtets
in ſeinem Auge: Vater, rief er dann,
den Helden möcht' ich ſeh'n! Kommt unſer Herr
nie wieder hier? — Ihr liebt' ihn ja ſo ſehr!

Itzt ſtürzt er ſchnell auf ſeinen Vater zu und rief:

Knabe.

Es iſt ein Bettler vor dem Thor.

Ritter Wulf.

Ein Bettler? und man gab ihm nicht?

Knabe.

Er will
die Gabe nicht. Den Ritter müfs' er fehn.

Ritter Wulf.

Ein Bettler? und mich fehn! Ein Pilgersmann vielleicht?

Knabe.

Nun ja! Ein Pilgersmann. Er iſt grofs von Geſtalt. Sein Auge liegt ihm tief im Kopfe, wie vor Gram, doch iſt es voll Bedeutung und es brennt ein Feuer drinn, dafs ich ihn anzufehen nicht vermag. Bey feiner Ankunft hatt' er feinen Kopf in eine Kutte forgfam eingemummt. Heh, wenn das Benno wäre.

Ritter Wulf.

Geh, du biſt
ein Schwärmer, laufe, fliege, lafs' ihn ein.

Der Knabe kommt zurück und wirft die Thür
weit auf und ſchreit: Komm, Pilger, komm herein!

Der Pilger tritt herein, den Kopf vermummt
in eine Kutt', in langen Wellen flieſst
ſein ſchwarzer Bart herab. Er geht die Hall' herdurch,
ſein Anſehn Majeſtät, ſein Schritt voll Ernſt,
tritt an das helle Tannenfeuer, neigt
ſein Haupt und ſpricht:

Pilger.

Ihr Herren, wer von euch
iſt Ritter Wulf?

Ritter Wulf.

Ich bin es, lieber Gaſt.

Pilger.

Herr Ritter, Gnade Gottes, einen Gruſs

und dieſen Bruder-Handſchlag bietet Euch, durch mich, der arme Benno.

„Benno?“ kreiſcht der Ritter, Benno ſchallt der weite Saal.

Pilger.

Wohl, Benno, Herr! Ihr habet es geſagt.

Ritter Wulf.

Ha! tröſtend Wort des Lebens! Salbung für mein Herz! — Iſts nicht für Wonne, daſs die Knie' mir zittern? — Sagt, wo bettelt er, wo lieſs der Zufall Euch ihn ſehen? — Kommet, ſetzt Euch an das Feu'r — Den Doppelbecher, Knapp, den Doppelbecher her! Ein Trunk vom Rhein erwärmet die erſtarrten Adern. Rücket noch näher, Pilger, daſs das Eis im Bart' Euch

Euch ſchmelze — ſo — und wollt Ihr itzo nicht
die Neugier uns noch höher treiben, wenn es möglich wär', erkläret Euch.

Pilger.

Herr Ritter,
das iſt Euch gern gewährt, nur ſaget mir, iſt dieſes Kreiſes jeder Heinrichs Freund?

Die Herren ſchwiegen, ſtatt der Antwort goſs
ein jeder den geraumen Becher voll
und hielt den Becher hoch empor und rief: Heil Heinrich! Heil auch unſerm Benno Heil!

Der Fremdling ſetzt ſich itzt zutrauensvoll
in ihren Kreis, der um das helle Tannenfeu'r
ſich zieht, das im Kamine Flammen ſchieſst.

Starr aber weilet Ritter Wulfens Blick
auf ihm, als rufe ſein Gefühl ihm zu:
's iſt Benno ſelber! — Aber, wenn er ſieht,
wie tief des Fremden Haupt ihm auf die
Bruſt
herniederhängt, ſein Scheitel greis't, die
Haut,
die dürre Haut ihm am Gebeine kleb't,
zwar Feu'r ſein ganzes Aug', doch ſein
Geſicht
todtbleich und beinern iſt, ſo denkt er:
Nein,
er iſt es nicht! Er wollte reden, öfnete
den Mund und — ſchloſs ihn wieder. Und
der Fremde
begann:

Pilger.

Ihr tranket Kayſer Heinrichs Wohl
und Benno's Wohl; da habt ihr einen Stein
vom Herzen mir gewälzet. So vernehmt

wo ich den Thränenwerthen sah. Ich bin (nach meinem Namen forschet nicht) ich bin ein Deutscher, habe viel gesündigt, viel dafür gelitten, mehr als Menschenkraft ertragen mag. Ja, hätte Gottes Hand in meine Schulter Riesenkraft gelegt, doch wär' ich dieser Last gesunken, wie ein Knäblein unter Mannesrüstung sinkt; allein, mich tröstete das Wort der Kraft: „Ach! unbegreiflich, Herr! ist dein Gericht und unerforschlich deine Wege! Wer hat je des Herren Sinn erkannt? Wer sass in Gottes Rath? und gabst du Gott zuvor, dass itzt dein Stolz Vergeltung heischen mag?“

Zwar wand mir dieſs das Eisen aus der Hand,

doch schien mir alles um mich her zuletzt so fad' und schaal, dass ich den Pilgerstab

ergrif und wanderte. Beym Grabe des Erlöfers betet' ich. Mein Auge fah der Erdbewohner viel und ihrer Städt' und ihrer Gebräuche viel, fah Millionen Menfchen-Gefichter, Menfchen wenig . . .,.

Ein junger Ritter.

Ha! du mifcheft in deine Reden Galle.

Pilger.

Junger Mann, ein nie verblühend Glück erhalte dich bey deinem *fchönen* Glauben.

Ein andrer Ritter.

Aber wo erblicktet Ihr den Bifchof?

Pilger.

Ich durchirre des wilden Paderborns nachtvollften Wald, da feh' ich plötzlich vor der engen Thür'

des einz'gen Strohhüttleins, das weit umher
von Menſchen zeugt, auf einer hinge-
worf'nen,
bemoosten Eichenwurzel, einen Bettler
gehüllt in alte Lumpen ſitzen, in
der Hand ein Stücklein Brod und um ihn her
ein Haufen Kinder, welche kindelich
des fremden Manns ſich freu'n, und deren
zwey,
auf ſeinen Knieen reitend, mit dem runden
Händchen
in ſeinem Barte wühlen. Aber an
des Bettlers Stirne ſtand der tiefe Gram
klar hingezeichnet, wie mit ſchwarzer
Schrift,
als an der Stirne des Verzweifelten,
der tief im Buſen Selbſtmord überlegt.
Und der — war Benno ſelbſt. Ich gieng
hinzu.
Das Unglück macht vertraut. Die Rede fiel

auf Heinrich. Er erzählte mir: er ſey
dem armen Herren in gar manche Fahr
gefolgt, und habe nun, nachdem er, vor
dem Angeſicht' deſſelben, manchem braven,
adlichen Mann' die Kniee ſchlaf gemacht,
in Welſchland ſeine Schulden (denn als
Schuld
und Sünde ſey von dem vergötterten
Halb-Menſchen an der Tiber jede groſse,
preiswerthe That und als Verſchwörung
wider
die Mutter Kirch' ihm ſeine Treue, gegen
den Kayſer, angerechnet) ſeine Schuld
blutſau'r gebüſst, der Kayſer ſaurer noch.
„Dort ſah ich, rief er, dort zum letzten-
mal
den Schmerzensmann! —— Doch — Ihr,
mein lieber Freund,
wie weit gedenkt Ihr noch?“ Ich hoffe
morgen

Land Osnabrück zu ſehen. „Osnabrück?“
Sein Antlitz wurde Feuer — „Osnabrück?
So fraget doch nach einem Ritter Wulf;
ich bitt' Euch, geht nach ſeiner Burg. Sie liegt
nicht weit vom Wege, ſehet, ob ihm noch
an Bettlers-Gruſse lieget, ſehet, ob
er ſeines Benno noch gedenkt und bringet
ihm meinen Gruſs und Handſchlag. O! für mich,
für mich iſt die Gewiſsheit Glücks genug,
daſs meine Lieben froh und frölich ſind.
Ich bettle mich itzt hin nach Oppenheim,
dort hofet Kayſer Heinrich. Biſt auch du
des Pilgerlebens müde? Sey ein Mann.
Auf! Muth gefaſſet! Folge mir und wirf
den Panzer um; es giebt auch Harniſche,
die *dir* gerecht ſind. Lebe wohl!“ — Hier ſpringt
er in die Thür', dankt weinend ſeinem Wirth

und geht. Ihm weinten Wirth und Wirthin
nach,
allein, die kleinen Kindlein heulten laut.
Ihm folg' ich ſicher bald nach Oppenheim;
es giebt auch Harniſche, die *mir* gerecht
ſind —
o! wie behaglich wird das Wort ihm ſeyn:
ich habe Wulfen deinen Gruſs gebracht
und froh geſehen alle deine Lieben.

Ritter Wulf.

Bedauert mich, ich lieg an Ketten; wär'
ich frey, Ihr giengt wahrhaftig, nicht
allein
nach Oppenheim. — Von *dieſer* Seite
rufen
mir Ehr' und Treu' und Freundſchaft; aber
hier!
Burg, Vaterland, der Väter theurer Heerd,
Weib meiner Liebe! — Feindes-Speere
drohen

vor meinem Thor'! ach! Feindes-Speere
lassen
mich hier nicht wählen!

Todtes Schweigen herrschte nun durch den ganzen Saal, bis Wulfens Sohn, der mit weit offnem Mund und grosem Aug' am Blick des fremden Mannes hieng, mit diesem Wort' das Schweigen unterbrach:

Knabe.

Mein Vater, wisst Ihr die Geschichte, die der Reisige, der gestern hier war, uns erzählet hat? 'S ist ja von Benno!

Pilger.

Lieber Ritter Wulf, das ist ein schöner Junge, doch es ist ihm traun! nicht gut, dass er das alles hör't von Benno, fürchtet, dass er denken lernt wie dieser Benno. Wenzeln stellet ihm

zum Beyſpiel vor, den Wenzel, der das Herz des Kayſers ſich erſchlich und dieſes Herz vergiftete; denn glaubet mir, es frommt ihm, wahrlich, baſs — ein Sprößling von der Art der Erſtern Rieſeneiche wird er nie, die kleiner Bäum' ein Heer mit ihrer Aeſte weitſchattendem Gewölbe deckt. Er iſt für unſern Boden nicht — o Gott! es giebt des Epheus allzuviel, das ſchleichend ihn umranket und erſtickt.

Ritter Wulf.

Ihr redet wahr; doch halt' ich baſs, wie Benno betteln, als ein Biedermann; denn in den Häuſern der Gewaltigen, ein reicher Speichellecker, des Landes Mark verſchwelgen.

Knabe.

Vater, ſagt, was iſt's, Ihr ſprecht ſo leiſe?

Ritter Wulf.

Nichts, mein Karl,
erzähle du, wir hören gerne zu.

6.

Knabe.

Die Nacht war grimmig kalt, der Odem fror dem Waller in dem Mund' und heuleten vor Froſt die Wölf' in ihren Höhlen, als der arme Bettler Benno, der nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegt, in ſeinen dünnen zerriſs'nen Lumpen eingewickelt und verlohren bis an die Knie', im ſteif-beeisten Schnee den wilden Wald durchtappte. Zwar war *ſchön* die Winternacht; der klare, runde Vollmond, der herunterlachte durch das flimmernde Geweb' der krauſen Zweiglein, deren jedes

mit einer Silberrind' umgoſſen ſchien,
erhellte ſeine Pfade, zwar war *ſchön*
die Winternacht; allein, ihm fror ſo ſehr!
Und jeder Baum, dem er vorüberſchlich,
goſs ſchauernd Haufen Schnees auf ihn
herab.

Schon drohete ſein Knie zu brechen, als durch eine lichte Schlucht von einem Hügel herab, die Pracht von einer Ritterburg ihm in das Auge glänzt. „Ich kenne dich, o Hügel! Laſs uns ſehn, ob dein Bewohner noch Freund des Kayſers iſt.“ Er flog herauf und klopfte vor das Thor, als wollt' er es in Stücke ſchlagen, denn ihm knirreten die Zähne laut vor Froſt. Der Herr der Burg, der noch beym Becher wachte, ſprang
herbey
und öffnete das Thor — „Herr Ritter,
nur
ein wenig Warmes, einen Trunk, mir friert

das Herz im Leibe feſte!“ — Nimm, doch trink:
Verderben über Heinrich! — Tonnen Golds —
mit Freuden hätte Benno dieſen Trunk
damit erkauft; allein, er hätte ſich
die Zunge lieber ausgebiſſen, als
den Freund verläugnet. Hoch empor
hielt er den Becher und er rief: Verderben,
Verderben über Pabſt Gregor! — Der Schaum
der Wuth entkocht des Ritters Mund', er reiſst
den Trunk ihm von der Lipp' und gieſst den Trunk
ihm vor die Füſse, daſs es klatſcht und ſchmeiſst
das weite Thor mit lautem Krachen zu.
Doch Benno rief ihm nach: „Herr Ritter, kennt
Ihr den nicht mehr, der, als der Kayſer vor
den Sachſen floh, ſein eigen Pferd Euch lieh,

weil Eures ſtürzte?“ — Biſchof Benno! —
hum! —
Ihr ſeyd des Pabſtes Feind — Es iſt mir leid —
Geht, ſucht bey Eurem Heinrich Dach und
Fach.
Starr, wie vom ſchnellen Blitz gerühret,
ſtand
der Jammermann, in dumpfer, ſchrecklicher Betäubung, ſeine beyden Arme ſanken erſchlaft herab. So ſtand er lange Zeit wie in den Boden eingewurzelt, bis allmählig die erſchrockene Vernunft zurückekehrte. —— „Gottes-Ebenbild, der Teufel, welcher dich *mit Einemmal* verhunzen will, er komm' und reiſse nur der ſchwarzen Striche ſchwärzeſten herdurch:
Undankbarkeit!“

Nun fügte ſich es — juſt als er es rief —— (O Gott! ſo iſt es wahr,

was mir mein Pater ſagte: Dankbarkeit,
mein Söhnlein, ſuche bey dem Menſchen
nicht;
ein wildes Thier iſt dankbarer, denn er?) —
ein alter, abgezehrter Jagdhund kroch
aus einem Loch' hervor und blickt' an ihm
herauf und warf mit dieſem Blick den Kopf
empor und ſeine langen Ohren, wand
ſich ſchmeichlend rings um ihn herum und
leckt'
ihm ſeine ſtarren Hände, wedelt' hin
und her mit ſeinem Schweif' und warf
ſich wiederum
vor ſeine Füſse traurig-winſelnd,
als früg' er: Benno, kennſt du mich nicht
mehr?
Und Benno kannte ſeinen ſtummen
Freund. Er hatte
den Hund auf einer Jagd, auf welcher er
den böſen Herrn begleitete, geheilt

von einer Wunde, die des Ebers Zahn
ihm in die Lenden riſs. Und als er jetzo das
dankbare Thier ſich alſo freuen ſah, da ward
die Bruſt zu enge für ſein Herz, herunter
von ſeiner Wange lief die helle Thräne
der ſüſſen Wehmuth. Und er zog hervor
ein Stücklein Brod aus ſeinem Bettlerſack,
und brach das ſchwarze Brod und gab den
gröſsten Theil
dem armen Hunde, nahm den anderen
für ſich und rief und ſprach:
„Wohl dir, du edles Thier, daſs die Natur
dir dieſen Grad von Geiſteskraft verſagt,
der ach, der Schöpfung Herrn zum Schur-
ken macht!“ ——
Er ſchweigt. Die Ritter ſchau'n einan-
der an.
Wie einer, welcher, zwiſchen endlichem
Entſchluſs
und

und Ungewifsheit in der Mitte, mit
ſich ſelber kämpft, ſo ſaſs der Pilger da;
er rutſchte mit dem Stuhle, warf ſich hin
und her unruhig, rieb die Stirne, trocknete
die Augen — Aller Blicke ſah'n auf ihn,
doch wuſste keiner das Erhabene
an ihm und Seltene ſich auszudeuten.

7.

Der Knabe, deſſen Red' ein Thränenſtrohm
erſticket hatte, fuhr itzt weiter fort:

Knabe.

Ein armer Landmann nahm den Helden auf
und als er hier drey ganzer Tage lang
geraſtet, ſetzt er ſeine Reiſe fort
durch eben dieſen Wald. Und kaum noch
wird um ihn
die Waldung nur in etwa dichter — horch!
Gewehre klirren! durch das ſchweigende

Gebüſche wimmert ein hinſterbendes,
kaum-hörbares Ach Gott! — Herr Benno
zuckt
den guten Dolch, den ihm der Kayſer einſt
zum Angedenken gab und den er ſtets
in ſeinem Buſen trägt, und ſpringt und
ſtürzt ſich in
den Dickigt — Siehe da! der ſchändliche
Halb-Teufel, der den Trank dem Durſtenden
vom Munde riſs, liegt hingedehnt im blut-
beſchwemmten Schnee und wälzt ſich neben
ihm
ſein aufgeſchlitztes Roſs und hangen über
ihm der Banditen viere mit empor-
geſchwungnem Dolch! Schon zucken ſie
den Arm,
ſchon ſinkt der Arm —— An Schnell' ein
Wetterſtrahl
ſteht Benno zwiſchen ihnen — Halt!“ —
Noch zaudern ſie. Erträgt auch ein Inſekt

des Löwen Flammenblick? Sein Auge trift das ihrige, ſie flieh'n!

Der arme Ritter ſchlägt den wunden Kopf zurücke, ſich nach ſeinem Retter umzuſehn, erkennt ihn, ſtutzet, ſchlägt ſich vor die Stirne, ſpringt empor und wirft ſich vor ihm auf die Kniee: Du, zum zweytenmal mein Engel, Benno, der du, mehr als Menſch,

wie Gott dich rächſt, vergieb, ich flehe dir, vergieb doch auch, wie Gott und folge mir zu meiner Burg! Ich will zehntauſendfach dir, was du thatſt, vergelten. Edler, komm.

Doch Benno, der dem abgeſeimten Schalk durch Herz und Nieren ſah, erwiederte mit einem Blick' des Ernſts: „Ich bin ein Hund,

der ſeinen Herrn verlor. Er ſucht den Herrn in Gottes weiter Welt. Am Wege ſteht

ein Mann mit Fleiſch und Brod, der lockt den Hund,
denn ihm gefällt der Hund; doch dieſer eilt des ſtracken Weges fort, ihn kümmert nicht was an dem Wege ſteht; er denket nur an das, was er verlor!“

Der Knabe ſchluchzt und ſchweigt. Die Hausfrau weint.
Den Rittern ſtürzen Thränen in den Bart.
Der Pilger ſieht ſie weinen, hält ſich itzt nicht mehr; ſein Blut iſt Feuer und ſein Herz
zerſchmilzt ihm in dem Buſen. Er vergiſst der überläſt'gen Bothenrolle, ſpringt empor, verhüllt ſein glühendes Geſicht und ruft mit herzerſchütternder, gebrochner Stimme:

Pilger.

Ja wohl ein Hund, der ſeinen Herrn verlor!
Allein, er wird ihn wieder finden! Horch!

die Trommel rauſcht und die Trompete
ſchallt!
Rauſch, Trommel Heinrichs! Schall, Trom-
pete, ſchall!
Ich folge dir! Ich folge dir!
Der Becher ſinkt den Rittern aus der Hand.
Um einen Zoll iſt jedes Angeſicht
verlängt und jedes Auge klotzt und jeder
Mund
gähnt, jedes Knie erbebt. Begeiſtert ſpringt
der Wirth von ſeinem Sitz' empor und windet
ſich um des Fremden Hals: Er iſt's! er iſt's!
er iſt es ſelbſt!
„'S iſt Benno! Benno!" rief der ganze Saal,
„'s iſt Benno!" wiederhallete die weite Burg.
Herr Benno riſs aus Wulfens Arm ſich los.
Da hing ſein Kinn ihm nicht mehr auf die
Bruſt;
Hoch ſtand er da und herrlich an Geſtalt,
der Eiche gleich, bey Frühlingsnäherung;

welk ſind um ſie die Blätter, ihr Gewand,
der Rieſenſtamm iſt nichts, denn Saft und
Kraft.

Pilger.

Bin ich denn wirklich Benno? Nun wohlan!
Kommt, meine Lieben, und umarmet mich.
Die jetzigen Sekunden ſind mir werth,
wie Jahre ſonſt. Zu lange weilt' ich ſchon
in dieſer Burg; ein naher Spürhund wird
es riechen, daſs der lang-erſehnte Wolf
von ſeiner Höhle ſich verirrte.

Zorn,
Mitleiden und Erſtaunen ſtarrt ihn hier
aus zwanzig Augen an.

Ritter Wulf.

Ich duld' es nicht.
Fürwahr, ich duld' es nicht; das Herz erfriert
Euch in der Bruſt.

Benno.

Mein Wulf, der Liebende,

dem die Geliebte winket, fragt er erſt: Stürmt, friert es draufsen?

Knabe.

Benno, gehſt du jetzt ſchon wieder? bleib! o Gott! ich weine mir die beyden Augen aus. Du biſt ja hier in *deinem Lande!*

Benno.

Bub', in deinem Mund' liegt ein zweyſchneidig Schwert. —— O Osnabrück! —— Du älternloſe Wayſe!! —— Wulf — gewährt mir eine kleine Bitte: Führet mich auf Euren Thurm, (man ſieht von Eurem Thurm doch Osnabrück?) daſs ich — zum letztenmal — ſie ſehe, meine, meine Stadt!

Man führt ihn auf den Thurm, ſein thränenſchweres Aug' ſieht ſeine, ſeine Stadt. Er blicket hin, blickt einmal, zweymal, dreymal hin und ſchluchzet laut.

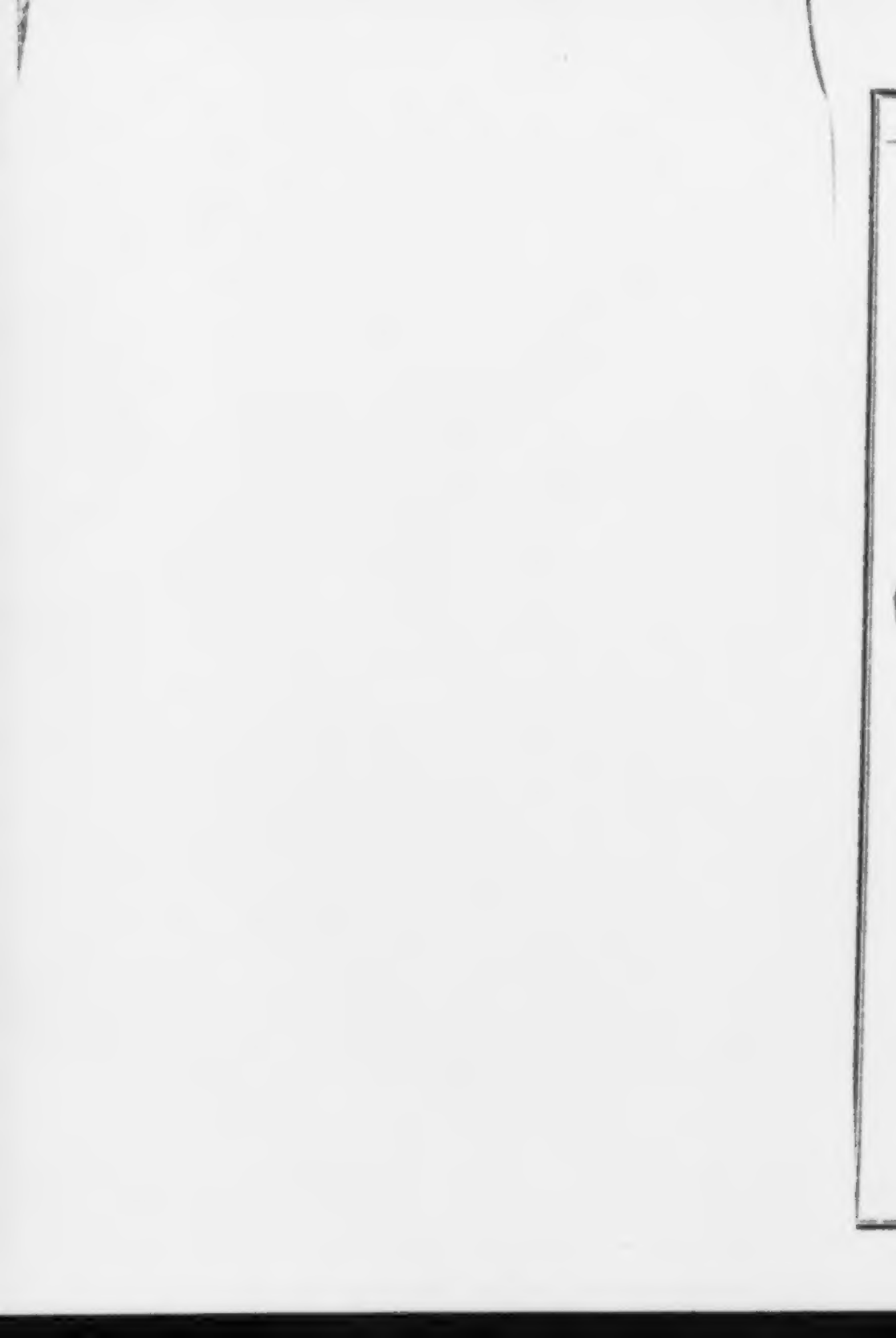
und alle ſchluchzen mit ihm, Greiſe ſchluch-
zen
und Mann und Weib und Kind!

Benno.

Dank, lieber Wulf.
Ich habe ſie geſeh'n — zum letztenmal —
zum letztenmale! Dieſer Benno, der
da vor Euch ſteht, bald faulet er vielleicht
an Meeresſtrand, bald ſchleppet ihn vielleicht
ein Wolf, als Speiſe, ſeinen Jungen zu. —
Ich werde weich — Umarmet mich —
Gedenket meiner.

Ritter Wulf.

Eure Thränen brennen
wie glühend Bley mir auf der Wange.
Nichts
erwiedert Benno, denn ſein ganzes Herze
war
ihm in den Mund gequollen, hüllt ſich ein,
nimmt ſeinen Stab und geht.



Theb. Wilh. Brogtermann's

ſämmtliche Werke.

Theob. Wilh. Broxtermann's

ſämmtliche Werke,

geſammelt und herausgegeben

von

Eduard Wedekind.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Osnabrück,

Rackhorſt'ſche Buchhandlung.

1841.

Wen das Bewußtsein straft, den drücken alle Kronen,
Und wen es glücklich macht, der braucht der Lorbeer nicht.

Brockermann.

Doch sprießt er auf und grünt, den Würdigen zu lohnen,
In Thaten, die zum Kranz die Nachwelt dankbar flicht.

Wedekind.

Vorwort.

Es war am 12. Sept. 1836, als der für Errichtung eines Möſer-Denkmals zuſammengetretene Verein patriotiſcher Männer von Osnabrück ſeine eifrigen Bemühungen durch die Enthüllung und Einweihung des ſchönen bronzenen Standbildes Juſtus Möſers von Drake's junger Meiſterhand mit dem herrlichſten Erfolge gekrönt ſah. Ganz Osnabrück, Stadt und Land, und viele ferne Verehrer Möſers nahmen Theil an dieſer Feier, die durch dieſe Allgemeinheit der Theilnehmenden und durch ihren würdigen Gegenſtand ein wahrhaft erhebendes Volksfeſt wurde, bei dem jeder Einzelne, reich und arm, vornehm und gering, verſchlungen in die allgemeine Woge des Enthuſiasmus, ſich, fern vom Zwange iſolirender Rückſichten, nur als Glied der Geſammtheit, als mitberufen zur Verherrlichung des Großen und Edlen fühlen durfte und fühlte. Was in dieſer reinen Stimmung anklang, das trug die Gewähr des

Schönen und Edlen in ſich, und es war in dieſer Stimmung, daß neben dem Andenken des großen Mannes, dem die Feier galt, auch das Andenken ſeines herrlichen Sängers, das Andenken Theobald Wilhelm Broxtermann's, lebhaft — und ſchmerzlich erneuert wurde.

Wie konnte es auch anders ſein! Schon bei der Grundſteinlegung zum Möſer-Denkmal hatte man B's Nänie auf Möſers Tod mit in den Grundſtein geſchloſſen; der Osnabrücker iſt überhaupt gewohnt, ſeine drei großen Landsleute: Juſtus Möſer, Abt Jeruſalem und T. W. Br. ſtets mit einander im Munde zu führen, und während dem Abt Jeruſalem, der ſein Wirken zunächſt dem braunſchweigſchen Lande zugewandt hatte, gleich nach ſeinem Tode von eben ſo hoher als liebender Hand ein würdiges Denkmal in der Kloſterkirche zu Riddagshauſen errichtet worden war (man ſehe hierüber die weſtphäliſchen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen vom 9. Jan. 1790, oder die braunſchweigſchen Anzeigen vom 21. Novbr. 1789), während Juſtus Möſer nun durch ein ſichtbares Zeichen der Ehre, wie es den Beſten und Edelſten im ganzen deutſchen Vaterlande zukommt, gefeiert war, war T. W. Br. nur Schall und Name, der Schatten ſeiner ſelbſt, in ſeinen zerſtreuten Werken mühſam zu ſuchen, und kaum zu finden, den Wenigſten außer in ſeinen „Gedichten" bekannt, disjecta membra poëtae.

Da klang es an, daß es eine heilige Pflicht der Jetztwelt sei, seine zerstreuten Werke zu sammeln, und, wenn es noch möglich sein möchte, seinen Nachlaß zu retten, und dieser Stimme gehorchend unterzog ich mich diesem Unternehmen, ermuntert von einigen ältern Freunden und Landsleuten B's, und unterstützt von seinen Geschwistern, zumal seinem einzigen Bruder, der in Ankum in tiefer Abgeschiedenheit lebte, und dessen letzte, nun leider auch schon erfüllte, Lebenstage sich an diesem Unternehmen noch einmal erheiterten.

Aber ich fand bald und glücklicherweise, daß noch einige Verehrer und Freunde B's lebten, die, obwohl nicht seine Landsleute, doch als seine nächsten Freunde, ein näheres Recht als ich zu diesem Werke der Pietät zu haben schienen, unter ihnen besonders der Konsistorialrath Schlüter zu St. Mauritz bei Münster und der Schöff und Syndikus Joh. Fr. v. Meyer zu Frankfurt a. M. (Verfasser des Kallias, der poetischen Hesperiden u. m. a.). Schon im Jahre 1806 hatte auf des Erstern Anfrage (im Freimüthigen № 55) der Letztere (das. № 75) erwiedert:

„Die Manuskripte meines Freundes liegen oder „lagen zu München, es ist mir nie gelungen, sie „dort zu befreien. — Der ganze Brortermannsche „Nachlaß erfordert eine Redaktion, die ich — „lediglich zum Vortheile Andrer — unternehmen „wollte; man hat mir aber den Nachlaß nicht

„ausgeliefert. — Durch meine vertraute Bekannt-
„ſchaft mit dem Genius des Entſchlafenen glaube
„ich zu jener Arbeit den nächſten Beruf zu haben.
„Ich trete dieſes Recht Jedem ab, deſſen Hand
„den Todten mehr ehren wird, als die meinige."

Ich wandte mich daher an Beide und an Hrn. v. M. mit der dringenden Bitte, daß er das einſt beabſichtigte Werk noch jetzt unternehmen möge. Beide ſagten mir ihre bereitwillige Unterſtützung zu, aber Hr. v. M. ſchrieb mir zugleich, daß er nach ſo langer Zeit ſeit ſeinen vergeblichen Bemühungen um B's Nachlaß, und bei mehrfach abweichenden Lebensaufgaben, worunter gleichwohl das Andenken des Freundes nie erloſchen ſei, auf jedes ihn betreffende literariſche Unternehmen verzichtet habe und verzichte.

So blieb mir die Löſung der Aufgabe; und wie es ſich in jedem Menſchenleben wohl begiebt, daß durch die Fügung der Umſtände zur Ausführung gelangt, was im Innern lange als Ahnung geruht hat: ſo wurde mir nun zu heiliger Pflicht, was ſeit meinen Jünglingsjahren mein Wunſch geweſen war, ſeit ich zufällig, als Student zum Rheine wandernd, im Jahre 1822 in Darmſtadt den Mann kennen gelernt hatte, der B. die Augen zugedrückt hat, den Hofrath Dambmann. Er war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer B's und hatte mir damals aus deſſen Leben und Nachlaß einiges noch Unbekannte

mitgetheilt. An ihn wandte ich mich jetzt zuerſt; er war todt; ein warmer Freund verſchaffte mir mit vieler Mühe aus ſeinem Nachlaß, was darin noch von B. zu finden war. Ich forſchte nach andern Freunden B's: Schmitt von Marburg, v. Steigentesch, Baron Chriſtoph v. Aretin, v. Babo, Cordes, Theodori — Alle todt; andre Freunde und Bekannte verſchollen, oder doch nicht zu finden, ſelbſt in der Heimath nur noch wenige Freunde B's übrig geblieben, und dieſe Wenigen hatten nur B's jüngere Jahre getheilt; auswärts B's Name ſo gut wie verſchollen, ſelbſt ſeine Werke zum Theil nicht mehr im Buchhandel zu haben! — Aber der härteſte Schlag kam von München, wo der junge Maler, Hr. Ronning von Osnabrück, ſich mit Wärme des Unternehmens annahm, und doch nur die ſo gut wie gänzliche Hoffnungsloſigkeit, B's Nachlaß noch aufzufinden, als Frucht ſeiner vielen Bemühungen ärntete. Ja ſogar B's Grab iſt verloren gegangen.

„Schon hatte ich mir vorgeſetzt," ſchrieb mir Hr. R. unterm 1. Sept. 1837, „Sie mit einer „kleinen Zeichnung von B's Grabe zu überraſchen, „allein es iſt unmöglich. 1815 iſt der ganze „Leichenhof dahier umgearbeitet, und bedeutend „vergrößert, ſo daß Jeder ſeine Grabſtätten verlor, „oder neu kaufen mußte. Wer hätte da an unſern „B. gedacht, der ſchon ſeit 15 Jahren verſchieden „war! Zu gleicher Zeit ſind alle Todtenregiſter

„verbrannt worden, damit, wie ich ausdrücklich „berichtet wurde, nie mehr Nachfragen ſtattfinden, „oder doch ohne Antwort bleiben ſollten."

Wo ich gleich auf eine verlorne Spur kam, war ich oft noch verhältnißmäßig glücklich, da ich viel häufiger erſt auf falſche Spuren geleitet wurde. Maſche mußte ſich an Maſche knüpfen, und oft eine ganze Reihe wieder aufgelöſet werden, bis erſt allmählich aus dieſem labyrinthiſchen Gewebe der ächte rothe Faden ſich abſonderte und zum richtigen Netze verſchlang.

Andre Verdrießlichkeiten, die ſich auf das Erſcheinen des Werkes beziehen, muß ich übergehen, aber wahrlich es war ein Glück, daß ich beim Beginn des Unternehmens dieſe Fülle von Schwierigkeiten nicht zu überſehn vermochte, welche ſonſt wohl geeignet geweſen wäre, auch den muthigſten Eifer von vorn herein niederzuſchlagen; und doch war es andrerſeits die höchſte Zeit, daß das Unternehmen jetzt zu Stande kam, da nach wenigen Jahren, mit dem gänzlichen Erlöſchen von B's Generation Vieles, was ich jetzt noch, namentlich über B's Leben, habe ſammeln können, ganz verſchollen und verloren geweſen ſein würde. Jetzt mag dies Alles für das Publikum ziemlich gleichgültig erſcheinen, doch habe ich ſoviel, als geſchehen, davon anzuführen nicht unterlaſſen mögen, um dadurch gegen freundliche Theilnehmer die verzögerte Erſcheinung des Werkes

zu rechtfertigen, wie ich denn auch, mit Bezug auf meine frühere Ankündigung, einen etwaigen Ueberschuß zu B's Ehre verwenden zu wollen, hier noch, und in so weit mit Bedauern anzeigen muß, daß auf einen Ueberschuß alle Hoffnung schon sehr früh verschwand. Wohl aber wird, daran zweifle ich nicht, die Ausgabe der Werke selbst, wie sie nun vorliegt, B's schönstes Ehrendenkmal sein, und mein Hauptzweck, ihn in die heutige Literatur wieder einzuführen, und ihm dort für alle Zeiten den ihm gebührenden Platz zu ebnen, vollständig erreicht werden.

Man hat zwar mehrfach den Tadel gehört, daß unsre heutige Literatur sich fast zu sehr der Vergangenheit zuwende. Wer aber weiß und bedenkt, wie verschieden die Kulturzustände vor und nach der französischen Revolutions- und Okkupationszeit sind, so verschieden, daß über diese Kluft nur wenige der höchsten Genies glücklich als Zeitgenossen zu uns gekommen, während die andern, der lebendigen Gegenwart entrückt, nur noch traditionell hie und da spärlich bekannt sind, der wird jene Erscheinung in unserer heutigen Literatur einerseits leicht erklärt finden, und sie andrerseits nur dann noch tadeln wollen, wenn jene Alten auch geistig gealtert wären. In dieser Hinsicht aber spreche der jugendlich frische B. nun für sich selbst, obwohl ich auch eine Autorität wie die des Professors Gervinus anführen könnte,

der die Güte hatte, die Göttinger Bibliothek für meinen Zweck durchzuforſchen, und mir unterm 27. Januar 1837 ſchrieb:

„Ihr Unternehmen iſt gewiß recht verdienſtlich. „Gerade in der letzten Zeit führten mich meine „lit. hiſt. Studien auch zu B., und ich wunderte „mich, daß ſo wenig über ihn zu erfahren war. „Sie füllen alſo gewiß eine rechte Lücke aus."

Die Korrektur hat der Lehrer, Herr Roſenthal in Osnabrück zu übernehmen die Güte gehabt, und dabei auch die nöthige orthographiſche Uniform beſorgt, was hier beſonders läſtig war, da B. in dieſer Beziehung in ſehr verſchiedenen Kleidern ſteckte. Natürlich iſt diejenige Orthographie gewählt worden, die in B's ſpäteſten Druckſchriften vorherrſchte, und welche ſich der jetzt üblichen bereits ziemlich anſchließt. Derſelben Orthographie ſind denn, der Gleichförmigkeit wegen, für das Mal auch meine eigene Aufſätze unterworfen worden. —

Und ſo übergebe ich denn meine Arbeit, herzlich froh ſie endlich abſchließen zu können, vertrauensvoll allen Verehrern B's, indem ich zugleich Allen, die durch freundliche Unterſtützung mein Unternehmen gefördert haben, meinen verbindlichſten Dank erſtatte.

Geſchrieben zu Eſens iſt Oſtfriesland am zweiten Oſtertage 1841.

E. Wedekind.

Subskribenten-Verzeichniß
auf
Theob. Wilh. Broxtermann's Werke.

Alfhausen.
Evertmann, Schullehrer.

Amsterdam.
Bertelsmann C. A., Kaufmann.
Cöster, J. G. Kaufmann.
Kellersmann, Kaufmann.
Kriegsmann, C. R. Kaufmann.
Lenz, L. C. Prediger.
Lucas, C. J. Kaufmann.
Meese, J. G. Kaufmann.
Peters, C. G. Kaufmann.
Rahusen J., Kaufmann.

Ankum.
Rojemann, Schullehrer.

Arnsberg.
Baaden, Gymn. Direkt. u. Prof.
Bertelsmann, evangel. Pfarrer.
Grote, Buchhändler.
Kauß, Gymnasial-Lehrer.
Koop, Dr. kathol. Pfarrer und Konsistorial-Rath.
von Lilien, Landrath.
Mettingh, Post-Direktor.
von Schlagen, Land- und Stadt-Gerichts-Direktor.
Schluiter, Dr. Gymn. Oberlehrer.
Schulz, Dr. Gymnas. Lehrer.
Seiberz, L. u. St. Gerichtsrath.
Sommer, Dr. Justiz-Rath.
von Viebahn, Dr. Ober-Reg.-Rath.

Berge.
Hausfeld, Schullehrer.

Bersenbrück.
Buddenberg, Advokat.
Drees, Dr. jur.

Bohmte.
Feldmann, Schullehrer.

Dissen.
Lederur, Pastor.

Clausthal.
Brockmann, Dr. Hof- und Bergmedikus.

Dortmund.
von Derschau, Oberbergrath.
von Ehats, Oberbergrath.
Köppen, Buchhändler.
Kuhfus, geb. Broxtermann, Steuerräthin.
Pilgrim, Landrath.
Wilmanns, L. u. St. Gerichtsdirekt.

Druchhorn (bei Ankum).
Wiemann, Schullehrer.

Elberfeld.
von Knapp, Haupt-Steuer-Amts-Rendant.

Esens (Stadt).
Alts, Kopiist.
Andree, C. W. Kaufmann.
Bangert, Amts-Auditor.
Börner, Wasserbau-Inspektor.
Dircksen, Buchbinder.
Eimen, J. F. Gastwirth.
Eucken, Senator.
Gössel, Kreis-Kontrolleur.
Hennies, Deich-Rentmeister.
Katt, Kaufmann.
Kriegsmann, Rechnungssteller.
Krimping, Apotheker.
Lamberti sen., Senator.
Lamberti jun., Kaufmann.
Lucas, Kaufmann.
Lüning, Amtsvogt.
Meyer, Kantor.
Müller, J. E. Kaufmann.
von Oyen, D. G. Kaufmann.
Pellens, Rentmeister.
Peters, Auktionator.
Reuter, Dr. med.
Rodenbäck jun., Kaufmann.
Schnedermann, Kirchenrath.

Smit sen., Uhrmacher.
de Vries, jun. H. Kaufmann.
Wagener, Amts-Auditor.
Wedekind, Auguſte.
Wedekind, Eliſabeth.
Weyers, Deſtillateur.

Eſens (Amt).

Hafner, Prediger.
Rohlfs, Kaufmann.
Siebels, S. Kaufmann.

Fürſtenau.

Wedekind, C. Amts-Aſſeſſor.

Göttingen.

Kreuzhage, A. Univerſ. Math.

Haag.

Voß, L. A. C. Kaufmann.

Hannover.

Sudendorf, Kandidat jur.

Harderburg.

Engeljohann. Kandidat theol.
Lodtmann, Landrath.

Harſte.

Henrici, Oekonom.

Hünnefeldt.

Meyer, L. Rentmeiſter.

Iburg.

Dürfeld, Amtmann.
Kemper, Amts-Aſſeſſor.
Niemeyer, Paſtor.
Staffhorſt, Dr. L. Oekon. Kommiſſ.

Jeggen.

Schäfer, Schullehrer.

Iſerlohn.

Overweg, C. Juſtiz-Kommiſſär.
Overweg, W. Kaufmann.

Laer.

Hamberg, Paſtor.

Melle.

Block, Prediger.
Fachtmann, Amts-Aſſeſſor.
Fahrenkamp, Amts-Expedient.
Geiſt, Organiſt.
Heilmann, Dr. jur.
Jacobi, Amts-Aſſeſſor.
Reffelt, Lehrer.
Stephani, Buchbinder.

Münſter.

Brockmann, Oberlandger.-Rath.
von Druffel, Kriminal-Richter.
Pellengahr, Dr. med.
Schluiter, Chriſt. Profeſſor.
Schluiter, Dr. Prof. a. d. Akad.
Theiſſing, Ferd. Banquier.
Theiſſing, Buchhändler.

Neuenkirchen in Hülſen.

Berens, Schullehrer.

Neuenkirchen (bei Melle).

Bergmann, Kantor.
Biermann, Paſtor.
Denert, Kaufmann.
Gerding, Paſtor.
Kunſemüller, Dr. med.
Reinhard, Kaufmann.
Schönbaum, Kaufmann.

Oldenburg.

Die öffentliche Bibliothek.
Die Großherzogl. Privatbibliothek.

Osnabrück.

Abeken, Rektor und Profeſſor.
Abeken, Lohnherr.
Abeken, Kaufmann.
Altmeppen, G. B. Sekret.
Andree, Gebrüder, Kaufmann.
Arendt, Sprachlehrer.
Aßmann, Muſiklehrer.
Bahre, Tuchhändler.
Balke, Dr. jur.
von Bar, Juſtizrath.
Bartſcher, Land-Chirurg.
Beckmann, Dompaſtor.
Beckmann, Kreis-Einnehmer.
Behre, Lehrer.
Bibliothek des Raths-Gymnaſii.
Biermann, Gelbgießer.
Billenkamp, A. Schreiber.
Block, W. Primaner.
Blumenfeld, R. Kaufmann.
von Bothmer, Domherr.
Börner, A. Primaner.
Böſe, Kupferſchmied.
Brandenburg, Dr. jur.
Brebeick, Domvikar.
Breuſing, Kaufmann.
Breuſing, Steuerdirektor.
Brinkmann, Tabacksfabrikant.
Brinkmann, F. Lackirer.
Brockmann Witwe, Hauptmannin.
Brockſchmidt, Acciſe-Einnehmer.

to Broxten, Kaufmann.
Bröker, Gebr. Kaufmann.
Brück, Hofmedikus.
Brück, Gebr. Kaufmann.
Busch, Musikus.
Coppenrath, Vikar.
v. d. Decken, C. Lieutnant.
Detering, Advokat.
van Dillen, Gymnasiallehrer.
Dirkes, Gymnasiallehrer.
Doeltz, Landbau-Inspektor.
Dreinhöfer, F. Succentor.
Droop, Dr. med.
Droop, A. Dr. Advokat.
Droop, J. D. Brennereibesitzer.
Dustmann, Seminarist.
Dyckhoff, Rentenierin.
Eggemann, Seminarist.
Ehmbsen, Medizinalrath.
Engelking, Handl. Reisender.
Enners, Fabrikant.
Erxleben, Amtmann.
Ewald, Kalkulator-Geh.
Feldhoff, Gymnasiallehrer.
Fiedler, Obervogt.
Fischer, Seminarist.
Fischer, G. Primaner.
Flohr, H. R. Fabrikant.
Flohr, J. C. Kaufmann.
Fortlage, M. Gymnasialdirektor.
Franke, Revisor.
Fredewest, J.
Führing, Konsist. Pedell.
Geers, A. W. Kandidat philol.
Georgi, M. Dr. Gymnasialdirektor.
Goldschmidt, Domprediger.
Gösling, C. Kaufmann.
Gralmann, Mechanikus.
Gruner, Dr. Kammer-Konsulent.
Gruner, G. Magister.
Hagemann, Kanzlei-Sekretär.
Heine, Lieutnant.
Hemker, Dr. med.
Hermerding, Regist. Schreiber.
Heyl, W. Uhrmacher.
Hoberg jun., Kaufmann.
Hilkenkamp, Fabrikant.
Hoffmeister, Leggemeister.
Hoppe, H. Seminarist.
Hollenberg, Kanzlei-Prokurator.
Huesmann, A. Gärtner
Hugenberg, C. Advokat.
Hugenholz, Primaner.
von Hugo, F. Major.
Hübepohl, Bäcker.
Hübepohl, Uhrmacher.
Jantze, E. Kopiist.
Iden, Superintendent.
Jeltrup, C. Amtsschreiber.
Kemper, Apotheker.
Kemper, J. W. Kaufmann.
Kerksieg, R. Seminar-Inspektor.
Kettler, Hauptmann.
Kielmann, C. L. Kaufmann.
Kirsten, Musikmeister.
Kleyböcker, Lehrer.
Klövekorn, Prokurator.
Knille, Dr. med.
von Knyphausen, Graf Reg.-Rath.
Könemann, Rentenier.
Küchenmeister, Musikus.
Lahrmann, Seminarist.
Lammers, Bäcker.
Lammers, Domkaplan.
Lamping, Mad., geb. Broxtermann.
Lange, G. Primaner.
Lange, G. H. Kaufmann.
Lantz, Kaufmann.
Lanwer, Inspektor.
Lingebach.
Lodtmann, Direktor.
Logemann, Buchhalter.
Lüpke, Weihbischof.
Lüpke, Bäcker.
Lütgen, Obristlieutnant.
Lyra, Kanzlei-Registrator.
Mannes, Steuer-Einnehmer.
Marwedel, Stadt-Kontrol.
Meine, Kaufmann.
Meuerer, Priester.
Merhoff, Dr. med.
Merhoff, Gastwirth.
Meppen, Postgehülfe.
Meyer, Subkonrektor.
Meyer, Lieutnant und Adjutant.
Meyer, Major.
Meyer, G. F. Senator.
Meyer, J. F. Weinhändler.
Misselhorn, Kasernier.
Moll, C. A. Kaufmann.
Morjan jun., Kaufmann.
Möller, H. B. Seminarist.
Möller, H. D. Seminarist.
Mönster, Gastwirth.
Müldener, Hauptmann.
Müller, Lieutnant a. D.
Müller, H. O. Kaufmann.
Nardhaus, Mauermeister.
Negengerd, Färber.
Niemann, Primaner.
Oelert, H. Kaufmann.
Ohnewehr, Dr. u. Konsist. Sekr.

Otto, Pr. Lieutnant.
Pagenstecher, Dr. Stadtrichter.
Pagenstecher, Justizrath.
Pauli, G. Kaufmann.
von Pestel, Frau Reg. Räthin.
Petersen, Hauptmann.
Pfeffermann, Kaufmann.
Pieper, Lehrer.
von Plate, Lieutnant.
Pratje, Kassengehülfe.
Prenzler, Schuhmachermstr.
Prinz, Kanzlist.
Prüßmann, Math.
Quirl, Papierfabrikant.
Rasch, Schornsteinfegermeister.
Raven, Dr. med.
Renziehausen, Kaufmann.
Rhotert, Kanzlei-Prokurator.
Richard, Vikar.
Richard, Architekt.
Richter, Rud. Kaufmann.
Rose, F. Schuhmacher.
Roth, J. Weinhändler.
Rölker, G. Rektor.
Sautermeister, Färber.
Schmedes, Dr. jur.
Schmitz, G. Kaufmann.
Schneider, G. Kaufmann.
Schröder, Kaufmann.
Schultze, H. W. Kaufmann.
Schürmann, D. Succentor.
Schwartze, E. Kandidat jur.
Schwicker, Obervogt.
Schwicker, Struktuar am Dom.
Schwieterina, Magister.
Schwieterina, H. J. Kaufmann.
Seling, Kaplan.
Sell, L. Buchhalter.
Serzel, Frau Doktorin.
Sickmann, G. Kaufmann.
Simon, Wasbau-Inspektor.
Sohns, G. Kommissionär.
Steinwedell, Hauptmann.
Struckmann, Justizräthin.
Stuckenbrock, Seminarist.
Stüve, Dr. Bürgermeister.
Stüve, Amtmann.
Stüve, Konrektor.
Taphorn, Domvikar.
Tenge, J. J. Wittwe.
Thiele, Vikar.
Tiemann, Kollaborator.
Tiencken, Steuer-Einnehmer.
Timmer, J. A. Drechsler.
Tittmann, Kandidat theol.
Toel, L. Primaner.
Veltmann, Apotheker.
Vezin, Konsist. Math.
Vezin, Hofmedikus.
Vezin, Reg. Math.
Waldmann, F. A. Kaufmann.
Wedel, Graf, Landdrost.
Weßberge, Forst-Sekretär.
Wellenkamp, Gymnasiallehrer.
Wellinghoff, Schneidermeister.
Weste, Lehrer.
Westerkamp, Dr. Stadtrichter.
Westerkamp, C. Fabrikant.
Weymann, Chr. Kaufmann.
Wieman, Dr. Polizei-Kommissär.
Wieman, F. G. Kaufmann.
Wirdtberst, Advokat.
Witte, Drechsler.
Wübbel, Magister.
Wynecken, Amts-Assessor.
Zangenberg, Drechsler.

Osterwalde.

von Vincke, General-Lieutnant.

Papenburg.

Ilfering, Schullehrer.

Riemsloh.

Drees, Pastor.
Lange, Auktionator.
Winzer, Amtsvogt.

Rinteln.

Bösendahl, G. Buchhändler.

Ritterhude.

Plump, Frau L., geb. Wedekind.

Rotterdam.

Tepe, J. C. G. Kaufmann.

Sandkrug. Powe.

Stiel, Gastwirth.

Schinkel.

Goldkamp, Schullehrer.

Soest.

Overweg, Gastwirth.
Rose, Dr.

Talge (bei Badbergen).

Wiedold, Schullehrer.

Wetter.

Lebebur, Gutsbesitzer.

Witten.

Bergen, C. Fabrik-Inhaber.

Inhalt.

	Seite
Verzeichniß der Quellen über Brextermann's Leben und Schriften	1
Ueber Brextermann's Leben und Schriften	10
Brextermann an das Publikum	50
Brextermann an ſeinen Vater	55
B. an ſeinen Vater	59
Derſelbe an Denſelben	61
Derſelbe an Denſelben	65
B. an Schlüter	65
Derſelbe an Denſelben	69
B. an. J. F. von Meyer	72
B. an Schlüter	73
B. an ſeine Mutter	75
Theodori an den Rath Brextermann	76
Dambmann an Joh. Fr. von Meyer	77
Wilhelmi an Brextermann's Schweſtern	78

Vermiſchte Gedichte.

Beim Eintritt ins 21ſte Lebensjahr. Juni 1791	83
Schön Roſamond	87
Türkiſche Grabſchrift	95
Vaterlandslied. Der weſtph. Geſ. zu Gött. gewidmet	96
Rath	97
Der Schall	98
Quelle des Mißtrauens	100
Empfindungen bei Möſers Tod. Im Jan. 1794	100
Epileg beim Schluſſe des Theaters zu Osnabrück	101
Impromptü beim Anblick einer ſchönen Gegend	107
Trinklied für Waſſertrinker	107

Seite

Bei der Amts-Jubelfeier des Vize-Kanzlers Hartmann zu Osnabrück 108
Trinklied 110
In Lydias Stammbuch 112
An Fanny. Auf ein Stammbuchsblatt 113
Aut Caesar aut nihil. An Kaiser P. v. R. . . . 114
Lobgedicht auf die Dichtkunst 114
Lobgedicht auf den Frieden von Kampo Formio . . . 115
An Joh. Friedr. v. Meyer. Zum Geburtstage . . . 116
Röschen. Eine Romanze 117
Die osnabrückischen Alterthümer 128
Stadt Osnabrück. Erstes Fragment 131
Gretesch. Zweites Fragment 137
Wittekindsburg. Drittes Fragment 143
Schlachtfeld an der Hase. Viertes Fragment . . 149

Größere erzählende Gedichte.

Der Tod Gustav Adolphs. Erstes Buch 155
Zweites Buch 181
Wittekind, Feldherr der Sachsen. Ein Fragment . . 200
Der Osterkuchen 230
Benno, Bischof von Osnabrück 242

Lehrgedicht. Drama. Abhandlungen.

Pope's Versuch über den Menschen 275
Ehrgefühl und Liebe oder der Cid 338
Versuch über das Schöne 472
Alba's Verwaltung der Niederlande 487
Demophilos an Eukrates: Ueber die Gränzen der Staatsgewalt und ein gewisses, in der Konstitution vom Jahre 3 nicht enthaltenes Mittel, die Freiheit der Beherrschten gegen die Anmaßungen der Beherrscher zu sichern 545
Anhang 569

Verzeichniß der Quellen über Broxtermann's Leben und Schriften.

Da ich gewünſcht habe, den Text ſo wenig als möglich durch Anmerkungen zu unterbrechen: ſo will ich die Quellen, nach denen ich Broxtermann's Schriften geſammelt und ſein Leben beſchrieben habe, hier hinter einander aufführen. Sie ſind im Allgemeinen ſehr mangelhaft, und erforderten eine Berichtigung, Ergänzung und Verknüpfung, welche, in ſo weit ſie mir gelungen, nur durch handſchriftliche Nachrichten möglich geworden iſt. Diejenigen von dieſen, welche ein allgemeineres Intereſſe in Anſpruch nehmen können, oder beſonders wichtig für die Chronologie und dunkle Perioden in Broxtermann's Leben ſind, laſſe ich der Biographie als Anlagen folgen; die andern bin ich bereit im Manuſkripte Allen vorzuzeigen, die ſich dafür intereſſiren möchten.

Von den gedruckten Quellen ſind mir einige trotz aller Bemühung nicht zugänglich geworden; ſie ſind in dieſem Verzeichniß mit einem Stern bezeichnet, und werden übrigens nicht ſehr bedeutend ſein.

A. Von Broxtermann's Werken ſind ſelbſtſtändig erſchienen:

1) 1789. Benno, Biſchof von Osnabrück; ein Traum aus unſrer Väter Zeit. Ohne Angabe des Verfaſſers und des Druckorts (Münſter) (a. L. Z. 1789, B. 3, . V 300, S. 856.)

2) 1794. Gedichte von T. W. Brortermann. Münſter, bei Franz Plattvoet. 8. (a. L. Z. v. 1797, B. 3, № 269, S. 493 — 500, — * Obert. a. L. Z. 1794, B. 1, S. 864 — 867, — * Kritiſche Bibl. d. ſch. Wiſſenſ. 1795, B. 1, S. 119 — 134). Sie enthalten den Benno in ganz veränderter Geſtalt, und außerdem Guſtav Adolfs Tod, Wittekind, Oſterkuchen und vermiſchte Gedichte.

3) * 1798. Prysverhandeling over de Marken en Markengenoetschappen, de noodzakelykheid vanen de middelen tot derzelven vernietiging; door *T. W. Broxtermann*, uitgegeven op last van het intermediar bestuur van het voormolig gewest Gelderland. Te Arnhem by Moelemann. 8. mit dem Motto: la nature n 'attend qu' une bonne loi, pour produire des tresors; eine gekrönte Preisſchrift; iſt im Buchhandel nicht mehr zu haben.

4) 1798 — 99. Blüten des Auslandes. Eine Sammlung von Ueberſetzungen vorzüglicher, beſonders didaktiſcher und erzählender Gedichte. Herausgegeben von T. W. Brortermann. Erſtes Bändchen. Pope's Verſuch über den Menſchen. Osnabrück, bei Karl u. Komp. 1798; mit dem beſondern Titel: Alexander Pope's Verſuch über den Menſchen an St. John Lord Bolingbroke. Eine metriſche Ueberſetzung mit den nöthigſten Anmerkungen und Wilhelm Warburtons Kommentar. Von T. W. Brortermann. Osnabrück, bei Karl und Komp. 1799, 16. (Obert. a. L. Z. v. 1799, B. 1. S. 860 — 62. — * Erlanger L. Z. v. 1799, 1. S. 453. — Würzb. gel. Anz. 1799. II. S. 541.)

5) 1799. Ehrgefühl und Liebe, oder der Eid, ein Trauerſpiel in 4 Aufzügen von T. W. Brortermann. Brandenburg, in der Leichsſchen Buchhandlung, 16. (Neue allgem. d. Bibliothek, B. 62, St. 1, S. 107 f.)

Nach Meuſels Gelehrten-Lexikon iſt daſſelbe, umgearbeitet für die Münchener Schaubühne, München 1800, 8. erſchienen, und findet ſich auch im Katalog

der Leipziger Michaelis-Meſſe de 1800 aufgeführt, ſcheint aber gleichwohl nicht erſchienen zu ſein; wenigſtens iſt es im Buchhandel nicht zu haben. Baader und Jördens führen auch nur jene erſte Ausgabe an.

6) 1799. Demophilos an Eukrates: Ueber die Gränzen der Staatsgewalt und ein gewiſſes, in der Konſtituzion vom Jahre 3 nicht enthaltenes Mittel, die Freiheit der Beherrſchten gegen die Anmaßungen der Beherrſcher zu ſichern. Germanien; mit dem Motto:

Hoc uno Reges olim sunt sine creati,
Dicere jus populis, injustaque tollere facta, und
Non per far, ma per non far (Dante) (* Erlanger L. Z. v. 1800. 1. S. 472.)

7) * Die holländiſchen Bücher-Kataloge erwähnen auch eine Abhandlung Brortermann's over Kerke en Staat en derzelven betrekking; Arnhem by Moelemann (1796 oder 97), die aber weder im Buchhandel zu haben, noch ſonſt zu erlangen geweſen iſt.

B. Zeitſchriften, welche etwas von Brortermann enthalten.

8) * Die münſterſche Monatsſchrift von 1786 enthält die erſten poetiſchen Verſuche von Brortermann, kleine Gedichte unter den fingirten Chiffern v. B. — Diejenigen von ihnen, welche Brortermann ſelbſt für werthvoll genug gehalten hat, werden in die ſpätere Ausgabe ſeiner „Gedichte" übergegangen ſein.

9) Wielands Teutſcher Merkur:

a. 1788. Mai, S. 434—459: Benno.

b. 1794. St. 12, S. 329—353: Ueberſetzung des erſten Geſanges des Orlando furioso in Herametern. (Der zweite Geſang in reimfreien Stanzen, ohne Brortermann's Namen, vermuthlich von Joh. Fr. v. Meyer. Daſ. 1795. St. 3, S. 289—314.)

c. 1795. St. 6, S. 130—158 u. St. 8, S. 378—400: Alba's Verwaltung der Niederlande. Die am Schluß verſprochene Fortſetzung iſt nicht erſchienen.

d. 1795. St. 6, S. 210 — 223: Röschen, eine Romanze (cf. № 12 ad a.) Nach Jördens ſoll auch die Nänie auf Möſers Tod (Januar 1794) im Merkur ſtehen; die Stelle iſt aber nicht angegeben.

10) In den in Osnabrück erſchienenen weſtphäliſchen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen habe ich nur Folgendes gefunden:

a. 1789. St. 8, 9, 19, 20, 28, 29. Osnabrückiſche Alterthümer, unterz. T. W. B.

b. 1793. St. 1: „Der Schall," unterz. *** (in der Sammlung ſeiner Gedichte von 1794 aufgenommen.)

c. 1794. St. 4: „Empfindungen bei Möſers Tode" (desgl.)

d. 1795. St. 21: „Bei der Amts-Jubelfeier des Vizekanzlers Hartmann zu Osnabrück;" ohne Unterſchrift, jedoch nach allgemeiner Annahme und nach dem beſondern Zeugniß des weil. Kreis-Einnehmers Warnecke zu Osnabrück, eines von Brortermann's nächſten Freunden, von Brortermann herrührend.

11) Nach Baader hat Brortermann auch für das ſchleswigſche Journal, für die Leipziger Monatsſchrift für Damen und andre Zeitſchriften mehrere, theils hiſtoriſche, theils äſthetiſche, aber meiſtens anonyme Aufſätze und Beiträge, auch für die obert. a. L. Z. 1800 bis Sept. Rezenſionen geliefert.

C. Nach Brortermann's Tode erſchien noch Folgendes:

12) In von Halems Irene

a. 1802. Juni. S. 150 — 160: Die Sorge des Mädchens, eine Erzählung unter Cordes Namen; womit ſie auch in * Solbrigs Muſeum der Deklamation Theil I. Pag. 287 übergegangen ſein ſoll. Dieſe Erzählung iſt nichts Anders, als eine verwäſſerte und verſtümmelte zweite Edizion von Brortermann's Röschen (№ 9 ad d.) und Corde erlitt von ſeinen und Brortermann's Freunden vielfache Anfechtung darüber, daß er hier nicht ganz redlich

an Brortermann's Namen gehandelt habe, was auch am Schluß des Septemberheftes der Irene von 1802 eine „Berichtigung" zur Folge hatte.

b. Daſ. S. 161: an Fanny; auf ein Stammbuchsblatt, mit Brortermann's Namen.

13) Niederrheiniſch-Weſtphäliſche Blätter, herausgegeben von Wilh. Aſchenberg, 1802, zweiter Band, drittes Quartal: Verſuch über das Schöne von F. (rectius Theob. Wilh.) Brortermann, mitgetheilt vom Profeſſor Schreiber; (mit einem wehmüthigen Nachruf vom Herausgeber.)

14) Muſenalmanach für das Jahr 1802, herausgegeben von B. Vermehren, Pag. 107: Bonaparte, nach aufgegebenen Endreimen und Thema, im Jänner 1799. (Auch in den osnabrückiſchen Erholungsſtunden 1838, № 14.)

15) Das Mindener Sonntagsblatt von 1823, № 28, 29, 40 u. 1824, № 7—9 u. die osnabrückiſchen Erholungsſtunden von 1838, 16. sqq. enthalten eine Jugendarbeit Brortermann's „Graf Dietrich von der Mark, ein Traum aus unſrer Väter Zeit," herausgegeben dort von Waldlieb, hier von F. v. W. (Fritz vom Walde.)

Der Herausgeber, welcher mir erlaubt hat, ſeinen wahren Namen hier zu größerer Bürgſchaft zu veröffentlichen, iſt der Königliche Förſter, Friedrich Müller zu Sondermühlen bei Melle, der erſt unter dem Namen Waldlieb, dann als Fritz vom Walde für mehrere Zeitſchriften geſchrieben, und im Jahre 1839 unter ſeinem wahren Namen eine ſchätzbare Monographie über das Bergſchloß Ravensberg herausgegeben hat. Dieſer hat Brortermann's Manuſkript von ſeinem, Müllers, Oheim, weil. Paſtor zu Pr. Oldendorf erhalten, der ihm dabei erzählt, daß er ſolches von Brortermann, den er im Griechiſchen unterrichtet, bei deſſen Abgange zur Univerſität ſtatt Honorars erhalten habe. Das Manuſkript führt das datum: Juli 1787.

D. Zum erſten Mal erſcheint hier Folgendes:

16) Das Trinklied: „Hippokrat, den Kos verehret," mitgetheilt vom Förſter Müller, deſſen Manuſkript vom Grafen Dietrich von der Mark es angehängt iſt; darnach alſo auch von 1787.

17) Das Trinklied: „Wer Geſang und Freude liebet," 1797, den 30. April zu Glandorf in frohem Kreiſe gedichtet, und als Manuſkript von Brortermanns Freunden aufbewahrt, mitgetheilt vom Profeſſor Abeken zu Osnabrück.

18) „In Lydias Stammbuch" 1797. Mitgetheilt von Brortermann's Schweſter, der Steuerräthin Marianne Kuhfus, geb. Brortermann zu Dortmund.

19) Aut Caesar aut nihil; 1799 mündlich vom ſeitdem verſtorbenen Hofr. Dambmann zu Darmſtadt, in deſſen Armen Brortermann geſtorben iſt.

20) Einige bout-rimés (1797—98: Lobgedicht auf die Dichtkunſt; Lobgedicht auf den Frieden (von Campo Formio); an Joh. Fr. v. Meyer; auf den Kongreß von Raſtatt — aus Dambmanns Nachlaß.

21) Mehrere Briefe von und über Brortermann, die wichtigſten darunter vom Konſiſtorialrath Schlüter zu St. Mauritz bei Münſter.

E. Literariſche und biographiſche Notizen.

22) * Obert. a. L. Z. 1800. II. S. 543.

23) Erlanger L. Z. 1800. Sept. Intell.-Blatt S. 327. (dürftige Notiz.)

24) A. L. A. 1801, № 157, S. 1501 f.

25) Meuſels Gelehrten-Lexikon von 1802 (von Schlüter).

26) Weſtphäliſcher Anzeiger von 1802, № 93 und 94 (von demſelben, das Vollſtändigſte, was bisher über Brortermann erſchienen iſt. Ich habe dieſen Aufſatz an vielen Stellen meiner Biographie wörtlich benutzt).

27) Das gelehrte Baiern von K. A. Baader (1804).

28) Der Freimüthige von 1806, № 55 (über den Eid und Anfrage wegen Brortermann's Nachlaſſes, von Schlüter).

29) Daſ. № 75 (Erwiederung von Joh. Fr. v. Meyer).

30) Eos von 1810, № 36 (Schlüter über Brortermann's Eid und Nachlaß).

31) * Schlichtegrolls Nekrolog von 1811. (?) Derſelbe ſollte nämlich eine vollſtändige Biographie von Brortermann, die Schlüter bearbeitet hatte, enthalten; ſie ſcheint aber nicht erſchienen zu ſein. Sie wurde durch Docen, Brortermann's Landsmann und Kuſtos an der Münchener Bibliothek auf desfallſige Bitte Schlichtegrolls veranlaßt.

32) Jördens Gelehrten-Lexikon (1810).

33) O. L. B. Wolffs Enzyklopädie der deutſchen National-Literatur. B. 1, S. 415.

34) Was Rotermunds gelehrtes Hannover (Bremen 1823) über Brortermann (und ſeinen Vater) anführt, iſt konfuſes Zeug.

35) Böttigers literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen; Tagebuch vom 24. Nov. 1794.

36) Staatsrecht der konſtituzionellen Monarchie. Begonnen von Joh. Chriſt. Frhrn. v. Aretin, nach des Verfaſſers Tode fortgeſetzt durch Karl v. Rotteck. 2ten B. 1. Abth. Altenburg 1827. S. 181, Anm. 4.

37) Die erſte Ausgabe des Konverſazions-Lexikons ſoll eine kurze Notiz enthalten.

38) *) Raßmanns münſterländiſches Schriftſteller-Lexikon, Lingen 1815 (wahrſcheinlich).

Es bleibt hiernach noch übrig, dasjenige zu leichter Ueberſicht zuſammen zu ſtellen, was mir aus den vorſtehenden Quellen und handſchriftlich

F. über Brortermann's verloren gegangenen Nachlaß

bekannt geworden iſt.

39) Zuvörderſt wäre hier die ad № 5 erwähnte zweite Bearbeitung des Eid aufzuführen. — Beim Münchener Theater, wo ſeitdem ſieben Intendanten gewechſelt haben, und der große Theaterbrand vorgefallen, iſt das Manuſkript nicht aufzutreiben geweſen. Es iſt ungewiß, ob der neue Eid dort je zur Aufführung gekommen iſt.

*

40) Die Preisschrift über die Marken wurde 1797 — 99 von Brortermann deutsch bearbeitet.

41) Die Uebersetzung des rasenden Roland gedieh in derselben Periode bis zum vierten Gesange einschließlich. Das Manuskript davon wurde von Brortermann Schlütern zur Ansicht mitgetheilt.

42) Der ad № 13 erwähnte Versuch über das Schöne ist vermuthlich ein Abriß aus einem größern System der Aesthetik, welches Brortermann in Gemeinschaft mit einem Italiäner Wilhelmi bearbeitete.

43) Briefe und kleinere Gedichte werden gewiß noch mehrere von Brortermann vorhanden sein. In Holland sollen sogar noch einige holländische Lieder von ihm kursiren; ich habe jedoch nichts Näheres darüber erfahren können.

Alles dieses wäre zu verschmerzen, wenn nur

44) sein Epos Wittekind gerettet wäre. Professor Abeken hat das Manuskript noch im Jahre 1805 in Berlin bei Cordes eingesehen. Cordes aber ist im Jahre 1807 in München im Hospitale gestorben. „Das Mißlichste (schrieb Docen darüber an Schlüter) nach seinem Hinscheiden war die schnelle, von mir in den Augenblicken gar nicht vermuthete Verfügung des Hofgerichts über seine Effekten und Papiere, deren man in der Eile sich bemächtigte, und — mit Ausschluß der Rechnungssachen — verbrennen ließ. Nur Weniges habe ich vindiziren können;" und später (als Docen die Biographie für Schlichtegrolls Nekrolog erbat — s. o. № 31).

„Ich habe zwei Briefe Brortermann's an Cordes, „die es vorzüglich verdienten, bekannt gemacht zu wer„den." Wenn diese beiden Briefe, die auch nicht einmal bekannt geworden, Alles sind, was Docen bei Cordes Tode gerettet hat: so ist der Wittekind vermuthlich in den Flammen aufgegangen. Nach Schlüters Aufsatz in der Eos (oben № 30) haben sich in Cordes Händen außerdem „die ganze, in biographischer Hinsicht äußerst „wichtige Korrespondenz, die Brortermann während seines „Aufenthalts in Göttingen, in Holland und in Baiern

„mit einem ſeiner vertrauteſten Freunde geführt, ſo wie „ſeine früheren, nicht zum Druck beſtimmten Schriften, „viele Kollektaneen und Exzerpte" befunden, die ſomit auch verloren wären.

Docen iſt ſeitdem auch verſtorben, wie die meiſten von Brortermann's Freunden, unter denen ich den Frhrn. Chr. v. Aretin, weil. Direktor der Bibliothek in München, den Marburger Schmitt, Dr. Karl Auguſt Wilhelmi, Theodori, Kanzler Sr. Durchlaucht des Herrn Herzogs Wilhelm in Baiern, Beigel, derzeitiger kurſächſiſcher Legationsrath in München, Hofrath Dambmann zu Darmſtadt, Profeſſor K. W. Juſti zu Marburg, Profeſſor Schreiber, Bouterweck, von Steigentesch, von Babo namhaft mache. An ihre Erben, ſo wie an alle noch lebende Freunde Brortermann's ergeht mein dringendes Geſuch, mir auch noch jetzt, nachdem dieſe Ausgabe erſchienen iſt, gefälligſt Alles mittheilen zu wollen, was ſich noch über Brortermann finden laſſen möchte. Es wird dazu dienen, als Nachtrag dieſe Sammlung zu vervollſtändigen, und in dieſer Verbindung ſeine wahre Bedeutung und rechten Werth erhalten.

Insbeſondere aber erſuche ich — da Brortermann im Jahre 1800 in München unbeerbt verſtarb, was ein gerichtliches Verfahren über ſeinen Nachlaß zur Folge gehabt haben wird — alle Herren, die bei dem betreffenden Gerichte angeſtellt ſind, gefälligſt die gerichtlichen Akten nachzuſehen, ob bei ihnen ſich noch Manuſkripte und Briefe von Brortermann befinden. Der damalige beſtellte Kurator von Brortermann's Nachlaß, falls er noch lebt, wird vielleicht noch einige Auskunft geben können. Eine Reiſe nach München, die ich eigens zu dieſem Zwecke unternehmen wollte, iſt mir nicht verſtattet worden.

Ueber Brortermann's Leben und Schriften.

Theobald Wilhelm Brortermann wurde im Juni 1771 zu Osnabrück geboren. [1]) Seine Eltern waren katholisch; sein Vater (Friedrich Wilhelm Brortermann, gebürtig aus Riemsloh bei Melle) ein tüchtiger Advokat, bekleidete unter der damaligen Fürstbischöflichen Regierung zugleich die Stelle eines Dom-Syndikus und Sekretärs am Offizialat-Gerichte mit dem Ehrentitel als Rath; er war vermählt mit Wilhelmine geb. Wahlen, einer Tochter des Kanzlei-Prokurators und Notars Theobald Wahlen zu Osnabrück, der unsern Dichter, das erstgeborne Kind seiner Eltern, zur Taufe hielt, sich seines Enkels stets mit Liebe annahm, und sich tief dem jungen Gemüthe einprägte als das Muster eines humanen und hochherzigen Mannes, in dem sich Thätigkeit, Entschiedenheit und Biederkeit in hohem Maße vereinigten. Nach ihm war Brortermann's Mutter geartet, eine gute, kluge und sehr religiöse Frau, die bei überhäuften Geschäften des Vaters fast allein Theobalds erste Erziehung leitete, und auch später stets mit vermittelnder Liebe ihn

Anmerk. [1]) Er wurde am 15. Juni 1771 in der Domkirche zu Osnabrück getauft, und ist also wahrscheinlich am 12. Juni 1771 geboren, doch konstirt der Geburtstag nicht näher. Meusel, Jördens und Baader sind darnach zu berichtigen.

ſchützte, wenn das junge Dichtergemüth, wie es nicht anders ſein konnte, mit dem ſtrengen Vater und mit dem praktiſchen Leben überhaupt in manchen Konflikt gerieth. Denn der Vater, obwohl nicht ohne Geſchmack an der ſchönen Literatur — er liebte beſonders Klopſtocks Werke und Miltons verlornes Paradies, die er ſeinen Kindern gern zu leſen gab — war doch ſeiner ſtreng ehrenhaften, aber auch ſtreng juriſtiſchen Lebensrichtung nach, und befangen in kleinbürgerlichen Vorurtheilen, zunächſt nur geneigt, das unmittelbar Praktiſche zu ſchätzen, indeß der Knabe, ganz wie er ſich in ſeinem erlebten Gedichte „der Schall" ſchildert: ſein Herz ein wohlgeſtimmtes Saitenſpiel, das jedem Lüftchen anklang, immer rege, ſeine Phantaſie kleine, klare Bilder ſchaffend, eine magiſche Laterne, ein wahres Dichter-Gemüth war.

Die nächſten Jahre ſchenkten ihm fünf Geſchwiſter, denen er als der Erſtgeborne vorſtand, und mit denen er oft und gern der Mutter horchte, die mit Nachdruck zu erzählen und Lehren zu geben wußte. Nachahmungstrieb und eigne Phantaſie machten ihn bald ſelbſt zum Erzähler, und häufig trug er nach dem Abendeſſen den um ihn kauernden Geſchwiſtern Mährchen von der Fee Karabeſſe vor, unter deren Namen alle möglichen Fabeln von verwünſchten Prinzen und Prinzeſſinnen und allerlei ſeltſamen Erlöſungsmitteln durchgingen.

Das Talent, das ſich in dieſem kindiſchen Spiel verrieth, zeigte ſich auch auf der Schule.

Brortermann beſuchte das gymnasium Carolinum ſeiner Vaterſtadt, auf dem damals vorzugsweiſe ſtrenge Wiſſenſchaften, namentlich Mathematik und alte Sprachen, beſonders Latein, gelehrt wurden. Die Mathematik wollte ihm wenig zuſagen; erſt ſpäter, als er, ſchon erwachſen,

ihren Werth einsehen lernte, bemühte er sich das Versäumte nachzuholen; auch im Griechischen brachte er es nicht weit; um so eifriger aber warf er sich auf Geschichte und Rhetorik. — Es war Gebrauch an dieser Schule, daß am Ende des Schuljahres einer der besten „Studenten" vor einem ansehnlichen auditorio eine Rede hielt, die gewöhnlich von den Professoren ausgearbeitet wurde, und die der junge Redner dann nur auswendig zu lernen, und mit den gebührenden Gesten vorzutragen hatte. Theobald aber, damals ein Knabe von funfzehn Jahren, übernahm den Auftrag, eine solche Rede zu halten, nur unter der Bedingung, daß er sie selbst entwerfen, und nach seinem Sinn und Kräften ausführen dürfe, was denn auch von den Lehrern zugestanden wurde, und gut ausfiel.

Bei solchen Gaben schien es dem Vater, daß Theobald sich für den geistlichen Stand eigne, und er kaufte ihm versorglich ein Kanonikat in Vechte, obwohl er sich seinen Erstgebornen lieber als Nachfolger in seiner Praxis denken mochte.

Das erste öffentliche und glückliche Auftreten in der Schule scheint unserm Brortermann den Muth gegeben zu haben, nun auch mit einigen poetischen Versuchen hervorzutreten; wenigstens finden sich in der münsterschen Monatsschrift von 1786 einige kleinere Gedichte von ihm unter der pseudonymen Chiffer v. B., die anfangs einen gewissen von Bodmer oder Bothmar als ihren Verfasser vermuthen ließen, bis die Wahrheit bald bekannt wurde. Auf welchem Wege Brortermann in dieser Art nach Münster gewiesen wurde, wo er nachmals oft und gern war und Mehreres drucken ließ, ist nicht genau bekannt, doch besteht noch gegenwärtig zwischen den katholischen Honoratioren-Familien Osnabrücks und Münsters viel Verkehr und Verwandtschaft.

Als die Schwingen wuchsen, wagte Theobald schon einen höhern Flug, und schrieb im Juli 1787 ein größeres erzählendes Gedicht in sechs Abtheilungen (Büchern), das sich, nach dem Untergange manches seiner spätern Meisterwerke, seltsam genug erhalten hat. Es ist dies „Graf Dietrich von der Mark, ein Traum aus unsrer Väter Zeit," worin Brortermann eine jener mittelalterlichen Fehden der Stadt Osnabrück mit den Herren von Tecklenburg und den Bischöfen von Minden nicht ohne manchen glücklichen Geistesblick, doch in noch wenig konziser Sprache und traumhaft-nebulistisch beschreibt. Seine Vorliebe für vaterländische Stoffe und namentlich für den Bischof Benno thun sich hiebei sofort hervor, und das Gedicht wird im engern Kreise der Heimath immer interessant bleiben, zumal für manche altadelige Familien, deren Ahnherrn namentlich als Kämpfer aufgeführt werden; auch verdient hinsichtlich der äußern Form bemerkt zu werden, daß es in sehr fließenden fünffüßigen Jamben mit lauter männlichen Endungen, nach Art der Miltonschen Jamben — welches Versfes sich Brortermann auch später vorzugsweise gern bediente — geschrieben ist; aber wichtiger noch muß dem Biographen die besonnene Kritik des jungen Verfassers erscheinen, der dies Gedicht, da er es bald sein nicht mehr würdig fand, unterdrückt hat, welche Kritik ich denn auch bei dieser neuen Auflage der Brortermannschen Werke ehren zu müssen geglaubt habe. Wen es interessirt, der lese es a. a. O. (s. das Quellen-Verzeichniß ad № 15) nach, wo auch angegeben ist, daß Brortermann es beim Abgange zur Universität seinem Privat-Lehrer im Griechischen, statt des mangelnden Honorars überlassen habe.

Sein Urtheil über dieses Werk mochte so schnell reifen, weil ihm Wielands Geron der Adelige ein höheres Muster

dieſer Art darbot, das ihn zugleich antrieb, ſich ſelbſt ſofort zu überbieten. Es war noch im Jahre 1787, daß Brortermann ſeinen Biſchof Benno (in wenigen Wochen) ſchrieb, und ihn an Wieland einzuſenden wagte, der ihn nicht allein gern an=, und im Teutſchen Merkur aufnahm, ſondern auch durch die Art, wie er den jungen Verfaſſer dem Publikum empfahl, und ihn außerdem noch beſonders ermunterte, nicht wenig dazu beitrug, ihn vollends für die Kunſt zu begeiſtern.

Als er dem gefürchteten Ariſtarchen jenes Gedicht überſandte, hatte er über ſeinen Hang zu poetiſiren ungefähr auf diejenige Art geſcherzt, wie Horaz zuweilen die Dichterlinge ſeiner Zeit und ſich ſelbſt perſiflirt. Er ſchrieb, daß dieſer unſelige Drang ihn nicht ſchlafen laſſe, und der Himmel möge wiſſen, welche böſe Fee ihn ſchon in der Wiege zum Verſemachen verurtheilt habe. Wieland gab ihm darüber einen freundlichen Verweis und fügte unter Anderm hinzu: er ſolle für die ſchönſte Gabe, die wenigen Sterblichen beſchieden werde, dem Apoll und den Muſen danken, und ſein ausgezeichnetes Talent ja ſorgfältig kultiviren.

Eine ſolche förmliche Beſcheinigung ſeiner poetiſchen Anlagen von einer anerkannten Autorität klärte den unbeſtimmten Drang des Jünglings zum Bewußtſein über ſeinen eigentlichen Lebensberuf auf. Er warf ſich nun mit Eifer auf Alles, was zur Theorie ſeiner Kunſt gehörte, und, angezogen durch Wielands Muſe, auf große Vorbilder ähnlicher Art. Er lernte Italiäniſch, um den Arioſt zu ſtudiren, und Engliſch wegen Pope, in dem er neben dem Humor auch bald den Ernſt ſchätzen lernte.

Wie kühn er aber auch ſich im Innern erhoben fühlte, ſo wagte er doch nicht, die Korreſpondenz mit Wieland

den Vater wiſſen zu laſſen; er veranſtaltete im Jahre 1789 eine beſondere Ausgabe des Benno, welche nun auch in der a. L. Z. günſtig erwähnt wurde, mit einem Motto von Pope, und mit einem, ſtatt der Vorrede dienenden, Auszug aus Lodtmanns monumenta Osnabrugensia — ohne jedoch ſeinen Namen zu nennen; und als er, in ſeinen Studien die Stoffe zu ſeinen Produktionen findend, noch in demſelben Jahre, angeregt durch das genannte Werk von Lodtmann „die osnabrückſchen Alterthümer" in arioſtiſcher Weiſe und Laune beſang, und dies Gedicht in dem Unterhaltungsblatte ſeiner Vaterſtadt abdrucken ließ, wagte er nur die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens zu unterzeichnen.

Brortermann hat dies Gedicht wahrſcheinlich mehr als einen Scherz, denn als Kunſtwerk angeſehen, demnach auf die äußere Form wenig Fleiß verwandt, und hat es in die nachherige Ausgabe ſeiner „Gedichte" nicht mit aufgenommen, vielleicht auch mit aus dem Grunde, weil er ſeinen Helden Wittekind, der in den „Alterthümern" die Hauptrolle ſpielt, nachmals noch wieder beſang; das Gedicht iſt jedoch, bei manchen äußern Mängeln, ſo voll Leben, Kraft und Humor, durch lokale Beziehungen für alle Osnabrücker doppelt intereſſant, und die deutſche Literatur an Werken dieſer Art ſo wenig reich, daß die Aufnahme deſſelben in Brortermann's geſammelte Schriften, nachdem der Verfaſſer ſelbſt es einmal hat abdrucken laſſen, keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen wird.

Die unabhängige Anſicht des Jünglings, die ihn in allen ſeinen Studien ſeine eigne Bahn verfolgen ließ, leitete ſeine nächſten Schritte wieder zu einem höheren Ziele. Nach ſinnigem Blicke auf ſeine nächſten Umgebungen in erweitertem Kreiſe von allgemein vaterländiſchen Intereſſen angezogen, und begeiſtert von Allem, was groß und edel war,

ohne ſich durch kleinliche Vorurtheile einengen zu laſſen, wählte er nun Guſtav Adolf zu ſeinem Helden, und ſchrieb über ihn im Jahre 1789 in wenig Tagen über 800 Verſe.

Aber zugleich war nun die Zeit herangekommen, daß Theobald eine höhere Lehranſtalt beſuchen ſollte, es ſollte und mußte ein ſogenanntes Brod-Studium gewählt werden, eine ſchwere Aufgabe für ihn, der ſich zu keiner dieſer Kathegorien hingezogen fühlte. Das beſchauliche Element ſeines Weſens neigte ihn dem geiſtlichen Stande zu, doch nur in ſo weit als dieſer, dem eigentlichen Gelehrtenſtande am nächſten verwandt, ihm die meiſte Muße zu eigner Fortbildung verſprach; dagegen trat die Reizbarkeit ſeines Dichtergemüths in die Schranken, welche ihn antrieb, die Eindrücke der Gegenwart, nach der Lebhaftigkeit, mit der ſie es ergriffen, und nach der Unbefangenheit, mit der es ſie aufnahm, in unmittelbarer und unbeſchränkter Wirkſamkeit zu äußern. Die franzöſiſche Revoluzion erhob ſich am fernen Horizonte als ein wunderartiges und noch unbegriffenes Phänomen, mit einem Strom von neuen Ideen, der das junge unbefangene Gemüth mit ſtaunender Ahnung erfüllte, und es weit über die Schranken erhob, in denen es ſich hätte gefallen müſſen, um im geiſtlichen Stande glücklich zu werden. Die Vorliebe des Vaters für die Jurisprudenz wirkte daneben mit der Kraft, wenn auch ſanfter, doch andauernder Ueberredung, und Theobald erfüllte ſeinen ſehnlichſten Wunſch, indem er ihm endlich erklärte, daß er entſchloſſen ſei, als Juriſt ſeinem Vaterlande zu dienen, und in ſeine Hände auf das Kanonikat in Bechte Verzicht leiſtete. — So ging er denn, wohl ausgerüſtet mit väterlichen Anweiſungen und mütterlichen Ermahnungen, die Idee ein tüchtiger Juriſt zu werden im Kopfe, und ſeinen Guſtav

Adolf im Herzen, Oſtern 1790, [2]) nach Göttingen ab, welche Univerſität damals von den meiſten ſeiner Landsleute beſucht wurde.

Der Schritt von der Schule zur Univerſität, der bei energiſchen, aber weniger tiefen Charakteren häufig der Sturz in eine Flut unbändiger Kraftäußerungen wird, bis der rechte Gebrauch der Freiheit mit der Ebbe zurückkehrt, führt ſinnigere Gemüther unmittelbar in die weit geöffnete hehre Halle ernſten wiſſenſchaftlichen Strebens. Die großen Namen der Lehrer erfüllen mit Ehrfurcht, die öffentlichen wiſſenſchaftlichen Inſtitute imponiren durch Großartigkeit oder alterthümliche Würde, die ganze Atmoſphäre, in der der junge Student athmet und lebt, iſt von dem Ernſt der Wiſſenſchaft durchdrungen und geläutert, und die nächſten Lehrgegenſtände ſelbſt, alle neu, und freier und höher als auf der Schule, erfüllen das junge Gemüth mit einem heiligen Eifer des Wahlſpruchs: ars longa, vita brevis, indem es das ungeheure vor ihm ausgebreitete Material zu bewältigen hundert Dinge zugleich ergreift, und von der Gefahr einer Zerſplitterung ſeiner Kräfte nur abgelenkt wird, wenn der innere Genius früh und kräftig genug den Brennpunkt auffaßt, nach dem ſich die divergirenden Strahlen konzentriren müſſen.

Anmerk. [1]) Schlüter im weſtphäliſchen Anzeiger läßt ihn 1791 nach Göttingen gehen. Joh. Fr. von Meyer giebt aber an, daß er mit ihm im Jahre 1790 das Naturrecht bei Feder gehört habe; Baader bemerkt, daß er 1790 nach Göttingen gegangen und 1792 zurück gekehrt ſei. Brockermann würde darnach höchſtens 2½ Jahr von Oſtern 1790 bis Michaelis 1792 ſtudirt haben. Andere briefliche Angaben ſtimmen damit überein, und nach einem Briefe Brockermann's an ſeinen Vater vom März 1794 ſcheint es gar, als wenn Brockermann bereits Oſtern 1792 von Göttingen zurück gekommen iſt.

So ging es im Allgemeinen unſerm Dichter. Mit Eifer und Treue widmete er ſich zunächſt ſeinen juriſtiſchen Studien, und hörte mit Vorliebe das Naturrecht; dann kamen alle philoſophiſche Wiſſenſchaften überhaupt an die Reihe, zumal Aeſthetik, Geſchichte und neuere Sprachen blieben fortwährend ſein Lieblings-Studium und mit wahrem Feuereifer warf er ſich auf das Studium der altdeutſchen Sprache. Im Aeußern lebte er einfach und zurückgezogen, und ging nur mit wenigen Freunden, meiſt Landsleuten, um. Dann ſprach er gern von ſeiner lieben weſtphäliſchen Heimath und von Möſer, dem Verehrten. Am liebſten jedoch ſaß er nach geendigten Kollegien zu Hauſe bei der Kunſt; wenn er nicht ſelbſt dichtete, über ſeinem Froſchmäuſeler, oder Orlando, oder was ſonſt gerade an der Reihe war.

Zu ſeinen wenigen intimen Freunden gehörte vorzüglich Johann Friedrich von Meyer, mit dem er im Jahre 1790 das Naturrecht bei Feder und ſpäter die Pandekten bei Waldeck hörte. Brortermann's geiſtreich-ſchöne zarte Geſtalt fiel dieſem auf, und die angeknüpfte Bekanntſchaft führte bald zur innigſten Freundſchaft. Sie repetirten die Pandekten mit einander, wenn auch Beide nicht ohne Mißgeſchmack an der trocknen Koſt, welche doch digerirt ſein wollte, und entſchädigten ſich durch häufige poetiſche und literariſche Unterhaltungen auf dem Zimmer und im Freien. Von Meyer beſaß mehr klaſſiſche Bildung, und bemühte ſich, ihn der Vortrefflichkeit der griechiſchen Dichter theilhaftig zu machen, in ſo weit Brortermann's mangelhafte Kenntniß des Griechiſchen ſolches zuließ; dann verſchafften ſie ſich von der Univerſitäts-Bibliothek das Heldenbuch, den Theuerdank und die Müllerſche Sammlung mit dem noch unvollkommen darin edirten Nibelungenliede. Göthe

und Veit Weber wurden aus verſchiedenen Gründen bewundert, und der Orlando furioso vereinigte den Geſchmack beider Freunde in dem Grade, daß ſie beſchloſſen, ihn gemeinſchaftlich zu überſetzen, und ſofort ans Werk gingen. Ueber Alles (super omnia) ſüß war ihnen der Genuß eines ſchönen Dichterwerkes, super omnia Musae wurde ihr Wahlſpruch, und S. O. M. die Deviſe und das Bundeszeichen in ihren Briefen.

Dieſe Freundſchaft entſchädigte Brortermann für Vieles, was er ſonſt in Göttingen entbehrte, welche Univerſität überhaupt Dichtern und Philoſophen nie hat genügen wollen. Die kurze Periode des ſogenannten Dichtervereins (der Stolberge, Hölty ꝛc.) war lange vorüber, der alte Bürger lebte zwar noch, aber nur als Ruine. Doch ſuchte Brortermann ſeine Bekanntſchaft, und Bürger ſah es gern, wenn Brortermann, der gut und angenehm deklamirte, ihm etwas von ſeinen eignen Sachen vortrug. So rezitirte er ihm einmal ſeine, um dieſe Zeit, wie es ſcheint, verfaßte Ballade „Schön Roſamund" in niederdeutſcher Mundart, der Bürger mit Wohlgefallen zuhörte, bis er bei Str. 46:

Se nam en endlick, ſach dat Gwt,
Un gruſend riſk'de ſe,
Den ſwarten Dod in banger Hand,
Sick up van ehrem Knee

mit dem Ausruf: Herrlich, herrlich! von ſeinem Stuhle aufſprang.

Den Göttinger Muſenalmanach ſcheint Brortermann nicht mit Beiträgen bereichert zu haben, doch dichtete er für ſeine Landsleute das berühmte „Vaterlandslied, der weſtphäliſchen Landsmannſchaft zu Göttingen gewidmet:" Mit Eichenlaub ꝛc., das noch jetzt zu den ſchönſten Bundes-

liedern gehört. — Man erzählt darüber, daß seine Landsleute bei einem Gelag auf Ulrichs Garten, unwillig, daß sie kein vaterländisches Lied und doch einen vaterländischen Dichter unter sich besäßen, ihn in ein Nebenzimmer gesperrt, bis er ein Westphalenlied fertig haben würde. Der frohe Abend, der Wein und die originelle Situazion entflammten den Dichter und seine tiefe Liebe zur Heimath. Nach einer Stunde trägt er sein herrliches Lied vor, und jubelnd erheben ihn seine Landsleute und Freunde, nach Weise der alten Germanen, zwar nicht auf den Schild, aber auf den Tisch des Commerces. — Das Studium des Altdeutschen erweckte ihn zu der lieblichen Erzählung: der Osterkuchen; die meiste Zeit und Kraft verwandte er aber auf den „Tod Gustav Adolfs," welches herrliche Gedicht er etwa im 20sten Jahre vollendete, wol schwerlich ahnend, daß dies sein Meisterwerk bleiben würde, vielleicht nicht einmal, daß es ein Meisterwerk sei. Ruhig legte er es für spätere Zeiten bei sich nieder, und wandte sich nun wieder zu seinem frühern Helden „Wittekind," über den er, was wir von diesem Gedichte besitzen, im Januar 1792 niederschrieb, als Bruchstück eines sehr großen Ganzen, dessen Plan ihn lebhaft beschäftigte. Auch begann er, seine geschichtlichen Studien verfolgend, eine Sammlung von Materialien zu einer deutschen Geschichte zusammen zu reihen.

Aber alle seine Erfolge und alle seine Neigungen lagen, das fing er mit Bangen an zu fühlen, abwärts von der Bahn, die sein Vater und er selbst sich für sein Leben gewählt hatte. Immer reizender und verführerischer erschienen die Nebenstudien, immer trockener und unangenehmer das Hauptstudium, und sein bis dahin sorgloses und unbefangenes Gemüth fing an, in selbstquälerischem Eifer sich das

Schreckbild eines verfehlten Lebensberufes auszumalen. Wohl siegte eine Zeitlang der feste Vorsatz auszubarren, wenn auch sich selbst als Opfer den väterlichen Wünschen darzubringen, wovon sein schönes Gedicht: „Beim Eintritt ins 21ste Lebensjahr (Juni 1791) tiefe Spuren verräth:

Mag um mich her Gewitternacht sich senken,
Ich bleibe treu, denn Alles wird ja gut,
Zum besten Ziel wird Alles einst sich lenken!
Nur diesen Trost, Allvater, diesen Muth,
Und außer ihm noch eins von den Geschenken,
Die du mir gabst, erhalt' mir! in der Wuth
Des Sturms, im Freudenrausch, in Leid- und Wonne-Thränen,
Erhalt' mir — das Gefühl des Guten und des Schönen.

Er führte den Kampf mit männlicher Willenskraft bis zu dem Grade, daß sein Körper darunter litt; er klagte über eine Art von Fieber, (Nervenreiz) das ihn des Abends befalle, und wobei seine Phantasie so aufgeregt sei, daß ihm alle Bilder mit großer Klarheit vorschwebten, ohne daß er in diesem Augenblicke fähig sei, etwas Zusammenhangendes hervorzubringen. Die innerliche Angst mußte sich vermehren, je mehr Zeit verloren ging und so entschloß er sich endlich, im Februar 1792 zu dem schweren Schritte, seinem Vater darüber zu schreiben: er sei in der Wahl seines Standes zweifelhaft geworden; Veränderungen seien mit ihm vorgegangen, die, nach allen Gründen dafür und dawider, mit aller jener peinlichen Geschäftigkeit, worin eine solche Lage den Verstand versetzen könne, abgewogen, ihm nichts als die Ueberzeugung zurückließen, daß die Antretung seines Kanonikats in Vechte der einzige Weg zu dem ihm möglichen Glücke sei, dem Glücke, seine Kenntnisse mehr und mehr zu erweitern.

Was ihn dennoch vor dieser zweiten Täuschung — denn die würde es gewesen sein — bewahrt habe, ist unbekannt, doch läßt sich vermuthen, daß der Vater das Mögliche aufgewandt haben werde, um seinen Sohn zu bewegen, auf dem einmal erwählten Wege auszuharren, vielleicht durch entschiedene Weigerung der Wiederbewilligung jenes Kanonikats; jedenfalls fühlte Brockermann durch dies offene Geständniß sich als guter Sohn wesentlich erleichtert; die Krisis seines „im Quälen wohlgeübten" Geistes war vorüber, und sein Jugendmuth richtete sich wieder auf. Eine Ferien-Reise mochte ihm wol dabei zu Statten kommen; das Schlachtfeld Gustav Adolfs und die Irmensäule Wittekinds zogen ihn an, und auf dieser Tour verfehlte er denn auch nicht, sich seinem Gönner und väterlichen Freunde Wieland persönlich vorzustellen. Aus Bescheidenheit hatte er von Göttingen aus selten an ihn geschrieben, auch mit dem Teutschen Merkur keinen Verkehr unterhalten, aber er hatte es sehr bedauert, daß Wieland einen jungen Brandenburger zu sich ins Haus genommen, da er so gern alle dessen Dienste auch geleistet hätte. Wieland freute sich, den jungen hübschen und beredten Mann persönlich kennen zu lernen, und nahm ihn freundlich auf. Die förmlichere Aufnahme, die er bei Göthe fand, stach dagegen sehr ab, und es verletzte ihn in dessen vornehmer Persönlichkeit zu viel hofmännisches Wesen.

Nach Göttingen zurückgekehrt, vollendete Brockermann der Zeit nach seine juristischen Studien, jedoch ohne schließliche Promozion, wie sein Vater gewünscht hatte [1]) und wandte sich (vermuthlich Michaelis 1792) dem Vaterhause

Anmerk. [1]) Meusel, der ihn Dr. der Rechte nennt, ist hiernach zu berichtigen.

zu, geliebt und geschätzt von allen Kameraden und liebevoll empfangen zumal von der Mutter, die sich seines kaum erwarteten blühenden Aussehens erfreute.

Er war nicht groß, aber zierlich gebaut, hatte einen schlanken Hals, blühendes Gesicht, Wangen, die von Gesundheit und Freude glühten, und hell und wach um sich blickende Augen. Fern von aller Affektazion zeigte er auch von Natur nichts von jenem träumerischen Wesen, das man oft an Dichtern bemerken will. Zwar war er im gewöhnlichen Umgange mehr trocken und still als vorlaut, aber herzlich und redlich, dabei von gesunder Beobachtungsgabe, oft komisch, ohne zu verletzen und im engern Zirkel seiner Freunde stets heiter und jovialisch.

Nachdem Brockermann nun (1793) zuvörderst als Advokat förmlich immatrikulirt worden war, hatte der erfreute Vater nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn sofort in eine volle Praxis zu setzen, und bedeutende Aktenstöße wanderten zu ihm in das Haus. War aber die Theorie des Rechts ihm trocken gewesen: so konnte er an der Praxis auch keinen sonderlichen Geschmack finden. Frau Themis schien ihm unter der Binde her zu schielen, und gelassen sah er allgemach die staubigen Akten, wie er scherzhaft zu sagen pflegte, zu einem Riesengebirge sich aufthürmen, da ihm die Lust fehlte, die kleine Maus heraus zu wühlen, die sich nach seiner Meinung darin versteckt hielt. Lieber sah er sich erst in seiner geliebten Heimath nah und fern um, in Gesellschaft seines Bruders oder allein, seinen Gedanken nachhangend, die er dann Abends zu Hause niederschrieb; und eifrig widmete er sich fortwährend seinen geschichtlichen Studien. Auch in Münster, wo die Professoren Schlüter und Sprickmann, zumal der Erstere, zu seinen intimen Freunden gehörten, war er gern und oft, und dahin

zu marſchiren immer reiſefertig. Bruder, ich muß noch einen Spazirgang nach Münſter machen, ſagte er dieſem plötzlich einmal auf einem Kaffeehauſe bei Osnabrück, und Beide trennten ſich, herzlich lachend über den raſchen Entſchluß. Dort war er, immer ein guter Geſellſchafter, zu allen tollen Streichen aufgelegt, zu denen der Konflikt mit den altkatholiſchen Sitten, in welchen der Strudel der franzöſiſchen Revoluzion die jungen Brauſeköpfe fortriß, reichliche Gelegenheit darbot, und Glück und Geiſtesgegenwart waren manchmal nöthig, um ihn vor bedenklichen Folgen zu ſchützen. Doch verlor er ſein ernſteres Ziel nicht aus den Augen, und ſchon wollte er ſich, noch im Jahre 1793, um Sprickmanns Profeſſur der Geſchichte bewerben, als dieſer die gehegte Abſicht, ſie niederzulegen, wieder aufgab.

So blieb er vorläufig in Osnabrück, wo ſich nach und nach viele gleichgeſtimmte junge Leute mit ihm und um ihn zuſammen gefunden hatten, [4]) aus welchem Vereine ſich dann durch Brortermann's Vermittelung der erſte Klub, der ſogenanute Gelehrten-Klub [5]) entwickelte. Freier und heiterer aber noch waren die Zuſammenkünfte Nachmittags auf einem Kaffeehauſe der Haſter-Mühle, dem man den Namen Trianon beigelegt hatte. Stadtgeſpräche, Politik,

Anmerk. [4]) Meinen Landsleuten nenne ich die Namen: Klöntrup, Lodtmann, Bezin, Hollenberg, der ältere Werne, Schelver, Kamps unglücklichen Andenkens, Gordes von Glandorf u. m. a.; auch Warnecke war Brortermann's ſpezieller Freund. Sie nannten ſich unter einander nur bei ihren Spitznamen, die mehrentheils von der franzöſiſchen Revoluzion entlehnt waren, doch hieß Gordes der Rieſe Dören, von ſeiner rieſigen Natur und weil er den Dörnberg beſungen hatte; Brortermann ſelbſt hieß Pierre. Dies zum Verſtändniß einiger Stellen in ſeinen Briefen.

Anmerk. [5]) (im ehemaligen Bergholfſchen Hauſe an der großen Straße.)

Leber- und Endreime wechſelten dort in buntem Gemiſch, und wie Brortermann beſonders in den Letztern exzellirte, ſo that er ſich auch in der Politik als glühender Republikaner hervor, ſeine Anſichten, die weſentlich auf der Hoffnung beruhten, daß durch die Revoluzion das rechte Verhältniß zwiſchen Herrſchern und Unterthanen beſtimmt werden würde, nach und nach bis zur Vertheidigung der Hinrichtung Ludwigs XVI. ſteigernd. — Man wird dies milder beurtheilen, wenn man bedenkt, daß Brortermann in den Jahren ſeiner vollen lebhaften Phantaſie ſtand, daß die Revoluzion anfangs ſelbſt die erleuchtetſten und erfahrenſten Männer beſtach und daß Brortermann, indem er bei ſeiner lebhaften Theilnahme die ganze Revoluzion gleichſam mit durchlebte, vermöge ſeines hiſtoriſchen Scharfblicks alle Erſcheinungen in ihrer geſchichtlichen Entwickelung mindeſtens erklärlich finden mußte, wenn Andre ſie noch bloß anſtaunten. Mit derſelben Theilnahme verfolgte er nachmals Napoleons Laufbahn, aber ſeine ſpäter zu erwähnende Schrift „Demophilos an Eukrates" legt ein unwiderlegliches Zeugniß ſeiner ſchnell wieder erlangten hohen politiſchen Beſonnenheit ab, welche wol auf kurze Zeit erſchüttert, aber nicht aufgehoben werden konnte, und doch pries er auch ſchon im Jahre 1795 in einem ſeiner ſchönſten Gedichte die Gerechtigkeit als diejenige Göttin, aus deren Händen Glück und wahre Freiheit rinnen.

So verging das Jahr 1793, und der 7te Januar des folgenden Jahres verſetzte Osnabrück und Deutſchland in Trauer durch den Tod Juſtus Möſers, den man mit Recht Deutſchlands Franklin genannt hat, wobei es zweifelhaft bleiben mag, welchem dieſer beiden trefflichen Männer durch dieſen Vergleich die größere Ehre erzeigt werde. Brortermann hatte bei dem Abſtand der Jahre zu Möſer nie in

einem nähern Verhältniſſe geſtanden, aber er hatte ihn innig verehrt, und aus ſeinem trauernden Herzen ſprach er, dies einzige Mal ſelbſt von ſeinem Vater aufgefordert, die allgemein getheilten „Empfindungen bei Möſers Tode" aus, denen nun auch die verdiente Ehre geworden, in den Grundſtein des ſchönen Möſer-Denkmals eingeſchloſſen zu werden.

Vielleicht war es eine unmittelbare Folge dieſes Gedichts, vielleicht auch pekuniäres Bedürfniß, daß Brortermann ſich entſchloß, zu Anfange d. J. ſeine „Gedichte" auf Subſkripzion herauszugeben. Sie fiel ſehr günſtig aus, und Brortermann überraſchte nun die Welt mit ſeinem Wittekind, Oſterkuchen und Guſtav Adolfs Tod. Auch der Benno erſchien in dieſer Sammlung wieder, in einem ganz neuen Kleide, dem Brortermann alles Puerile abgeſtreift hatte, ſo daß er in ſeiner jetzigen körnigen und konziſen Sprache, in Rundung und Vollendung als das Werk des Mannes Brortermann erſcheint.

Jetzt, da nach bald 50 Jahren dieſe Gedichte in unvermindertem Werthe, noch in der vollen jugendlichen Friſche ihrer epiſchen Schönheit vor uns liegen, wird man es kaum begreifen, oder nur durch das Alles verſchlingende Intereſſe der damaligen politiſchen Ereigniſſe erklären wollen, daß eine ſo ausgezeichnete literariſche Erſcheinung nicht bloß in Weſtphalen — denn der Prophet galt dort am wenigſten, wo er doch ſchon nach der Wahl ſeiner Stoffe am meiſten hätte gelten ſollen — ſondern auch im ganzen übrigen Deutſchland nur kühl aufgenommen wurde.

„Die beträchtliche Anzahl Subſkribenten — bemerkt Schlüter im weſtphäliſchen Anzeiger — kann nicht als Beweis vom Gegentheil angeführt werden, denn der größere Theil ſind Brortermann's Bekannte und akademiſche Freunde. Auch

die sehr vortheilhafte Rezension in der Salzburger (?) Zeitung beweiset nichts. Es gibt sehr günstige Kritiker, die weniger ehren, als direkter Tadel, und ich weiß, wie wenig Brortermann sich durch diese Kritik geschmeichelt fand. Lauter Gemeinplätze, sagte er; statt zu räuchern, hat man mir das Rauchfaß an den Kopf geworfen. Dagegen erschien erst 1797 eine Rezension in der Jenaer L. Z., welche deutlich genug zu erkennen gab, wie wenig der Rezensent den jungen Dichter zu ermuntern oder auch nur zu schonen dachte. Der weise Mann wollte ihm zwar nicht allen Beruf absprechen, glaubte aber, ihm vor Allem bedeuten zu müssen, daß er von dem Ziele der Vollkommenheit noch weit entfernt sei. In der That, Ueberflüssigeres hätte er nichts thun können. Denn wenn Brortermann irgend etwas mit dem vortrefflichen Dichter, oder vielmehr mit dem vortrefflichen Künstler überhaupt gemein hatte: so war es wenigstens dies, daß er in gleichem Grade eifriger dem Ideale der Vollkommenheit nachstrebte, als er diesem Ideale sich näherte. — Und so waren es keine bloße Worte, sondern ein Gefühl wahrer Bescheidenheit, wenn Brortermann selbst in der schön geschriebenen Vorrede zu seinen Gedichten vom 15. März 1794 diese nicht als anmaßliche Belege erlangter Meisterschaft, sondern als Probestücke zu betrachten bat. — Eine Rezension von Wieland, die Brortermann erwartete, scheint nicht erschienen zu sein.

Nach den günstigen Erfolgen seiner ersten jugendlichen Versuche wäre dieser Wechsel der Gunst wohl geeignet gewesen, seinen Muth niederzuschlagen, wenn Brortermann's Muth so leicht niederzuschlagen gewesen wäre. Sein leichter Sinn, der ihn manchmal der Gefahr aussetzte, von denjenigen, die ihn nicht näher kannten, für leichtsinnig gehalten zu werden, wenn er, unbekümmert um das Urtheil

der Menge, etwa mehr als die Klugheit erlaubte, der öffentlichen Meinung Trotz bot, war es auf der andern Seite doch auch, der ihn kein Hinderniß scheuen, nie muthlos werden, nie an eigner Kraft verzweifeln ließ. Selbst in den trübsten Tagen seines Lebens — und sie waren nicht fern — färbte der geringste durchblickende Sonnenstrahl gleich wieder Alles mit Rosenlicht, und sein Wahlspruch war die Sentenz des Appius, Jeder sei seines Glückes Schmied.

So finden wir ihn denn bald, während er Tages sein unstätes Treiben fortsetzte, Abends beim Studirlämpchen in erneuter schriftstellischer Thätigkeit. Zunächst sandte er an Wieland die schon erwähnte Uebersetzung der beiden ersten Gesänge des Orlando furioso, (den ersten in Hexametern von ihm, den zweiten in reimfreien Stanzen vermuthlich von J. Fr. v. Meyer), die ich trotz der körnigen Sprache, besonders im ersten Gesange, und der für damals guten, von Wieland gerühmten, Hexameter doch in diese Sammlung seiner Werke nicht mit aufgenommen habe, weil die Uebersetzungskunst seitdem im Allgemeinen und zumal hinsichtlich jener italiänischen Meisterwerke zu bedeutende Fortschritte gemacht hat. Dem Orlando folgte eine liebliche epische Ballade „Röschen" die Wieland sich, nach seinem eignen Ausdruck, pour la bonne bouche versparte, und nun endlich ein Abriß aus Brorkermann's historischen Studien: „Alba's Verwaltung der Niederlande, von der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn bis zum Ausbruch der Revoluzion." Für das schleswigsche Journal, die Leipziger Monatsschrift für Damen und andre Zeitschriften schrieb er mehrere theils historische, theils ästhetische, aber leider anonyme, und darum jetzt verloren gegangene Aufsätze, und versuchte sich auch im Drama, indem er,

ſchon im Jahre 1795, das Manuſkript ſeines Cid einigen Freunden mittheilte.

Der innere Gang ſeiner Bildung liegt hierin zugleich klar ausgeſprochen. Geſchichte und Kunſt waren ſein eigentliches Studium, und die Wahl des obigen hiſtoriſchen (die Befreiung der Niederlande) als Pendant zur franzöſiſchen Revoluzion, ein Beweis der innigen Wechſelwirkung zwiſchen ſeinen Studien und ſeinem Leben. Wir müſſen auch nach dieſer trefflichen Probe ſeiner hiſtoriſchen Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe innig bedauern, daß uns von Brortermann als Hiſtoriker weiter nichts erhalten worden iſt, da er doch gerade auf dieſem Felde immerfort ein großes Material ſammelte und ordnete, und da auch jener Aufſatz ſelbſt nur als Fragment eines größern, vielleicht des ganzen niederländiſchen Befreiungskampfes, oder einer Biographie des Herzogs von Alba erſcheint, indem ſchon der T. M. eine Fortſetzung verhieß, die leider nicht erſchienen iſt.

Der Cid aber entſtand aus einer ähnlichen Verkettung von Ideen, indem der Antheil an der franzöſiſchen Revoluzion Brortermann, der ſehr gut franzöſiſch ſprach, gelegentlich auch zur franzöſiſchen Literatur und ſo an den Cid von Corneille führen mochte, beſonders da (ſchon im Jahre 1793) in Osnabrück ſich eine Schauſpielergeſellſchaft aufhielt, für die ſich Brortermann ſehr intereſſirte, ſo daß er auch beim Schluſſe dieſer Bühne den gebräuchlichen Epilog ſchrieb. Der Wunſch, ſich auch einmal von den Brettern herab zu hören, der ihm auch ſpäterhin gewährt wurde, mochte lebhaft in ihm aufſteigen, aber ſein Werk, das in der Abweichung von ſeinem Vorbilde zwar große praktiſche Selbſtſtändigkeit verrieth, beweiſet doch andrerſeits durch ſtarkes Vorherrſchen des epiſchen Elements, daß dieſes ſeine eigentliche Sphäre, daß Brortermann ſelbſt über ſein Genie noch nicht

völlig zur Klarheit gelangt, gleichsam noch im Tasten begriffen war, was er später wol einsah. Ich werde unten noch näher auf den Eid zurückkommen; doch dürfte hier der schickliche Ort sein zu bemerken, daß wir von Brortermann auch nur wenig lyrische Gedichte, und insbesondere kein einziges Liebeslied besitzen, in welcher Gattung sich doch mehrentheils der erste Aufflug junger Dichter äußert.

Brortermann kannte die Liebe nur als Ideal, zu dem er hienieden die Folie nicht fand, man darf sagen: er entbehrte sie weniger, je mehr er für Freundschaft glühte, und es war nach seiner äußern Lage ohne Zweifel ein Glück für ihn, daß der Wunsch, seinen eignen Herd zu gründen, in dieser Rücksicht nicht in ihm lag. Denn er, der nun seiner Volljährigkeit stark entgegeneilte, konnte sich nicht verhehlen, daß er seit seinem Eintritt in das bürgerliche Leben, in einem Zeitraume, der die meisten seiner Freunde und Bekannten schon einer erwünschten Selbstständigkeit entgegen geführt hatte, seinerseits diesem Ziele noch um nichts näher gerückt war. Alle seine Talente reichten nach der Art, wie er sie anzuwenden genöthigt war, nicht einmal hin, ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner, wenn auch mäßigen, doch auf die Dauer kostspieligen Lebensart zu verschaffen. *) Diese selbst mochte ihn manchen nachtheiligen Beurtheilungen aussetzen, denen er ohnehin als eifriger Anhänger der Revoluzion im Schoße einer altehrwürdigen, aber auch spießbürgerlichen quasi-Reichsstadt des lieben heiligen römischen Reiches preisgegeben war; Kränklichkeit verstimmte ihn noch mehr, und das Verhältniß zu seinem Vater, der die Vernachlässigung der Advokatur

Anmerk. *) Als Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte mag hier beiläufig erwähnt werden, daß Wieland ihm 8 Thaler per Bogen honorirte.

dem Dichter nicht verzeihen konnte, geſtaltete ſich immer trüber, wie ſehr auch die liebende Mutter überall zu vermitteln bemüht war. Auch dürfen wir annehmen, daß der Tod eines Mannes wie Juſtus Möſer auf ein Genie wie Brortermann's nicht ohne ernſte Rückwirkung bleiben konnte. Alles dieſes zuſammen beengte ihm ſeine Sphäre bis zu einem Grade, daß er die beengenden Schranken durchbrechen, oder, behalten in ihnen, der Hypochondrie verfallen mußte. Männlich verſuchte er das Erſtere, indem er ſeinem Vater antrug, die Advokatur ganz aufzugeben, und als Dozent nach Jena zu gehen, wo er durch Wielands Unterſtützung und eigne Kraft, die er nicht umſonſt zu fühlen ſich ſchon berechtigt halten durfte, eine angemeſſene Exiſtenz zu erringen hoffte. Dieſer Entſchluß war gewiß der richtigſte, den Brortermann nach ſeiner Art und Weiſe faſſen konnte, und es würde ohne Zweifel ein höchſt intereſſantes literariſches Phänomen geworden ſein, ihn mit und unter den Giganten von Weimar und Jena ſich emporringen zu ſehen. Auf welche Art das Schickſal dies vereitelt hat, liegt nicht genau vor, doch darf man vorausſetzen, daß Alles, was den Sohn von der Advokatur abziehen und auf das Feld der Nebendinge führen ſollte, dem ſtrengen und genauen Vater zuwider war. Nicht umſonſt ſollte Brortermann jura ſtudirt haben, und wenn er denn auch am Ende vor der Advokatur eine unüberwindliche Scheu empfand: ſo konnte er ja gelegentlich in ſeiner Vaterſtadt je nach dem Glücke ein kleineres oder größeres Amt erreichen, das ihn ſicher und gemächlich nähren würde, nach damaliger Einrichtung des Fürſt-Biſchöflichen Staatsdienſtes, derzufolge faſt alle Aemter aus der Reihe der immatrikulirten Advokaten beſetzt wurden, theils durch direkte Berufung der Regierung, theils durch Wahl berechtigter Korporazionen.

So geſchah es denn auch noch im Jahre 1795, daß die Wahlſtelle eines Sekretärs bei der Ritterſchaft vakant wurde. Sofort mußte Brortermann ſich darum bemühen, und demgemäß die Protekzion der Kavaliere, wie man damals ſagte, perſönlich nachſuchen. Das iſt nun freilich kein angenehmes Geſchäft, und mochte unſern Brortermann in jeder Hinſicht verdrießen. Dennoch ſammelte und erhielt er mehrere, zumal katholiſche Stimmen; als aber ein junger Kavalier, damals Kammerjunker und nicht älter als er, ihm auf ſein unterthänig angebrachtes Geſuch erwiederte: „Sie ſind aber noch ſo jung," war das Maß der Supplikantendemuth, zu der ſich Brortermann herbeigezwungen hatte, voll. Mit einem innerlichen Krampfe hörte ſein Genie dieſe Exklamazion, (die er auch ſpäter nie überwinden konnte) brach ſofort alle Bewerbungen ab, und nun plötzlich ſeine Ketten zerſprengend, warf er ſich — nach Art reizbarer Naturen auf nächſten Anlaß das Entgegengeſetzte früherer Vorſätze ergreifend — in die Arme der Revoluzion und des Zufalls, und ging, ſtatt nach Jena als Gelehrter, nach — Holland, um dort als Bürger Bürgern zu nützen.

Seine Abreiſe von Osnabrück glich einer Flucht; ſo ſchnell, ſo heimlich ward ſie entworfen und ausgeführt, und wäre auf andre Art wol überall nicht zu Stande gekommen; denn noch lange nachher konnte namentlich der Vater ihm dieſen Schritt ſo wenig verzeihen, daß er ihn in ſeinen ſparſamen brieflichen Erwiederungen immer nur „Sie" titulirte. Brortermann aber, der nun frei in der Welt auf eignen Füßen zu ſtehen lernen mußte, fühlte einſtweilen nur, daß er dem Drucke unerträglich gewordener Verhältniſſe entronnen war; er athmete frei, und was ihm auch begegnen mochte, das ſchlimmſte Schickſal, das ihn treffen konnte, war, das wieder zu werden, was er geweſen war.

Lange Zeit wußte außer ſeinen Eltern, denen er ſo bald als möglich Nachricht gab, Niemand in Osnabrück, wo Brortermann geblieben ſei, und er ſorgte ſelbſt durch falſche Gerüchte dafür, daß man über die Richtung ſeiner Reiſe in Ungewißheit blieb. War ihm das Ziel derſelben doch ſelber nicht klar geweſen! Der Zufall aber, dem er ſeine Exiſtenz vorläufig preisgegeben hatte, wollte diesmal das Vertrauen ſeines Schützlings rechtfertigen, und eine unerwartete Bekanntſchaft mit einem bejahrten Holländer von Zutrauen erweckendem Charakter führte ihn nach Arnheim, oder hielt ihn doch dort feſt, wo er ſofort Arbeit und Unterhalt fand.

Pichegrü hatte in dieſem Jahre (1795) Holland erobert, und die bataviſche Republik geſtiftet, für deren Dienſt Brortermann, unter dem Schleier einer wunderlichen Heimlichkeit, in Anſpruch genommen wurde. Unter der Firma eines Reiſenden und dem Namen Palm ſchrieb er für den Wohlfahrtsausſchuß der Provinz Geldern, und doch nur den zwei wichtigſten Mitgliedern desſelben bekannt, Memoiren zur Belehrung des Volks über die Tagesfragen. Nach durchgemachter Lehrlingſchaft dieſer Art ſollte Naturaliſazion und Anſtellung im Civildienſte, wo möglich im Lehrfach erfolgen, in deren Erwartung, da Beides ſich verzögerte (und am Ende ganz ausblieb) Brortermann als bloßer Privatmann ein zwar prekäres, doch einſtweilen ſorgloſes, und, zumal im Reize der Neuheit, ſeinen Neigungen ganz angemeſſenes Leben theils in der Stadt, theils in ländlicher Zurückgezogenheit führte.

Von ſeinen Staatsſchriften aus dieſer Zeit hat ſich jedoch nur Weniges erhalten, da er nur dem Wohlfahrtsausſchuß vorarbeitete und ſeine Autorſchaft ſomit im Hintergrunde blieb; bloß eine Abhandlung over korke en staat

en derzelven betrekking, die unter ſeinem wahren Namen zu Arnheim bei Moelemann erſchien, findet ſich in den Bücher-Katalogen jener Zeit erwähnt, und würde bei dem jetzt wieder erneuerten Streite zwiſchen Staat und Kirche gewiß von großem Intereſſe ſein. Ich habe ihrer aber nicht habhaft werden können, *) und durch die genaueſten Nachforſchungen in Arnheim — wo die Moelemannſche Buchhandlung inzwiſchen freilich eingegangen iſt — durch die Güte des dortigen provincialen Archivarius van Gelderland, ferner durch Buchhandlungen in Utrecht, Kampen und Amſterdam nur die Beſtätigung erhalten, daß außer jener Abhandlung keine Flugſchriften, weder unter dem Namen Broxtermann, noch unter dem Namen Palm zu jener Zeit in den Buchhandel gekommen ſind. **)

Daneben konkurrirte Broxtermann im Jahre 1796 zu einer von den geldernſchen Provinzial-Repräſentanten ausgeſchriebenen Preisfrage über die Theilung der Marken oder Gemeinheiten, welcher Gegenſtand ihm aus ſeiner Heimath geläufig war, mit glücklichem Erfolge, indem ſeine Schrift von der Gelehrtengeſellſchaft zu Utrecht mit dem ausgeſetzten Preiſe gekrönt und nachmals auf Koſten der Zwiſchenregierung gedruckt wurde.

Auch dieſe Preisſchrift, die das Motto führt: la nature n' attend qu' une bonne loi, pour produire des trésors, habe ich nirgends mehr (auch auf der Göttinger Bibliothek nicht) erhalten können; doch dürfte ſie auch jedenfalls außer dem Zwecke dieſer Ausgabe liegen.

Anmerk. *) Bei Meuſel, Jördens und Baader wird ſie nicht einmal erwähnt.

Anmerk. **) Einige holländiſche Lieder von B. ſollen noch in Holland kurſiren; ich habe ſie aber auch nicht erhalten können.

Neben dieſen Beſchäftigungen vergaß Broxtermann jedoch ſeines alten Wahlſpruchs S. O. M. nicht, und arbeitete fort und fort an ſeinem Eid. Ueberhaupt gewohnt, ſeine Arbeiten immer von neuem wieder vorzunehmen, zu befeilen und zu verbeſſern, konnte er auch dies Werk nicht los werden, ſelbſt nachdem er eine Abſchrift an Schröder in Hamburg geſandt hatte. Schröder brachte das Stück zwar nicht zur Aufführung, theilte dem Verfaſſer aber in lobender Anerkennung mit, was er daran auszuſetzen fand, und ein Freund Broxtermann's übernahm es ins Holländiſche zu überſetzen.

Broxtermann war nun etwa ein Jahr in Arnheim, ohne daß ſeine prekäre Lage ſich befeſtigen wollte. Sein Freund Joh. Fr. v. Meyer, damals in Wetzlar, lud ihn in jedem Briefe zu ſich ein, und ſorgte mit warmer Freundſchaft für Broxtermann's Rückzug, wenn es ihm in Holland nicht mehr gefallen würde. Der Freund fühlte hier feiner als Broxtermann ſelbſt, der es ſich noch nicht geſtehen wollte, daß ſeine offne und lebhafte Natur in das niederländiſche Phlegma nicht paſſe; nur die Argwöhniſchheit ſeiner neuen Landsleute war ihm drückend; jedenfalls wollte er, ſo lange es noch irgend möglich ſchien, durch eigne Kraft und Thätigkeit ſich ein ſolides Glück gründen, und ſo wandte er ſich, da die ihm in Ausſicht geſtellte Anſtellung im Lehrfach immer noch ausblieb, auf eigne Hand nach Utrecht (Oktober 1796), wo er privatissima über das Naturrecht und die ganze praktiſche (Kantiſche) Philoſophie, welche dort noch nicht gelehrt wurde, auch über die holländiſche Geſchichte hielt. Auch ertheilte er ſolchen Studirenden, die der neuern Sprachen, namentlich der engliſchen und franzöſiſchen ſchon mächtig waren, Anleitung

zum Verſtändniß ſchwererer Schriftſteller, und ſtudirte ſelbſt Mathematik unter Profeſſor Hennert, um dieſe Lücke in ſeinen Kenntniſſen noch auszufüllen. Bis April 1797. Da gab er endlich den Bitten ſeines Freundes v. Meyer nach, welcher ihm durch ſeine Verbindungen bei dem Herzoge von Pfalz-Birkenfeld (nachmaligem Herzog Wilhelm in Baiern und Bruder des Herzogs von Zweibrücken, des nachmaligen Churfürſten und Königs Maximilian von Baiern) die Stelle eines Archivars und Kanzleiraths mit 500 Gulden Gehalt verſchafft hatte, und erſchien auf der Reiſe zu dieſer, ſeiner neuen Beſtimmung eben ſo plötzlich wieder in Osnabrück, als er es vor 1½ Jahren verlaſſen hatte.

Nun erſt wurde ihm ſelbſt, dem Sänger vaterländiſcher Großthaten, klar, daß er draußen „im nebligen Holland" nicht an ſeinem Platze geweſen war, und dies ſein Gefühl klingt in ſtiller Verklärung durch einige ſchöne Stammbuchverſe (an Lydia und an Fanny), die ſich aus jener Zeit erhalten haben.

Groß war die Freude der Eltern und Geſchwiſter, ihn unter ſo günſtig veränderten Verhältniſſen wieder zu ſehen, groß die Freude und Ueberraſchung der Freunde und Bekannten, ihn, wenn auch nur auf wenige Monate, wieder zu haben. Er war wieder der frohe, liebenswürdige und lebenskräftige Theobald, wohl noch mit einem Anfluge von Burſchikoſität, aber um ein Bedeutendes reicher an Erfahrung, und das Leben nun in jenem Ernſte auffaſſend, der der Heiterkeit keinen Abbruch thut, aber ihre Dauer verbürgt. Und wie glücklich mochte er ſich fühlen! Brortermann war und, war eigentlich nur in ſeinem Elemente, wenn er unter ſeinen Freunden und in der Heimath war. Und dieſe Heimath wurde ihm nun wieder doppelt werth, zwiſchen langer Entbehrung und der Ausſicht, ſie bald

wieder verlaſſen zu müſſen, und überall durfte er nun auftreten in dem Achtung fordernden Gefühle, endlich doch auf ſeinem Wege die erſtrebte Selbſtſtändigkeit gefunden zu haben. Anerkennung blieb, wie es zu geſchehen pflegt, nun auch nicht aus, und es war um dieſe Zeit, daß die Dietrichſche Schauſpielergeſellſchaft, die damals in Osnabrück ſpielte, ſeinen Eid, nicht ohne Beifall, zur Aufführung brachte.

So war es denn dies Mal keine Flucht, als er, im Juni 1797, ſeine gleichſam wiedergefundene Vaterſtadt aufs neue verließ. Heitere Bilder der Zukunft ſchwebten vor ſeinem leichten Sinn, und der Schmerz des neuen Abſchiedes milderte ſich in der Hoffnung eines nicht allzufernen Wiederſehens. Sieh dich im Haushalt um, ſagte er zu ſeiner noch jugendlichen Schweſter, in einigen Jahren hole ich dich, meine Wirthſchaft zu führen. Heirathen werde ich nie; meine Begriffe von Liebe ſind nicht für dieſes Leben anwendbar; nur im Reiche der Poeſie leben meine Ideale; entſtellt will ich dies Götterkind nicht ſehen.

Zunächſt ging's nach Münſter zu neuen alten Freunden. Mit Entzücken, ſchreibt Schlüter, denke ich noch jetzt an den Augenblick, da ich ihn wieder ſah, mit Wehmuth aber auch an die traurige Stunde, die uns auf ewig von einander trennte. In Wetzlar blieb Brortermann einige Monate bei ſeinem Fr. v. Meyer, und bereitete ſich dort durch das Studium der Diplomatik zu ſeinen künftigen Berufsgeſchäften vor. Dort fanden ſich der Marburger Schmitt, Baron Chriſtoph von Aretin, von Steigentesch, Dambmann und andere Freunde zu ihm. Und ſo vorbereitet, von leichter Lebenswoge gehoben, trat er dann in Landshut ſeinen neuen Beruf an.

Hier lebte er ſtill und eingezogen, faſt nur im Umgange mit ſich ſelbſt. Er fand viel Arbeit vor, und arbeitete mit

ſo raſtloſem Eifer, daß ſein vortrefflicher Herzog ihn ſchon im zweiten Jahre nach ſeiner Ankunft zum Hofrath mit verdoppeltem Gehalte ernannte. Nun war für den genügſamen Brortermann des Glückes voll auf; hätte er nur Einen ſeiner Freunde aus dem geliebten Weſtphalen bei ſich gehabt, um ſein überſchwängliches Glück mit ihm zu theilen! Dieſen Mangel ſollte ihm angeſtrengte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wenn nicht erſetzen, doch möglichſt vergeſſen machen. Er arbeitete ſeine holländiſche Preisſchrift um, überſetzte Pope's Verſuch über den Menſchen nebſt Warburtons Kommentar dazu, ſetzte die Ueberſetzung des Orlando fort, verfaßte die politiſche Schrift: Demophilos an Eukrates, ſchrieb einen neuen „Wittekind," und arbeitete ſeinen Eid nochmals vollſtändig um.

Die Preisſchrift, die er nun deutſch herausgeben wollte, iſt in ſolcher Geſtalt nicht erſchienen. — Pope's „Verſuch" erſchien als erſtes Bändchen der „Blüten des Auslandes; „eine Sammlung von Ueberſetzungen, vorzüglicher, beſon„ders didaktiſcher und erzählender Gedichte — wobei Brortermann vermuthlich die Abſicht hatte, ſeine Ueberſetzung des Orlando furioso folgen zu laſſen, von der er ſeinem Freunde Schlüter die vier erſten Geſänge gezeigt hatte. Außer den beiden erſten, die im Merkur ſtehen, iſt aber nichts erſchienen. Die Ueberſetzung von Pope iſt reimfrei, in Miltonſchen Jamben, und weniger Ueberſetzung als vielmehr Bearbeitung, aber als ſolche muſterhaft durch Präziſion des Ausdrucks und durch vollendete Verſchmelzung des Geiſtes des Originals mit dem Genius der deutſchen Sprache. Demophilos an Eukrates mit einem Motto aus Dante: non per far, ma per non far ließ Brortermann ohne ſeinen Namen und ſogar ohne Angabe des Druckorts erſcheinen, obwohl er eine beſondere Vorliebe für dieſe

Schrift hegte, in welcher er, die Briefform mit dem Dialog auf angenehme Weise verbindend, zur Hemmung administrativer Willkür ein Regierungssystem anräth, in dem der Regierung nur der große äußere Kreis zu ihrem Wirken vorbehalten bleiben soll, indeß im Innern hundert kleinere Kreise sich möglichst selbstständig bewegen. Ich möchte es ein System politischer Monaden nennen, und eine solche monas von Staat, wie Brortermann sie will, steht gleich weit von mittelalterlicher Isolirung wie von französischer Zentralisazion entfernt, und gibt eigentlich das wissenschaftlich geordnete Bild dessen, was in der Verfassung der vereinigten Staaten von Nordamerika als eigentliches Lebenselement vorherrscht, und sich zu stets neuen Gestaltungen täglich mehr entwickelt: die möglichst große Freiheit einer möglichst großen Summe von Individualitäten. Die politische Reife dieser Schrift aber zeigt sich besonders darin, daß das angerathene System ebensowohl für eine Monarchie, wie für eine Republik, für Demokratien wie für Aristokratien paßt, kurz daß sie die Garantien der bürgerlichen Freiheit nicht sowohl in der Verfassung als in der Verwaltung suchte, und das zu einer Zeit, wo Konstituzionen das Feldgeschrei waren — wahrlich ein großer Beweis von Brortermann's politischer Besonnenheit und von seinem Scharfblicke!

Gleichwohl erregte diese Schrift, vielleicht gerade weil sie nicht in der Richtung der Zeit fortschob, bei weitem nicht die Sensazion, die er davon erwartet hatte. Ein Göttinger Rezensent verwies ihn damit nach Utopien, ob er gleich gestand, daß die Schrift ein sprechender Beweis von dem Scharfsinn ihres Verfassers, und zudem in einer vortrefflichen Form abgefaßt sei; worauf Brortermann erwiederte, daß er zwar nie daran gedacht habe, die

Regierungen zu bekehren, aber wohl die Gelehrten, die papiernen Politiker, die thöricht genug zur Erweiterung des Machtkreises der Regierungen mitwirken.

Mit beſonderer Freudigkeit aber und wahrem Hochgefühl, und mit dem nun zu voller Klarheit gelangten Bewußtſein, daß er für das Epos eigentlich geſchaffen ſei, nahm Brortermann ſich den ſchon zweimal von ihm behandelten Stoff, ſeinen Wittekind, zu einer dritten Form vor, diesmal in Herametern; und welches Epos würde er, in ſeiner vollen Kraft aus dieſem Stoffe gebildet haben, wenn wir nach den Beweiſen ſeiner epiſchen Kraft und Klarheit, die er im Benno, und vor Allem in Guſtav Adolfs Tod niedergelegt hat, urtheilen, und den Zeugniſſen derer vertrauen dürfen, die einen Theil dieſes Epos geleſen haben. Es waren die zwei erſten Geſänge desſelben, die allenfalls ein Ganzes bilden konnten, welche er an Schiller ſchickte, der ſich äußerſt günſtig wie über dies Werk insbeſondere, ſo überhaupt über den Dichter ausſprach. Eine Schilderung des heimathlichen Weſtphalens und ſeiner Bauernhöfe, im Möſerſchen Geiſte, iſt noch im Andenken eines Zeugen, des Profeſſors Abeken zu Osnabrück, der das Manuſkript etwa im Jahre 1805 bei Brortermann's Landsmann, dem erwähnten Cordes, damals in Berlin einſah, nach deſſen im Jahre 1807 in München erfolgten Tode es wahrſcheinlich verbrannt iſt (ſiehe das Quellenverzeichniß bei № 44.) — Das Schickſal, das überhaupt ungünſtig mit Brortermann gewaltet hat, hat uns dies Fragment beneidet, wahrſcheinlich auch den Dichter ſelbſt an gänzlicher Vollendung ſeines Hauptwerkes gehindert.

Die nächſte Unterbrechung führte für ihn der Umſtand herbei, daß ſein Eid, den er bei reiferer Erkenntniß gar nicht für den Druck beſtimmt hatte, ohne ſein Wiſſen und

Wollen im Jahre 1799, ſchlecht gedruckt (bei Leich in Brandenburg) erſchien. Brortermann hatte ihn, wie erwähnt, ſchon im Jahre 1795 geſchrieben, zu welcher Zeit der Prediger und Buchhändler J. C. Gieſeke zu Magdeburg ein ungewöhnliches Bücher-Lotterie-Projekt auf die Bahn brachte. An dieſen wurde durch einen Dritten, damals mit Brortermann's Einwilligung, der Cid für ein beſtimmtes Honorar verkauft. Das Projekt aber ſcheiterte; Gieſeke ſah ſein ganzes Vermögen in Konkurs aufgehen, und Brortermann's Manuſkript fiel der Leichſchen Buchhandlung, wahrſcheinlich als Entſchädigung zu, ohne daß Brortermann das Geringſte davon erfuhr, der auf dieſe Art zugleich um den ganzen pekuniären Lohn ſeiner Arbeit kam. Dieſer Mißfall *) indignirte ihn ſo, daß er ſofort einen neuen Cid ſchrieb, der aber auch verloren gegangen iſt.

Wir haben alſo nur den Cid von 1795, den Brortermann den Schmerzenreich unter ſeinen Söhnen nennt, und den ich gleichwohl eben ſo geneigt bin, gegen ſeinen Vater in Schutz zu nehmen, als ich den Cid von 1799, wie ſehr auch immer ſein Verluſt zu bedauern bleibt, doch nicht höher anſchlage, als alle Cids in Corneilles Manier überhaupt. Der wahre, d. h. der romantiſch-hiſtoriſche Cid, wie Herder ihn uns vorführt, nachdem er ſeines Vaters Ehre an dem Grafen Gormaz ehrlich gerächt hat, und erſt darnach und dadurch mit deſſen Tochter Ximene bekannt geworden iſt, bewirbt ſich um ſie ohne viele Umſtände, und erhält ſie richtig zur Frau. Corneille und ſeine Nachfolger aber, zu denen in dieſer Hinſicht auch Brortermann gehört, obwohl er übrigens das Sujet ganz ſelbſtſtändig behandelt,

Anmerk. *) Man geſtatte dies Wort für die Umſchreibung: ungünſtiger Zufall.

laſſen des Eids Liebe zu Ximenen dem unglücklichen Zweikampfe vorhergehen, der nun den vorgeblich tragiſchen, im Grunde aber nur weinerlichen Knoten ſchürzt, und einen Kampf der Leidenſchaft mit der Pflicht herbeiführt, der als ſolcher niemals vor das forum der Aeſthetik, ſondern nur vor das der Moral gehört, der vor dieſem den Menſchen groß und über die Natur erhaben darſtellen kann, aber in einem äſthetiſchen Werke immer nur das ſchmerzende Gefühl gibt, daß ein Wurm ſich an dem Stachel krümme, der ihn durchbohrt hat. Es iſt kein äſthetiſcher Genuß, oder Grauſamkeit müßte Wolluſt ſein, dieſen Krümmungen und Windungen zu folgen, die ohnehin eine unnütze Qual ſind, wenn das gequälte Geſchöpf doch untergeht, und eine ſchlechte Entſchuldigung, wenn am Ende die Pflicht der Leidenſchaft weicht. Es iſt hier kaum eine andre befriedigende Auflöſung möglich, als männliche Entſagung, die aber eben ſo groß als zart behandelt werden muß, wenn ſie nicht kühlend wirken ſoll. Sonderbarerweiſe iſt in allen mir bekannten Cids dieſe Auflöſung (die freilich auch nicht hiſtoriſch wäre) nicht verſucht. Corneille, nachdem er die Liebenden in ſeinem künſtlich gebildeten Labyrinthe eine gehörige Zeit umher gequält hat, und uns die große Kunſt, mit der er dieſes thut, dieſelbe Zeit hat bewundern laſſen — obwohl er das Weinerliche des Stücks durch Einmiſchung der in moderner Weiſe entſagenden Infantin noch vermehrt — läßt endlich die Liebenden vollſtändig ſtecken, bloß mit der Ausſicht, daß die allmächtige Zeit, und, nach der Devozion der Dichter Ludwigs XIV., die Protekzion des Königs die noch immer trennende Kluft allmählich ausfüllen werde. Sein Ueberſetzer (Brandenburg bei Wieſike, 1820, 8.) verbeſſert unter dieſen Umſtänden den Titel Tragödie in „heroiſches Schauſpiel," und läßt

die ganz überflüſſige Infantin weg, übrigens aber Alles beim Alten. Niemeyer (Köthen in der Aueſchen Buchhandlung 1810, 8.) behält in ſeiner „Bearbeitung" den Titel Tragödie und die Infantin bei, läßt aber am Ende beide Liebende untergehen und hübſch in Einem Grabe beerdigt werden, und unſer Brortermann (der auch die Infantin wegläßt, ſtatt der lamentirenden mehr kriegeriſche Szenen vorführt, und das ganze Stück in 4 Akte zuſammengedrängt, übrigens ſeine Ximene, ich weiß nicht weshalb, Leonore nennt) läßt am Ende den todt geglaubten Gormaz, wie einen Deus ex machina, wieder aufſtehen, und nun beide Liebende glücklich werden. Von allen dieſen Behandlungen gilt Johannes von Müllers Ausſpruch: daß des Cid aufblühende Jugend mit der Mähr mancher Abenteuer geſchmückt worden, die zum Theil übel erfunden, aber wohl beſungen ſeien. Man leſe den Cid von Herder zuerſt (der hier wahrlich nicht an die ſchaurig-originelle Brautwerbung Richards III., wohl aber an die milde Kraft der Frithioſs-Saga erinnert) und man wird, wenn man ſich dann zum Corneille wendet, lebhaft inne werden, in welchen unreinen, falſchen, gekünſtelten Gang, wovon der ganze weinerliche Ton durch 5 Akte die natürliche Folge, alle Gefühle von Anfang an geſtoßen werden. Man wird ſich dann vielleicht wundern, daß das berühmte Drama noch ſo viel Befriedigung zurückläßt, als immerhin noch der Fall iſt, und dies vielleicht den übrigen Schönheiten des Gedichts, d. h. der Kunſt des Dichters beimeſſen wollen, aber das Geheimniß beruht weit mehr darin, daß der Widerſtand Ximenens ſeinen Grund nicht ſowohl in einem Pflicht- als in einem leidenſchaftlichen Ehrgefühle hat, oder, wenn man will, daß Ximenens Pflichtgefühl unter dem Geſichtspunkte einer wahren Leidenſchaft dargeſtellt iſt. Der Kampf der

Leidenſchaften aber unter und gegen einander, den der Menſch den Kampf gegen das Schickſal zu nennen beliebt, ſobald die innere Handlung in äußere übergeht, das iſt der wahre Gegenſtand der Tragödie.

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung, die ich in Brortermann's Seele gedacht habe. Aber gleichwohl wird ſein Cid von 1799, nach der Art, wie er ſich ſelbſt darüber äußert — wenn auch untergeordnete Fehler des ältern Cids: Mangel an Präziſion und dem ſonſt bei Brortermann hervorgebrachten Schrot und Korn, Schwäche des ſpaniſchen Kolorits und dergleichen glücklich vermieden worden ſind — doch im Ganzen wahrſcheilich ſeine frühere Anlage und die Kataſtrophe beibehalten haben, doch würde es immer intereſſant ſein, wenn man den Cid von 1799 etwa noch wieder auffände, aus einer Vergleichung beider Bearbeitungeu die Fortſchritte Brortermann's in der Theorie der Kunſt wahrzunehmen.

Denn darum ließ er ſich's Ernſt ſein, trotz und neben ſeinen bedeutenden produktiven Arbeiten, und trotz einer ausgebreiteten Korreſpondenz, die er mit ſeinen Freunden führte. Zu allem dieſem fand er die Muße in ſeiner Landshuter Einſamkeit; ja er knüpfte noch mannigfachen neuen literariſchen Verkehr an, (mit Schreiber, v. Babo, Juſti, Bouterweck) wie die wenigen noch vorhandenen Briefe aus dieſer Periode bezeugen, und ging ſelbſt damit um, ein Journal zu gründen, welcher Plan jedoch nicht zur Ausführung kam, weil ſeine, durch ſolches Arbeiten mehr und mehr angegriffene Geſundheit die zur Ausführung jenes Plans erforderliche Anſtrengung ſchon nicht mehr ertrug.

Von kleinen Gedichten Brortermann's aus dieſer Periode iſt außer bout-rimés, deren einige, ihrer beſonderen Tendenz wegen, in dieſe Sammlung mit aufgenommen ſind.

nichts bekannt. Das bout-rimé, mit dem er Napoleons aufflammendes Gestirn begrüßte, (vielleicht das größte Meisterstück dieser Art in irgend einer Literatur) verdient jedoch eben deshalb wohl der näheren Erwähnung, daß eine geistreiche Frau ihm das Thema und die Reime aufgab, als in einer großen Gesellschaft über den Helden des Tags viel pro und contra diskutirt worden war; gleich wie Brextermann später, in einem andern diplomatischen Kreise den scharfen Bolzen seines Impromptu „aut Caesar aut nihil" abschoß.

Doch wie schroff auch oft die politischen Ansichten jener Zeit (da Oestreich — nebst Baiern — zum nahen Kriege gegen Frankreich sich rüsteten) einander gegenüber standen, nie störten sie sein Verhältniß zu seinem, ihm stets gütig bleibenden Fürsten, mit dem er nun, zu Ende des Jahres 1799, nach München zog, wo derselbe, als Großmeister des bairischen Haus-Ritter-Ordens vom heil. Michael ihm zu seinem bisherigen Amte noch das Sekretariat dieses Ordens mit einem Gehalte von 300 Gulden übertrug, und ihn mit dem Kreuz dieses Ordens beehrte. Auch gewann er durch diese Veränderung seines Wohnorts viel für Geist und Herz; er traf seine Freunde von Aretin und Dambmann wieder, denen sich Andre (Theodori, Wilhelmi und Brextermann's Landsmann Docen) mit warmer Liebe anschlossen. Die neue Berührung gab neue Ideen, und regte manches Alte neu auf. Namentlich bearbeitete er mit Wilhelmi gemeinschaftlich, und doch jeder in seiner Weise, ein System der Aesthetik. Er hatte mit dem Schicksale muthig gekämpft, und glücklich überwunden; die Tage der Sorgen und des Drucks waren vorüber, und die Zukunft lächelte ihm so heiter entgegen, als sie bei den politischen Stürmen, die Deutschlands und namentlich Baierns Horizont

allgemach umdüsterten, und die mit seinem Fürsten auch ihn schon in ihren Strudel zu reißen anfingen, dem deutschen Manne lächeln konnte. Er hatte die Aussicht einer Versetzung nach Mannheim, die sehr in seinen Wünschen lag, und schwelgte schon in dem Plane, im nächsten Jahre seine Vaterstadt wieder zu sehen; da befiel seinen, durch literarische Anstrengungen geschwächten Körper (im September 1800) ein Nervenfieber, dem er trotz der sorgsamsten Freundespflege in wenigen Tagen erlag. Er starb am 14. September 1800 [1]) im 30sten Jahre seines Alters, fern von seiner geliebten Heimath, zu früh für seine Freunde, für seinen Ruhm und für die Welt.

Die Nachricht seines Todes erschütterte mit der Gewalt der Ueberraschung die Seinigen, die ihn eben im sichern Hafen dachten; der Vater verzichtete auf die Erbschaft, die er nicht für werthvoll genug hielt, um aus weiter Ferne mit unvermeidlichen Kosten ihre Liquidazion zu leiten. Die Rücksicht auf Brortermann's literarischen Nachlaß kam unstreitig weniger in Anschlag, als sie hätte sollen, doch glaubte man sich dabei beruhigen zu können, daß Brortermann in den Armen von Freunden gestorben war, die den Werth seines literarischen Nachlasses am besten beurtheilen konnten. Gleichwohl war Niemand zu dem nun herrenlosen Gute eigentlich legitimirt, und so sind denn im Drange jener Zeit, da eben nach den Schlachten von Marengo und Hohenlinden die Flut des Krieges sich über das südliche Deutschland ergoß — jene edlen Manuskripte hie und dorthin zerstreut worden und vermuthlich untergegangen. Nur Weniges ist nach Brortermann's Tode

Anmerk. [1]) Die gewöhnliche Angabe, die auch Schlüter hat, daß Brortermann am 18. September gestorben sei, wird durch den mit abgedruckten Brief Dombmanns an Fr. v. Meyer widerlegt.

von ſeinen Freunden herausgegeben. — Auch Schlüters und Fr. v. Meyers ſpätere Aufforderungen und Bemühungen um Brockmann's Nachlaß blieben vergeblich, und was jetzt noch an fliegenden Blättern zuſammen gekommen iſt, erhöht vielleicht nur noch das Bedauern um das, was nicht mehr zu retten geweſen, vor Allem um den Wittekind.

Und dieſe Ungunſt des Schickſals hat ſich ſelbſt auf Brockmann's Aſche erſtreckt, die bei gänzlicher Umwandlung des Kirchhofs, auf dem ſie ruhte, (im Jahre 1815) ein Raub vandaliſcher Verſchönerungsſucht geworden iſt. Die Stätte exiſtirt nicht mehr, die einſt Brockmann's Grab war, und ſelbſt die Nachweiſung der alten Gräber iſt verbrannt, damit Keiner darnach frage.

Seltſame Fügung, die über dem Leben eines ſo ausgezeichneten, der Zeit nach uns noch ſo nahe ſtehenden Menſchen gewaltet hat! Wir kennen nicht den Tag ſeiner Geburt, und ſtreiten über den Tag ſeines Todes; er, die Freude ſeiner Vaterſtadt, ſtirbt als ein Heimathloſer; ſeine Aſche iſt ein Raub der Winde, und ſein edelſtes Geiſtes-Produkt ein Opfer der Flammen geworden!

Doch blieb uns genug, um ſein vielſeitiges Streben und Wirken zu ehren, und das ſchmerzliche Bedauern um ſeinen allzufrühen Verluſt der Nachwelt zu übertragen. Er war Dichter und Philoſoph, Hiſtoriker und Politiker; ſein Genius war klar und wahr, fein und gefühlvoll, ohne falſche Sentimentalität und flimmernden Schmuck, ein treuer deutſcher Geiſt, wiewohl er das Aechte des Auslandes anerkannte. Sein Talent war mehr ausbildend als erfindend, aber vielſeitig und gewandt. Bei gelegentlicher Schalkhaftigkeit herrſchte als Grundzug ſeines Weſens ein innerer Ernſt vor, dem es immer und überall um dem Grund der Erſcheinungen und um das Weſen der Dinge

zu thun war. Nichts Niedriges oder Schmutziges iſt in ſeinen Werken, und das Edle ſchätzend, wo er es fand, beſang er als Katholik mit gleicher Wärme Bruno, Wittekind und Guſtav Adolf, und Luthern ſelbſt nennt er dort einmal „den Göttlichen.“ Die von der Vorſehung ihm zugemeſſene kurze Friſt hinderte ihn, die höchſten Stufen in der Literatur zu erreichen, zu denen er nach ſeinen Anlagen wohl berechtigt war; aber wir müſſen bewundern, daß er in ſeinem kurzen und unruhigen Leben noch ſo viel, als geſchehen, leiſten und ſich zu einem Standpunkte aufſchwingen konnte, der dem der Stolberge oder des gleichfalls früh verblichenen von Kleiſt billig gleich geſchätzt werden mag.

Und ſomit ſcheide ich, voll tiefer Wehmuth, von dieſem ruhigen und klaren Geiſte, von dieſem reinen und liebevollen Gemüthe, indem ich das Recht des letzten Nachrufs ſeinen beiden, noch lebenden Freunden abtrete, die ihm im Leben die geliebteſten waren, und die nach ſeinem Tode am meiſten für ihn gethan haben.

„Bedarf es noch einer lobpreiſenden Leichenrede, damit „man ſeinen Verluſt betraure, und ſeinen Andenken feiere? „Bei ſeinen mannigfaltigen Talenten, bei der glücklichen „Temperatur ſeines Genies, beſonders dem glücklichen Ver„hältniß zwiſchen Gefühl und Phantaſie in Beziehung auf „den Verſtand, welches den eigentlichen Dichter bildet, bei „ſeinem raſtloſen Fortſtreben, und bei einer Thätigkeit, die „jedes Hinderniß beſiegte, war er auf dem Wege, ein klaſſiſcher „Schriftſteller zu werden. — Als Menſch im ganzen Sinne „des Wortes gut, wäre er gewiß vortreflich geworden, „wenn er ſeine moraliſche Kultur hätte vollenden können. „An ihm bewährte ſich beſonders der Nutzen äſthetiſcher „Bildung; wahrlich er liebte die Tugend ihrer Schönheit

„wegen." (Schlüter im weſtphäliſchen Anzeiger vom 19. November 1802.) „Die Welt hat an ihm einen edlen „Menſchen, und einen trefflichen Kopf verloren, der als „Dichter eben ſo genialiſch und wahr, wie ſtreng und „geſchmackvoll beſtimmt ſchien, die geringe Anzahl von „Meiſterwerken ohne Manier zu vermehren.

„Nur die Deutſchheit, im reinſten Sinne des Wortes, „war ſeine Manier, ſo wie ſein perſönlicher Charakter."

„Weſtphalen, das Land der deutſchen Urſitten, hatte „ihn hervorgebracht. — Er bildete in ſeinen Dichterwerken „Menſchen voll Kraft und Adel, und wußte ſie mit einem „wunderbaren Gothismus zu umringen. Doch hatte zugleich „Alles den liebenswürdigen Ausdruck ſeiner feinen Geſtalt „und ſeiner reinen Geſichtszüge. —

„Gottes Friede mit ſeinem Geiſt!"

(Joh. Fr. v. Meyer in № 75 des Freimüthigen von 1806.)

Brockmann an das Publikum.

Osnabrück, den 15. März 1791.

Es sind beinahe sechs Jahre verflossen, seit mein Bischof Benno im Teutschen Merkur erschien. Dieses Gedicht war eine meiner ersten Versuchungen in der erzählenden Gattung; ich hatte es 1787 in meinem sechszehnten Jahre geschrieben; allein das Homerische des Sujets und die anspruchlose, kindliche Manier der Ausführung machten, daß es aller seiner Schwächen ungeachtet dem Herzen vieler Edlen wohlgefiel. Vorzüglich würdigte der Patriotismus meiner Landsleute jenes Progymnasma eines so nachsichtsvollen Beifalls, daß es einer meiner lebhaftesten Wünsche werden mußte, ihnen durch vollkommnere Versuche bezeugen zu können, wie schätzbar und ermunternd ihre Aufmerksamkeit für mich gewesen sei. Dieser Wunsch und die Aufforderungen meiner Freunde sind die Beweggründe zur Bekanntmachung vorliegender Gedichte, die ich also ja nicht als anmaßliche Belege der erlangten Meisterschaft zu betrachten bitte. Es sind Probstücke, die ein junger Maler zum Beweise sendet, daß er bisher mit allen Kräften der Fähigkeit nachgerungen habe, die Gewogenheit seines Fürsten dereinst durch Männerwerke zu verdienen.

Bei Arbeiten eines Jünglings kann billiger Weise nicht die Frage sein: ob sie dem strengen Maßstab der Vortreff-

lichkeit entsprechen, wonach Vater Horaz die Produkte der Poesie durchaus beurtheilt wissen will, sondern: ob sie Trieb und Kraft genug verrathen, um dem Publikum gegründete Hoffnung zu künftigen, eines frohen Genusses werthen Geistesfrüchten, dem Verfasser aber die Befugniß zu geben, unter den berufenen Schülern des Musengottes Platz zu nehmen. — Die poetische Kunst ist keine Sache, die sich in einigen Jahren lernen läßt; denn der Geschmack, ohne welchen kein in seiner Art vollkommnes Werk hervorgebracht wird, ist das Resultat einer ausgebreiteten Lektüre, einer Uebung, und eines Umgangs in der größern Welt, die man nur von einem reifern Alter erwarten darf. Ich hoffe daher auch von denjenigen unsrer Aristarche, welche mein Werkchen ihrer Prüfung würdig finden, daß sie, um mich kurz auszudrücken, nicht sowohl das Gedicht, als den Dichter beurtheilen werden.

Weil aber diese Beurtheilung, wenn sie der Billigkeit gemäß ausfallen soll, die Kenntniß einiger individuellen Umstände voraussetzt, so wird man mir erlauben, daß ich hierüber Einiges hinzufüge, und etwas länger von mir selber rede, als es sich nach dem Zartgefühle meiner Zeitgenossen vor einer zahlreichen Gesellschaft ziemen soll.

Erstens hat mir die Vorbereitung zu dem Wirkungskreise, welchen das Schicksal mir im bürgerlichen Leben anwies, nicht gestattet, der schönsten und schwersten aller Wissenschaften mehr, als meine Nebenstunden zu widmen. Hieraus werden die Kenner sich's erklären, daß meine größern Gedichte sich nicht allenthalben gleich sind. Dieses ist vorzüglich in dem Tode Gustav Adolfs der Fall. Ich fühle das Unpassende (the impropriety) mancher Stellen dieser Erzählung nur gar zu tief; allein ich kann nicht

helfen. Kein Andrer, als wer mit ungetheilter Seele dem Dienſt der Muſen leben darf, kann Kunſtwerke zu vollenden hoffen, worin kein Zug der Harmonie des Ganzen widerſpricht. Er trägt den Stoff, der ihn beſchäftigt, zu allen Zeiten und auf allen ſeinen Wegen ſinnend mit ſich umher, wie das Geheimniß der erſten Liebe; er ſetzet keine Feder an, bis alle Theile ſeiner Kompoſition ſich den Bedürfniſſen der Form gemäß geordnet haben, bis die goldne Linie der Schönheit durch alle Situationen hinläuft, und die Klarheit ſeiner Anſchauung mit innerer Nothwendigkeit ihn zwingt, die vollendete Schöpfung für Andre ſichtbar aufzuſtellen. Wenigſtens iſt dieſes die Methode, welche, meiner Ueberzeugung nach, jeder Künſtler beobachten ſollte. Sie iſt aber unbrauchbar für denjenigen, dem nur einzelne Stunden zu Gebote ſtehen, in welchen er nicht fürchten darf, von fremdartiger Ideen geſtört zu werden. Zwar iſt auch dieſer allenthalben Dichter, wo er einigermaßen ſich ſelbſt überlaſſen iſt; unwillkürlich zieht er Alles, was um ihn vorgeht, zum Gebrauch der Kunſt in die geheime Werkſtatt ſeiner Seele; er ſchafft und ordnet immer; er häuft den Vorrath ſeiner Materialien; allein er vollendet nichts, bis er endlich einen Gegenſtand antrifft, der alle Kräfte ſeines Geiſtes aufregt und ausſchließend feſthält. Dann iſt es ihm aber auch unmöglich, mit reifer Ueberlegung vorher in Gedanken zu wählen und zu verwerfen, wegzuſchneiden und wieder zu ergänzen, und, nach Vida's Vorſchrift,

— omneis ex ordine nectere partes,
Et seriem rerum; et certos sibi ponere fines,
Per quos tuta regens vestigia tendere pergat.

Die erſte Ordnung, worin ſich Alles wie von ſelbſt hineingruppirt, ſcheint ihm lichtvoll genug, und ſo bringt er ſeine

Phantaſien mit jener Schnelle zu Papiere, wofür unſere ehemaligen Kraftgenie's den Ausdruck Wurf erfunden haben. In einigen Tagen iſt das Werk beendigt, um deſto ſpäter vollendet zu werden. Man ſcheut ſich, es anzuſehen; der Plan iſt verzeichnet; jede Zeile trägt die Spuren der Uebereilung. Man legt es weg, und läßt Monate vorübergehen. Indeß erkaltet die Maſſe, und vergebens greift hernach die Geduld zur Feile, um die Höcker abzuründen, die in dem unterhaltenen Feuer des erſten Guſſes leicht verſchmelzt ſein würden.

Auf dieſe Weiſe wurde der Tod Guſtav Adolfs, oder vielmehr acht- bis neunhundert Verſe, die noch jetzt den Grundſtoff davon ausmachen, 1789 in Zeit von wenigen Tagen geſchrieben, und trotz dem hartnäckigſten Fleiß iſt mir es nicht gelungen, mehr daraus zu machen, als daraus geworden iſt. Mein Benno war, ſo, wie er im T. M. ſtand, das Werk von einigen Wochen. Der einzige Wittekind gelangte, ehe ich ihn niederſchrieb (im Januar 1792) zu einem gewiſſen Grad von Ausbildung, weil er ein Bruchſtück eines ſehr großen Ganzen iſt, deſſen Plan vorher entworfen und durchdacht ſein wollte.

Ferner wird man bemerken, daß ich nicht bloß in dem Oſterkuchen, wo die Natur des Gegenſtandes ein antikes Kolorit erforderte, ſondern auch in den übrigen Stücken mich nicht ſelten veralteter Wörter und Wortfügungen bedient habe. Dieſe Eigenheit, oder wie man es nennen will, iſt die Folge einer durch vieljährige, häufige Lektüre entſtandenen Vorliebe für die altdeutſche Dichtkunſt, beſonders für den unſchätzbaren Froſchmäuſeler; und meinem Umgang mit unſern ehrlichen, treuherzigen Ahnherrn wird man es ebenfalls zuſchreiben, wenn man hier und dort vielleicht ein nicht ganz edles Sprichwort, mehr Redſeligkeit, als

eben nöthig wäre, wenig sogenannte Eleganz und ein etwas überladenes Detail antreffen wird. Dieses sind Fehler; aber, wenn ich nicht ganz irre, so steht es dennoch besser, in der simpeln, altfränkischen Tracht unsrer Väter seinen Faßsteg fortzuwandeln, als in dem grellgeflammten Aufzug einer Marino-Lohensteinischen Manier die Seiltänzersprünge mitzumachen, wodurch gewisse preußische Nachahmer eines großen schwäbischen Originals das Bravo! einer frivolen Menge zu ergaukeln wissen. Man nenne es nicht Anmaßung, daß ich dieses, hier, bei meinem ersten Auftritt vor einem großen, verehrungswerthen Publikum sage: es ist bitterer Kummer über die gar zu sichtbaren Vorzeichen des Verfalles unserer Literatur. Möchten sie nicht eintreffen! Möchten dafür alle jene goldnen Hoffnungen reifen, die der junge Verfasser des Richard Löwenherz und des Alfonso bei allen Freunden der wahren Kunst erregt hat! —

Anmerk. Jene Vorzeichen sind glücklicherweise nicht zur Wirklichkeit geworden, vielmehr noch weit schönere Hoffnungen gereift, als Woltermann damals vor Augen schwebten. Aber es bleibt immer ein Streit der Gegenwart, ob die Literatur steige oder sinke, und die letztere Ansicht herrscht gewöhnlich vor, und um so stärker, je glänzendere Meisterwerke die Zeit allmählich hervorgebracht hat. Es wird daher wol Manchem zu kühn erscheinen, wenn ich (in der Vorrede zur zweiten Auflage des Prometheus) versucht habe, die andere Ansicht in gewisser Beziehung zu vertheidigen. Aber der stets fortdauernde Zweifel sollte jedenfalls die Mitwelt veranlassen, die lebenden Dichter mit mehr Liebe zu beurtheilen, als gewöhnlich geschieht. W.

Brockermann an ſeinen Vater.

Osnabrück, etwa im März 1791.

Sie erinnern ſich gewiß noch, daß ich vor ungefähr einem Jahre die Idee hatte, Sprickmanns Profeſſur der Geſchichte ambiren zu wollen, weil ich gehört hatte, daß er ſie niederzulegen entſchloſſen ſei. Der Umſtand war richtig. Er hat ſie niederlegen wollen, nachher aber wegen vermehrten Gehaltes ſeinen Willen geändert. Mit meinem Projekte war es alſo nichts und ich entſchloß mich, mit williger Ergebung in meine Lage, aus allen Kräften dahin zu ſtreben, den Geſchäften, zu welchen ich zurückkehren mußte, das Intereſſe, die Luſt und Liebe abzugewinnen, ohne welche kaum ein guter Libell zu Stande kömmt; ich ſtrebte wirklich dahin, doch ohne deswegen die Fortſetzung einer Sammlung von Materialien zur deutſchen Geſchichte aufzugeben, die ich ſchon in Göttingen zuſammenzureihen angefangen hatte, und ſehe jetzt, daß die Richtigkeit der Gründe, welche mich hiezu beſtimmten, ſich immer mehr und mehr beſtätigt. Das zweite, jetzt verfloſſene Jahr hat mich mit jedem Tage feſter überzeugt, daß die Selbſttäuſchung, womit ich mir dieſes um meiner Ruhe willen einzubilden ſuchte, gegen die Wirklichkeit nicht aushält und mich gewiß zu der leidigſten Hypochondrie führt, wenn ich meine Carriere nicht ändere, daß ein ewiger, entnervender Mißmuth mich an der Arbeit

hindern und die Kostspieligkeit der gewöhnlichen Mittel, den Mißmuth zu zerstreuen, meinen geringen Verdienst verschlingen wird, kurz daß es nicht möglich ist, zu einer ordentlichen Lebensart, einem ruhigen, dauerhaften Glücke zu gelangen, wenn wir dem Deus in nobis, wie es die Alten nannten, oder deutsch zu reden, dem Berufe widerstreben, wozu Natur und Schicksal uns bestimmen. Ich habe mich daher entschlossen (und zur glücklichen Ausführung dieses Entschlusses seit langer Zeit schon Vieles vorbereitet) zu Jena, d. h. auf einer Universität, wo ich die besten Aussichten habe, mein Glück als Dozent zu versuchen. Die vorzüglichsten Motive, welche mich sonst noch determinirt haben, will ich gegenwärtig Ihrer gütigen Prüfung vorlegen:

Erstens: Ich habe Hoffnung, dort wenigstens dreimal eher zu einer Bedienung oder zu einem bestimmten Gehalte zu gelangen, als hier; denn

1) würd' ich hier, wenn auch nicht Anciennität und Verbindungen entschieden, doch keine Bedienung annehmen, womit viel juristische Arbeit und — viel Verantwortlichkeit verbunden wäre;

2) hab' ich an dem weimarschen Hofe viele Freunde; von der einen Seite wird Wieland, das factotum der Herzogin-Mutter, alles Mögliche für mich thun, und von der andern kann ich den Günstling Göthe durch den Herrn von M... gewinnen, den Sie aus seiner Preisschrift kennen und der mit Göthen verwandt ist und zu Weimar, wo man große Reichthümer, die er ebenfalls besitzt, so sehr wie Talente schätzt, über's Jahr angestellt wird. — Von der Freundschaft dieses M... hab' ich Proben, die heut' zu Tage sehr selten sein dürften; und wenn auch Alles dieses nicht wäre, so verbürgen mir

3) meine angebornen Gaben und ein zwölfjähriges unausgesetztes Studium, daß ich in historischer Kunst der Anordnung, in der Erzählungsart, in Sprache und äußerer Beredtsamkeit den jetzigen alten, steifen Professor der Reichsgeschichte und meine jüngern Rivalen [1]) eben so weit übertreffe, als ich in dem gegenwärtigen Augenblicke an Kenntnissen noch hinter ihnen zurückstehe. Ferner kenn' ich die Denkungsart aller Klassen von Studenten (bei denen mir auch mein geringer Ruf als Dichter sehr zu Statten kommen wird) zu genau, als daß ich's mir bange werden lassen sollte, und endlich zeigt es ja die tägliche Erfahrung, daß wenig unmöglich ist, sobald man mit Lust und Liebe und rastloser, aber auch berechneter, planmäßiger Thätigkeit nach einem Ziele losarbeitet.

Zweitens. Wenn ich in mehreren Jahren noch keinen Gehalt bekommen sollte, so kann ich dort, auch bloß als Schriftsteller, wenigstens eben so gut subsistiren, als hier bei der Advokatur.

1) Verschiedene Buchhändler haben sich seit einiger Zeit um meine Arbeiten beworben. Der redlichste unter ihnen (Voß in Leipzig) bietet mir für den Bogen Prosa 10 Thaler und Wieland, der Reinholden lange Zeit hindurch Subsistenz verschaffte, würde ohnedies Hülfsquellen zu eröffnen wissen.

2) Als Dozent schlag' ich auf diese Weise zwei Fliegen mit Einem Streiche. Ohne meinen Kollegien zu schaden, kann ich immer eine einzelne Periode für den Druck ausarbeiten.

Dieses sind die Gründe, welche ich Ihnen (so sehr ich sonst alle Korrespondenz zwischen Anwesenden hasse) schrift-

Anmerk. [1]) Schiller konkurrirt nicht mit meiner Absicht.

lich vorlege, weil man in einer ununterbrochenen Gedankenfolge sich vollständiger und mit mehr Ordnung expektorirt. Finden Sie dieselben entscheidend, so muß ich von Stund' an alle meine andern Geschäfte hier aufgeben, weil ich in dem Jahre, das ich hier noch zuzubringen denke, außer der deutschen Geschichte noch mehrere Kollegia ausarbeiten und, soviel in hiesigen Bibliotheken zu haben ist, die Quellenschriftsteller studiren muß. Ich hoffe, Sie diesen Abend gegen 5 Uhr zu Hause zu treffen, um in dieser Angelegenvon meinem Vater, von dem ersten und gewiß aufrichtigsten meiner Freunde, Rath und Belehrung zu vernehmen.

Mit unbegränzter Hochachtung

Ihr gehorsamster Sohn

T. B. B.

N. S.

Den 5. April 1791.

Vorliegender Brief ist schon vor ziemlich langer Zeit geschrieben, und Sie würden ihn damals gleich erhalten haben, wenn ich nicht kränklich gewesen wäre und also hätte fürchten müssen, meine Entschlüsse für Folgen der Schwächlichkeit, meine Vorstellungsart für Grillenfängerei (und zwar mit allem Anschein des Rechts) gehalten zu sehen. So blieb das Schreiben bis jetzt von einem Tage zum andern liegen. — Indeß hat sich Manches geändert. Eine genauere, nach und nach eingeholte Kenntniß von der Lage der Dinge zu Jena hat mich in meinem Entschlusse bestärkt. — Meine Gedichte sind herausgekommen, und eine günstige Rezension von Wieland, die ich zu erwarten habe, ist auch für Einen, der von seinem Namen leben will, sehr wichtig. Endlich ist meine Subskripzion unerwartet so ergiebig ausgefallen, daß ich, wenn Sie

mich ferner nur mit freiem Tiſch und Wäſche unterſtützen, für das 1794ſte Jahr fertig werden und (wenn ich neben der Ausarbeitung meiner Kollegien zwei Abendſtunden zum Spazirengehen und Dichten oder Meditiren anwende) vermöge eines großen Vorraths ſchriftſtelleriſcher Arbeiten, die bloß die letzte Feile erwarten, auch für das künftige beinah ſoviel im voraus verdienen kann, um in dem äußerſt wohlfeilen Jena mir durchzuhelfen. Ich denke, Sie dieſen Morgen gegen 11 Uhr zu beſuchen. Sollten Sie dieſen Morgen keine Zeit haben, ſo ſind Sie ſo gütig mir es zu ſagen, und auf heut oder morgen etwa einen Spazirgang dazu auszuſetzen.

Brockermann an ſeinen Vater.

Arnheim, den 21. November 1795.

Mit der größten Freude melde ich Ihnen, daß ich endlich zu allem demjenigen gelangt bin, was ſeit mehreren Jahren das Ziel meiner Wünſche geweſen iſt. Durch die unerwartete Bekanntſchaft eines Holländers, eines bejahrten Mannes von dem vortrefflichſten Charakter habe ich Arbeit, wodurch ich Nutzen ſchaffe, Ehre und Brod erhalten. Auf wie lange? das wird von Umſtänden abhangen, die keine menſchliche Klugheit berechnen kann. Indeß iſt das ſchlimmſte Schickſal, was mich treffen kann: das wieder zu werden, was ich geweſen bin.

Der Wohlfahrtsausſchuß der Provinz Geldern, der, wie in allen Provinzen, die Staatsangelegenheiten, die Polizei-, Juſtiz- und Finanzſachen zu beſorgen hat, iſt mit

dem Detail dieser letztern Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, um auf das Wichtigste die gehörige Sorgfalt verwenden zu können. Geschickte Leute werden wie Gold gesucht. Man hat geglaubt, daß ich hier nützen könnte.

Ich lebe hier unter den Titel eines Reisenden, der sich hier zum Vergnügen aufhält, Jedem, außer den zwei wichtigsten Mitgliedern des Ausschusses unbekannt. Meine Beschäftigung ist, diesen vorzuarbeiten, politische Fragen, die bei der bevorstehenden Gesetzgebung zur Sprache kommen werden, bloß nach den Grundsätzen des Naturrechts und der allgemeinen Politik auseinanderzusetzen und Memoiren auszufertigen, die auf die Belehrung des Volkes über irrige Ideen, die es beunruhigen, abzwecken. Sie sehen also, daß meine Geschäfte literarisch und auf keine Weise der Verantwortung unterworfen sind. So soll ich nach dem Plane des Comité's hier drei Monate ganz verborgen leben und wenn ich mich in dieser Zeit in der Sprache, der Verfassung u. s. w. auf's genaueste unterrichtet habe, so wird die Frage sein: ob ich es sicher und meinen Neigungen gemäß finde, mich in Holland naturalisiren zu lassen? In diesem Falle bin ich einer Bedienung und zwar einer Zivilbedienung gewiß, die mich auch im Falle einer Umwandelung außer Gefahr stellt.

Ich hoffe, daß diese Umstände genug sein werden, um meine lieben Eltern zu beruhigen und an meiner Freude Theil nehmen zu lassen. Sollte das aber nicht der Fall sein, so werde ich, sobald es möglich ist, herüberkommen, um Ihnen über Alles Rechenschaft zu geben. — Die höchsten Freuden der Erde würden mich anekeln, wenn ich wüßte, daß ich der Gegenstand einer gegründeten Bekümmerniß meiner Eltern wäre. Nur bitte ich, nicht das Geringste bekannt werden zu lassen; denn dies ist grade

das Einzige, was ich im ſchlimmſten Falle zu fürchten habe, der Name eines unruhigen Kopfes, und wenn etwas von meinem jetzigen Emploi bis hiehin zurück verlauten ſollte, ſo hätte ich meine Freunde um ihren Kredit und mich ſelbſt um alle Ausſichten gebracht, die mir jetzt mit Gewißheit offenſtehen. Ich werde das Gerücht verbreiten laſſen, daß ich mit einem erfurtiſchen Kavalier von Münſter nach Dalbergen abgereiſet ſei.

N. S.

Schreiben Sie mir doch ja, wie Sie ſich alle befinden, nur erwähnen Sie nichts von meiner jetzigen Lage. Die Poſt iſt unſicher. Noch Eins! Wenn meine Mutter ſich wegen der Religion Gedanken machen ſollte, ſo belehren Sie ſie doch darüber. Sie wiſſen gewiß, daß hier der dritte Theil der Einwohner katholiſch iſt.

Broxtermann an ſeinen Vater.

Arnheim. Ende Juni 1796.

In meinem letzten Schreiben meldete ich Ihnen, lieber Vater, daß ich Hoffnung erhalten habe, aus meinem jetzigen (wenn gleich angenehmen, doch immer noch prekären) Zuſtande in einen ruhigen und ehrenvollen Wirkungskreis verſetzt zu werden. Es war in der That beſchloſſen, daß gegen die Mitte dieſes Monats eine Zuſammenkunft der Kuratoren Statt haben und über die bewußten Lehrſtellen disponirt werden ſollte. Allein die Menge der Geſchäfte,

womit jetzt Alles, was zur Regierung gehört, beladen iſt, haben gemacht, daß bis jetzt nichts daraus hat werden können. Aus eben dem Grunde iſt auch in andern Sachen, die mich intereſſiren, z. B. in Rückſicht der Preisfrage über die Marken, ſo viel ich weiß, nichts geſchehen.

Geduld iſt hier die allernöthigſte und zum Glücke — keine ſchwere Tugend, wenn man ſich in jeder Rückſicht ſo wohl befindet als ich. Ich bin, dem Himmel ſei Dank! ſo geſund, wie ich es meinen Eltern und Geſchwiſtern nur wünſchen kann. Außerdem werd' ich hier der Sprache täglich mächtiger, meine Bekanntſchaft mit Sachen und Menſchen breitet ſich aus, und wenn man mir nicht ſchmeichelt, ſo ſind Alle, womit ich in Verbindung ſtehe, mit mir ſo gut zufrieden als ich mit ihnen.

Der Verluſt der Franzoſen am Niederrhein iſt durch eine gewonnene Affaire wieder redreſſirt. Das iſt die wichtigſte Neuigkeit, die man hier hat. Einer meiner Freunde, ein Herr von Meyer in Wetzlar ſchreibt mir zuverſichtlicher als je vom Frieden. Vielleicht glaubt er, weil er wünſcht. Er hat eine der vornehmſten Bedienungen in Salm-Kyrburgſchen, alſo — in partibus infidelium. — Eben dieſer Freund bittet mich in jedem Briefe, zu ihm zu kommen, ſobald es mir hier nicht mehr gefalle und ſein Schwiegervater (der Geheimrath von Zwackh, der im Salm-Kyrburgſchen das, was Buſch im Osnabrückſchen iſt) hat ihm, ohne mein Anſuchen und Vorwiſſen verſprochen, mir im Nothfall und nach dem Frieden einen ehrlichen Poſten zu beſorgen. So hat man in omnem eventum auch ſchon für meine Retirade geſorgt; ſo lang' es mir indeſſen möglich ſcheint, mir durch eigne Thätigkeit und Verdienſte zu helfen, werd' ich von keiner Protekzion Gebrauch machen und nur die Argwöhniſchheit der Nieder-

länder, dieſer eben ſo niedrige als häßliche Hauptfehler meiner neuen Landsleute, könnte mich endlich von hinnen treiben. Leben Sie wohl, beſter Vater, und grüßen Sie meine liebe Mutter und Geſchwiſter. Nächſtens mehr.

Broxtermann an ſeinen Bruder.

Arnheim im September 1796.

Du biſt mit unſerm Vater im Grönenberge geweſen, beſter Bruder! und ich habe mir den kurzen Sommer auch zu Nutze gemacht, ſo gut meine Geſchäfte es haben leiden wollen. Ich habe nicht weit von hier einen Bauer, der aber zugleich Repräſentant des Gelderſchen Volks und einer der beſten Köpfe iſt, die ich kenne, bei dem ich oft Tage und mitunter auch wol eine halbe Woche zubringe. Ich ſtehe auf dem Punkt nach Utrecht zu gehen, muß aber erſt noch hunderterlei Dinge in Ordnung bringen; darum ſchreib ich Dir nur ſo in Eil und durcheinander. In Utrecht werd' ich zahlreiche Freund' und — Mittel finden, um dort wo möglich noch viel zufriedner und ſorgloſer zu leben, als ich hier gethan habe. Eine Nebenabſicht bei dieſer Platzverwechſelung iſt, dort unter einem der beſten Mathematiker, die jetzt leben (Prof. Hennert), dieſe Wiſſenſchaft gründlich zu ſtudiren, weil man ohne Mathematik in vielen Dingen doch nicht recht fort kann. Ich ſehe das zu ſpät; indeſſen iſt es gut, daß ich es jetzt noch ſehe. Künftigen Sommer denk ich Euch, wenn der Himmel will, zu beſuchen. Wollte Gott, ich könnt' es jetzt! Ich habe meinen Eltern ſo viel zu ſagen, was ſie völlig nicht allein beruhigen, ſondern

vergnügen würde — aber das läßt ſich in einem Briefe nicht ſagen.

Mein Eid iſt (was ich aus gewiſſen Urſachen nicht zu erzählen bitte, vor allen nicht an B.) nach Hamburg gewandert, um auf der Schröderſchen Bühne vorgeſtellt zu werden.

Ich habe zwar das Original hier — und das wollte ich Dir eigentlich ſchicken; allein unterm Abſchreiben hab ich noch ſo mancherlei korrigiren müſſen, daß ich ſelbſt ihn kaum leſen kann. Du mußt alſo warten, bis ich die Kopie von Schröder zurück bekomme; die kannſt Du dann kriegen und ganz behalten. Ich muß es alsdann doch noch einmal mit lateiniſchen Lettern abſchreiben, weil Einer meiner Freunde Luſt hat, es in's Holländiſche zu überſetzen.

Lebe wohl, innigſt geliebter Bruder, und ſchreibe mir ja, ſo oft Du kannſt. Ich muß abbrechen, ſo gern ich noch mit Dir ſchwatzte! Noch einmal, grüße unſre lieben Eltern tauſendmal! Ich denke meinem Vater ſogleich nach meiner Ankunft in Utrecht zu ſchreiben. Jetzt geht mir ſo tauſenderlei durch den Kopf, daß ich nicht recht weiß, ob ich Männchen oder Weibchen bin.

Wenn Du ſelbſt etwas gemacht haſt, ſo vergiß mich ja nicht! Allein! — es muß Dir lieb ſein, daß ich Dir auf gut Holländiſch meine Meinung grad' herausſage. Lebe wohl!

Dein

J.

Broxtermann an ſeinen Vater.

Utrecht, den 8. November 1796.

Das hieſige Klima, deſſen Einfluſſe ich bis hiehin durch die nöthigen Vorſichtsmaßregeln ausgewichen war, hat mir endlich auch eine kleine Erinnerung gegeben. Ich habe einige Wochen lang an einem Katharr laborirt, der mit ziemlich heftigen rheumatiſchen Schmerzen verbunden war. Vor ungefähr acht Tagen bin ich wieder davon befreit worden, habe aber von dem Augenblick an ſo viel zu thun bekommen, daß jetzt alle meine Stunden zwiſchen Lernen und Lehren getheilt ſind. Mein Hauptgeſchäft beſteht darin, daß ich einer ausgeſuchten Geſellſchaft von Studenten Privatvorleſungen über das jus naturae halte, welches, ſo wie die ganze praktiſche Philoſophie, hier nicht dozirt wird. In andern Stunden gebe ich ſolchen, die der engliſchen, italiäniſchen ꝛc. Sprache ſchon mächtig ſind, Anleitung zum Verſtändniß ſchwererer Schriftſteller.

Broxtermann an Schlüter.

Landshut, den 29. Auguſt 1799.

Einige Tage, nachdem ich mein Anſchreiben an Dich, das Journalprojekt betreffend, auf die Poſt gegeben, erhalte ich das Deinige d. d. 10. Dezember 98 ſage 98. — So geht es, wenn man zum Chargé d' affaires ſich einen

Riesen wählt, der 1°. ein Riese, also eine ungeheure Maschine, also um so schwerer in Bewegung zu setzen ist und der 2°. gar auf Freiersfüßen geht.

Nota. Ich muß zwar selbst jetzt diesen Mittelweg wählen und es auf den guten Willen dieses immobilen Ungeheuers ankommen lassen, ob und wann Du meine Briefe erhalten wirst; allein daran ist bloß der Mangel Deiner Adresse Schuld, die ich mir also mit Erstem anzugeben bitte.

Einen zweiten Fehler hast Du gemacht, daß Du es wiederum belobtem Riesen überlassen, mir von Deinen literarischen Arbeiten Nachricht zu geben. Zwar hat er diesen Auftrag redlich erfüllt, und zwar so, daß auch ein weniger bescheidner Mann damit zufrieden sein könnte. Von ganzer Seele hat er Dich gelobt, Deine römische Geschichte mein' ich, doch ist sein Lob zugleich so charakterisirend, daß ich die Wahrheit darin erkenne, auf die Art, wie man es einem guten Portrait ansieht, daß es getroffen sei, wenn man auch das Original nicht kennt. Aber er hat mir den eigentlichen Titel des Werks nicht angegeben, d. h. er hat Alles gethan, mich zu reizen, aber nichts, mir den Genuß zu verschaffen. Auch diesen mußt Du mir also schleunigst angeben, und zur Strafe für den Einfall Deine Korrespondenz durch den Riesen Dören suppliren zu lassen, die seinige suppliren. Wie angenehm mir bei allem dem Deine Zuschrift gewesen, das — magst Du eben aus dieser Strafpredigt sehen; denn es ist schon in meiner Art, daß ich mit den Leuten zu brummen anfange, wenn ich — ihnen um den Hals fallen möchte.

Aber nun willst Du auch von meinen Geisteskindern wissen und meinst, daß ich keine aufzuweisen habe, oder

sie vor dem schwarzen Teufel verstecke, der freilich auf solche dralle, rothbäckige Buben, wie unser eins, ohne Ruhm zu melden, zu fordern pflegt, einen rechten Zahn hat. Ist aber keines von Beiden; denn ich kann Dir nennen 1) meine holländische Preisschrift, die ich in Baiern wenigstens umgearbeitet, 2) den Pope, 3) die Schrift: Demophilos an Eukrates, oder über die Gränzen der Staatsgewalt, welche jetzt unter der Presse ist. Das Letzte ist von allen meinen bisherigen Erzeugnissen das Erste, worin ich, mit Schlütern zu reden, mich selbst wiedererkenne. Eben deswegen aber geschieht es nur im engsten Vertrauen, daß ich Dir davon rede (bis jetzt kennt mich nur Körholz als den Urheber und der Riese Dören mag es auch wissen und das Maul halten) und ich bitte Dich gradezu, wenn Du dazu Gelegenheit hast, es zu poussiren, nicht um meinetwillen (denn ich will nicht bekannt sein) sondern um des Inhalts willen, den ich auf alle Weise zur Diskussion zu bringen wünschte.

Jetzt bin ich mit ganzer Seele über einem Werke, worin ich Alles niederzulegen gedenke, was ich je Hohes und Schönes erfahren habe, an meinem Epos, Wittekind. Es war natürlich, daß, sobald ein guter Gott mir, zu meiner Liebe und Kunst, auch noch die nöthige Muße vergönnte, mein ursprünglicher Genius mich von allen falschen Tendenzen zurückrufen und auf diejenige Dichtart fixiren mußte, für welche ich geboren bin. Entschlossen, mich darauf zu beschränken, habe ich die Theorie derselben bis aufs Tiefste zu durchgründen gesucht. Daher arbeite ich aber auch jetzt mit einer Freudigkeit, ja! mit einer Zuversicht, die ich nie gekannt habe. Die zwei ersten Gesänge, welche allenfalls als ein Ganzes bestehen können,

werde ich Euch bald in copia zuſchicken. [1]) Gedruckt ſoll es nicht werden. Ich würde in den Zwiſt der Parteien fallen, von der einen verfolgt, von der andern applaudirt werden, und das Letztere würde mir am wehesten thun; denn der Geiſt der Partei iſt gewiß dasjenige, was dem hohen, ruhigen Geiſte des epiſchen Gedichts am meiſten zuwider iſt.

Von meinem Leben will ich nichts ſagen. Da meine Art zu ſein und zu ſehen einmal ſo beſchaffen iſt, daß ein großer Theil meines Wohlſeins von dem Wohlſein der Geſellſchaft abhängt, worin ich mich befinde, ſo würde ich in's Politiſiren fallen und da — die Naſe zu! denn es iſt mir, als ob ich einen ungeheuren — röche, den der triumphirende Asmodi ꝛc. — Lebe wohl! antworte bald und, um Dich beim Worte zu nehmen, weitläufig!

B.

N. S.

Den 17. Oktober 1799.

So eben komme ich von einer langen Exkurſion, die ich in mancherlei Abſicht unternommen, vorzüglich aber, um Herrn von Aretin einmal wieder zu ſehen und in den Armen der Freundſchaft meinem kranken Herzen und meiner nicht viel beſſer beſtellten Geſundheit einige Stärkung zu ſchöpfen, zurück, und finde, daß dieſer Brief nicht auf die Poſt gegeben worden, und finde zugleich Deine Antwort vom 10. Auguſt auf meine Anfrage wegen des Journalprojekts. — Guter! Trefflicher! Edler! wie ſoll ich Dir die Empfindung ausdrücken, womit mein ganzes Herz zu Dir hinſtrebt? und wie — ich glühe vor Beſchämung,

Anmerk. [1]) Dies iſt leider nicht geſchehen.

wiewohl ich eher mich selbst bedauern sollte — wie soll ich die Nachricht hinzusetzen, die ich Dir auf diese Erklärung Deines Entschlusses geben muß! doch auf das Wie darf ich nicht sehen. Wenn Dein Unternehmen nicht noch länger durch meine unglückliche Intervention unterbrochen bleiben soll, so muß ich Dir ohne weiters (denn die Post wird gleich abgehen) sagen: daß ich mein hochbelobtes, hochangekündigtes Projekt nicht durchsetzen kann.

In Babo habe ich mich betrogen. Schreiber, der mit den Kaiserlichen Händel gehabt hat, giebt keinen Laut mehr von sich. Mit andern Mitarbeitern andre Hindernisse. Was aber die Hauptsache ist, meine Gesundheit leidet keine Anstrengung der Art. Sie ist ein Flackerlicht, das einen Augenblick zu Zeiten hoch aufflammt, und dann wieder Monate kärglich fortglimmt. Mit nächstem mehr. Ich drücke Dich an mein Herz! Leb wohl!

Ewig und ganz der Deine

B.

Broxtermann an Schlüter.

Landshut, den 26. November 1799.

Mit Deiner gewiß für mich äußerst unerwarteten Transmigration nach G. ist mir wieder ein Rad aus dem Wagen gegangen. Ungefähr vierzehn Tage vorher, ehe ich Deinen letzten Brief erhielt, hatte ich dem Riesen Doren aufgetragen, zu sondiren, ob unser Freund Schlüter wol sich dazu verstehen würde, die Zwischenzeit zwischen dem

Verfalltermin seiner Hofmeisterschaft und einer künftigen definitiven Anstellung in — Baiern zuzubringen. Diese Frage verstand sich in der Voraussetzung, daß unsre Translokation nach München wirklich statthabe; denn nach einem Orte, wie Landshut, könne meine Absicht nicht sein, ihn zu verlocken. Aber zu München solle er, falls es ihm gefalle, bei mir einziehen, mit mir studiren, philosophiren, schriftstelleriren, deliriren, Journalprojekte ausführen ꝛc., bis er zu Münster, oder, was ungleich leichter zu errichten sein dürfte, bei einem der neu zu organisirenden Lyzeen oder Akademien in Bavaria Sancta eine seiner würdige Anstellung fände. Das Alles ist nun abgethan! Aber auch so — meinen herzlichen Glückwunsch, Bester! und Dank dem braven Ketteler, dem ich in dem Augenblicke, wie ich es las, hätte um den Hals fallen mögen. Du bleibst jetzt im Vaterlande und nährest Dich redlich, wie das Sprichwort sagt, und bei Gott! das ist das Beste. Ich muß denn wol zufrieden sein, hier allein zu bleiben — allein!! — das Loos ist einmal geworfen.

Aber jetzt muß ich Dich fragen: warum nach Göttingen? nach dieser unpoetischsten, unphilosophischsten aller Akademien, der wahren Residenz der Philisterei? warum nicht Jena? Jena, dessen Name allein an Alles erinnert, was Genie, Philosophie und Liberalität heißt, und wo Deine 300 Thaler für ein ganzes Jahr vollkommen hingereicht hätten?

Heyne ist — ein Gelehrter. Aber was mehr? Ein Mann, der elegantes Latein schreibt. Und was mehr? Ich weiß es nicht. Bouterweck — allen Respekt. An ihn wirst Du dich halten, er wird Dir Jena sein müssen. Erfindungskraft, Gefühl, Witz, Scharfsinn, umfassenden Blick und zu diesen Gaben der Natur einen Schatz von

Kenntniſſen — wer kann ſie ihm abſprechen? Er hat dabei einen Styl, der antik einfach ſein kann, aber auch glänzend und frappant, wie bei den Beſten der Modernen. Zu dieſes Mannes Bekanntſchaft und Umgang wünſche ich Dir herzlich Glück und — werde Dich darum ſo lange beneiden, bis Du mir ſchreibſt, daß Du ſein Wohlwollen gegen mich angefriſcht und mir die Bahn eröffnet habeſt, mit ihm einen ſchriftlichen Umgang anzuknüpfen. Ich habe ehemals nichts ſo ſehr gehaßt als Briefſchreiben und jetzt — o Du glaubſt nicht, welche Wolluſt für mich darin liegt, mich durch dieſe einzige Kommunikation, die mir geblieben iſt, mit — Menſchen zu unterhalten! wie viel mehr mit ſolchen Menſchen! — Schreib mir oft und viel, lieber S., ich bitte Dich.

Auf meinen Wittekind mußt Du noch warten. Der Eid iſt dazwiſchen gekommen. Die Nachricht, daß dieſer Schmerzenreich unter meinen Söhnen (ich nenne ihn ſo, weil er in den unglücklichſten Jahren meines Lebens empfangen und geboren worden iſt und daher auch alle Zeichen der Miſerabilität, als Schwäche, Furchtſamkeit, Geſchwätzigkeit ꝛc. an ſich trägt) daß dieſer Schmerzenreich sub auspiciis Linkii [1]) in der Welt erſchienen, hat mich ſo indignirt, daß ich mich gleich daran gegeben, einen neuen Eid zu machen — facit indignatio versus. Aber dieſer neue (denn er iſt ſchon fix und fertig) ſchaut aus andern Augen. Er iſt ein Heumonskind und trägt die Kraft ſeines Vaters an ſich.

Lebe wohl! antworte bald!

B.

Anmerk. [1]) rectius Leichii.

Brockmann an J. F. v. Meyer.

München, den 8. Januar 1800.

Vivat Theobaldus! floreat! crescat! Wenn Namen, nach Walther Shandy's Theorie, von herrschendem Einflusse auf das Leben sind, so hast Du für Dein neugebornes Söhnlein einen Glücksgriff in die Reihe verborgener Ursachen gethan, die über unserm Haupte waltet. Dafür bürgt Dir — nicht ich, sondern der Mann, von dem ich diesen Namen empfangen habe, mein Großvater — ein Mann, den Du freilich nicht, den ich aber desto besser gekannt habe — ein Mann, in dem Thätigkeit, Entschiedenheit und Biederkeit sich in hohem Maße vereinigten, der als heiliges Muster einst auf mich gewirkt, und jetzt, da seine Reste schon lange modern, noch zu wirken nicht aufgehört hat — Ilave anima! Siehe, Meyer! es war dieses Bild, was bei Deinem Antrage in meine Gedanken kam, und was ich dabei fühlte — o! Alles was der humane, hochherzige Mann gefühlt hat, der zuerst als Pathe dem Vater die Hand reichte, um durch die Mitübernahme von Vaterpflichten sich das süße Recht an Vaterempfindungen zu erkaufen, das fühlte ich, und freudig übernehme auch ich sie, jene Pflichten. Deine Sache sei es dagegen, wenn Theobald nun heranwächst, wenn er für dasjenige empfänglich wird, was Natur, Schicksal und Anstrengung mir an Werth und Kenntnissen gegeben haben mögen, Deine Sache sei es alsdann, den Weg zu überlegen und einzuschlagen, auf dem ich diesen eigenen und bessern Theil meines Wesens auf ihn übertragen könne. Ich werde es redlich thun, ich werde Dich in ihm noch einmal lieben, ich werde mich in ihm verjüngen. Und — ich habe die schöne Hoffnung,

daß das Geſchick ſelbſt uns dieſen Weg anzeigen wird; ich hoffe, den Herzog noch, und mich alſo auch, in M--m etablirt zu ſehen, eine Ausſicht, in die ich mich kaum verlieren darf. Küſſe ihn indeß in meinem Namen, und küſſe die liebe Wöchnerin, die, wie ich aus dem frohen Geiſt Deiner Briefe ſchließe, ſich recht wohl befinden wird.

Von den zwei Geſängen des Tobias kann ich Dir nichts ſagen, als daß ſie mir durchaus wohlgefallen. Nur einige zu griechiſchen Inverſionen möchte ich Dich noch einmal in Ueberlegung zu ziehen bitten.

Ich darf nichts mehr ſchreiben. Meine Zeit iſt nach Minuten abgemeſſen. Alſo lebt wohl, Gevatter, und laßt bald wieder von Euch hören.

B.

Broxtermann an Schlüter.

München, den 29. April 1800.

Deinen Brief vom 2. Januar habe ich ſo wie den Letzteren richtig erhalten. Du brauchſt Dir alſo keine Sorgen zu machen. Warum ich ihn aber jetzt erſt beantworte? Für's Erſte iſt er mir (da unſere Verſetzung nach M. indeſſen vor ſich gegangen war) post varios casus ſehr ſpät zu Händen gekommen, und dann — o lieber Schlüter! ſo unmöglich Dir auch eine Rechtfertigung ſcheinen mag, ich dürfte Dir nur einige Ueberſchriften der Kapitel geben, die ſeitdem den Roman meines Lebens vergrößert haben — aber das einſt mündlich! Eines, was ſich einem Briefe

vertrauen läßt, iſt, daß ich ſeitdem zu meinem bisherigen, ein neues Amt bekommen habe. Ich bin Sekretär des baieriſchen Haus-Ritter-Ordens des heil. Michael geworden, d. h. ich habe neue Geſchäfte und ein neues Archiv zu beſorgen, die mein Vorgänger (ein alter ſchwachſinniger Mann) in der äußerſten Verwirrung hinterlaſſen hat. Was Du, was Freund Chabs und das Herzallerliebſte ſagen würden, wenn Ihr den alten Pierre mit Kreuz und Ordensband herumſteigen ſähet — — eh bien! Dieſes Kreuz iſt mir ertheilt, ohne daß ich es geſucht hätte, es iſt ein Beweis von der Zufriedenheit und dem Zutrauen meines Herrn (der als Großmeiſter des Ordens mir die Stelle übertragen hat) und als ſolchen habe ich es mit dankbarer Freude angenommen. Die Einkünfte ſind etwa 300 Gulden, ſo daß ich mich jetzt auf 1300 Gulden ſtehe.

Meinen Vorſchlag, wodurch ich Dich zu mir herüberlocken wollte, haſt Du abgewieſen und — Du haſt Recht gethan. Nichts, nichts in der Welt erſetzt das Vaterland. Wollte Gott, mich hätten dort ſo ſüße Bande gefeſſelt, als die, wovon Du mir in Deinem Vorletzten Aufſchluß gibſt!! Doch — das iſt eine Saite, die ich nie berühren ſollte. Ich bin einmal in eine divergirende Bahn geworfen und —

Dieſen Brief erhältſt Du durch Bouterweck, an den ich ihn eingeſchloſſen habe, weil ich den Namen Deines Philiſters nicht mehr weiß. Ich habe Bouterweck einen Brief geſchrieben, wie mein Herz mir ihn eingab und hoffe mit kindlicher Freude auf Antwort.

Von literariſchen Arbeiten kann ich Dir nichts ſchicken oder ſagen, es ruht pro tempore Alles bei mir.

Wie lieb, wie äußerſt intereſſant wäre es mir geweſen, wenn B. den Demophilos rezenſirt hätte! Die Regierungen

zu bekehren, daran habe ich bei jener Schrift nie gedacht, aber wohl die Gelehrten, die thöricht genug zur Erweiterung des Machtkreiſes der Regierungen mitwirken. Der Göttinger Rezenſent hat mich alſo unrecht gefaßt. Dennoch bitte ich Dich recht ſehr, mir jene Rezenſion zukommen zu laſſen und mir, si licet, den Verfaſſer zu nennen.

Lebe recht wohl, Theurer! und antworte bald.

Deinen

B.

Broxtermann an ſeine Mutter.

München, den 7. Juli 1800.

Der Lauf der Poſten iſt unter den dermaligen Umſtänden ſo unzuverläſſig, daß ich kaum hoffen darf, daß Sie dieſen Brief erhalten werden. Ich will mich daher ſo kurz als möglich zu faſſen ſuchen.

Ich bin geſund und zufrieden. Seit dem Vordringen der Franzoſen war hier Alles in Unruhe und Verwirrung. Den 28. vorigen Monats ſind ſie hier eingerückt, und ihr Betragen, hier in der Hauptſtadt, iſt ſo ordentlich als möglich. Der Herzog iſt als Chef der baieriſchen Armee, mit unſern Truppen abgezogen, hat aber, außer einem Sekretär, alle ſeine Geſchäftsleute hier gelaſſen. Der Sekretär des Michaelis-Ordens, von dem ich letzthin ſchrieb, iſt indeß geſtorben, und ich habe ſeine Stelle wieder bekommen.

Ich denke im künftigen Jahre — herüberzukommen.

Theodori an den Rath Broxtermann.

Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Rath!

Ob ich Eurer Wohlgeboren um etwas mehr als durch die ehemaligen Ueberſchriften auf den Briefen Ihres Herrn Sohnes bekannt bin, weiß ich nicht; indeſſen bin ich von ihm als Freund aufgefordert, ſeinen geliebten Angehörigen von der Krankheit, die ihn vor Kurzem überfallen hat, einige Nachricht zu geben. Es iſt eine Art von Nervenfieber, das ihn, beſonders bei den ſehr häufigen Ausleerungen, äußerſt entkräftet. An Pflege und Hülfsmitteln fehlt es nicht im mindeſten, und inſoweit dürfen Ew. Wohlgeboren alſo ganz ruhig ſein. Auch hoffen wir noch immer, daß ſeine Jugend und ſeine vorher gewöhnte ordentliche Lebensweiſe ihn wieder aufrichten werden. Von Zeit zu Zeit werde ich die Ehre haben, das Weitere zu bemerken; empfehle mich Dero verehrungswürdiger Frau Gemahlin und übrigen Familie, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung

München, den 10. Sept. 1800.

Euer Wohlgeboren

gehorſamſter Diener

Theodori,
Kanzler Sr. Durchlaucht des Herrn Herzogs Wilhelm in Baiern.

Dambmann an Joh. Fr. von Meyer.

München, den 15. Sept. 1800.

Gestern Morgen Ein Viertel nach acht Uhr habe ich unserm lieben, mir unvergeßlichen Broxtermann die Augen zugedrückt. Ich hoffe, Sie, theuerster Freund durch meine beiden Briefe, die ich Ihnen während seiner Krankheit geschickt habe, wenigstens einigermaßen auf diesen herben Schlag vorbereitet zu haben, und eile, Ihnen die Nachricht von seinem Tode selbst zu geben, weil ich fürchten muß, daß mir Ihr Schwager vielleicht hierin zuvorkommen, und Sie noch mehr erschüttern möchte.

Schon drei Tage vor seinem Ende hatte er alle Besinnung verloren, und kannte weder mich, noch Theodori, noch Aretin mehr. Sein Tod war nicht schmerzlich. Seine Kräfte schwanden allmählich dahin, und so röchelte er — aber nicht gewaltsam — und auch ohne die allergeringste Verzuckung seine schöne Seele aus. Wir Beide wissen, was wir und die Welt an ihm verloren haben, und wenn uns gleich das Herz blutet, so wollen wir uns als Männer trösten, und ihn uns auf einer Reise denken, auf welcher wir ihn vielleicht bald einholen werden. Ihrem Herrn Schwiegervater hats wahrscheinlich Aichberger schon geschrieben.

Ich kann Ihnen heute nur noch die Versicherung meiner ewigen Freundschaft beifügen.

D.

Morgen wird Broxtermann begraben. Ich werde seiner Leiche stumm folgen, denn ich kann mich gar noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er wirklich von hinnen gegangen sein sollte.

Wilhelmi an Brortermann's Schweſtern.

Schlitz, bei Fulda, am 16. Januar 1801.

Mesdames,

Verzeihen Sie der Dreiſtigkeit eines Unbekannten, der ſich ohne das Glück einer nähern Empfehlung, nur durch ſich ſelbſt bei Ihnen aufzuführen wagt. Ganz fremd bin ich Ihnen eigentlich nicht; ich war der Freund Ihres, ſeinen Geliebten, der Literatur und der Menſchheit ſo frühe geſtorbenen Bruders. Hätte ich das Gefühl meines tiefen Schmerzes über Brortermann's mir unerſetzlichen Verluſt mehr zu Rath gezogen, als den lebhaften Wunſch, von den letzten Augenblicken meines Freundes wenigſtens etwas zu wiſſen; ſo hätte ich mir die Ehre, an Sie zu ſchreiben, durchaus verſagen müſſen. Ihnen und mir eine Wunde, die kaum vernarbt iſt, wieder aufzureißen, iſt nicht der Zweck dieſes Briefs. Ich habe ohnehin, indem ich ihn ſchreibe, mit zweien Hinderniſſen, mit der Gewalt eines quälenden Eindrucks, und, ein geborner Italiäner, mit den Schwierigkeiten der deutſchen Sprache zu ringen. Ich wende mich an Sie, Mesdames, weil man mir ſagt, daß Sie meines ſeligen Freundes einzige nächſte Verwandte ſeien, daß Ihnen ganz gewiß über die Art ſeines Todes, und über das Schickſal ſeines wiſſenſchaftlichen Nachlaſſes hätte Nachricht gegeben werden müſſen. Ich verließ ihn, der meinem Herzen und meinem Bedürfniß nach Umgang in München Alles war, als er ſeinem Herzog, ich glaube nach Amberg folgte. Ich ſetzte, von dem Gewirre des Kriegs und der Umſtände beſtimmt, meine Reiſen, auf denen ich Brortermann habe kennen und lieben lernen, durch Baiern, Franken und die Rheinländer bis hieher fort. An der Gränze von Heſſen-Caſſel, auf einem Sommerhaus

des Grafen von Görtz, vernehme ich, nachdem ich auf mehrere Briefe an Ihren Bruder keine Antwort erhielt, die entſetzliche Gewißheit, daß er todt ſei. Sein und mein gemeinſchaftlicher Freund, der kurſächſiſche Legationsrath Beigel in München, hatte es ſeinem Miniſter, dem Grafen von Görtz, geſchrieben.

Durch gleiche Studien, gleiche Lieblingsneigungen, gleiches Alter, und durch ſo manche Berührungspunkte des Charakters, an Brortermann's Umgang und Briefwechſel gefeſſelt, war mir ſein Hinſchied einer der empfindlichſten Schläge, die mir das Verhängniß je verſetzen könnte. Fröhlich träumte ich mir die Möglichkeit, wenn ich von meiner Reiſe zurück wäre, die Zeit der erſten Muße an ſeiner Seite zu verbringen, Wahrheiten, die für unſere Seelen den nämlichen Reiz hatten, aufzufaſſen, zu ordnen, und darzuſtellen, meine unvollkommenen Begriffe gegen ſeine beſſern auszutauſchen, und eben dieſelbe ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit ihm zu theilen.

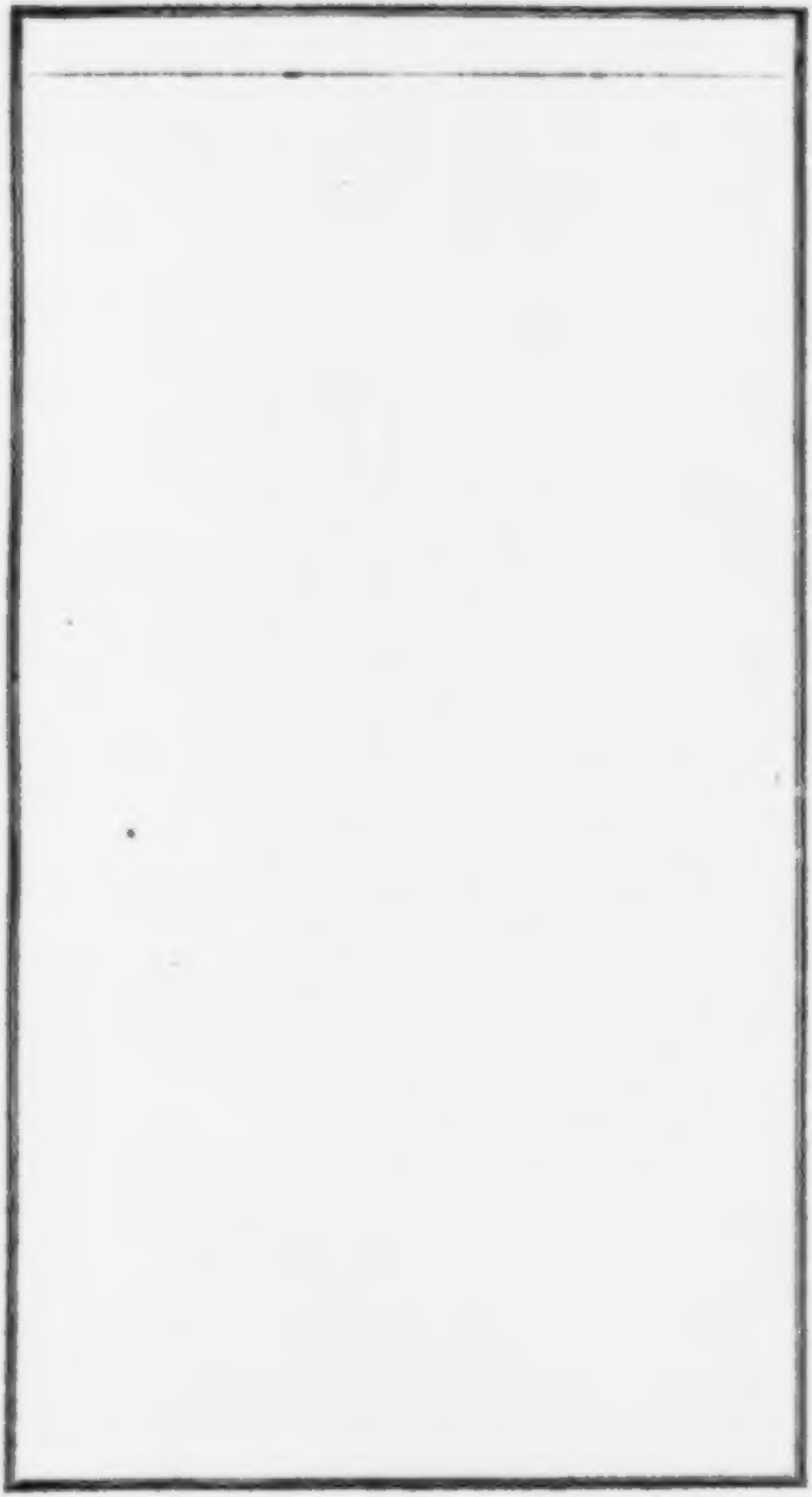
Brortermann und ich hatten den gemeinſchaftlichen Zweck, ein Syſtem der Aeſthetik, unter einer ganz anderen Geſtalt, als es bis dahin erſchienen war, und nach nie aufgeſtellten Grundſätzen herauszugeben. Wir harmonirten in der Idee aufs innigſte; in der Ausführung allein wären wir etwas von einander abgewichen. Er würde dies Lehrgebäude deutſch, ich franzöſiſch und italiäniſch bearbeitet haben; ſein Manuſkript war bei unſerer Trennung beinahe ganz fertig; das meinige, nur flüchtig entworfen, mit vielen Mängeln und Lücken kämpfend, bedurfte noch ſehr der letzten Feile. Dieſe hätte ich nun ſo gerne in Brortermann's Gemeinſchaft an meine Arbeit gelegt, wenn ich unglücklicher Weiſe nicht einen großen Theil meiner Handſchriften, worunter ſich die Skizze der Aeſthetik befand, in Ingolſtadt, und ach!

den Urheber alles dieſes wiſſenſchaftlichen Genuſſes, durch den Tod, verloren hätte. Wenn wenigſtens nur ſein Manuſkript gerettet iſt! Wollten Sie die Gewogenheit haben, Mesdames, mir darüber, ſo wie über Manches, was den Hintritt Ihres theuren Bruders betrifft, mit einiger Beſchleunigung gefällige Auskunft zu geben; ſo wäre das der einzige Balſam, für den mein tief verwundetes Herz, nach einem ſolchen Verluſte, noch empfänglich iſt. Ich würde mich nicht unterſtehen, Sie um dieſe Beſchleunigung zu bitten, wenn meine bevorſtehende Reiſe ins nördliche Europa mich nicht bald von hier entfernen würde. Die Hoffnung, mit einem Freunde in beſſern Welten die Wahrheit aus einer reinern Quelle zu ſchöpfen, macht mir ſeine Trennung allein erträglich; und daß Sie, Mesdames, gewiß in eben dieſer Zuverſicht ſtehen, iſt die vollkommene Ueberzeugung.

Ihres

ganz gehorſamſten Dieners
Dr. Carl Auguſt Wilhelmi

Vermiſchte Gedichte.



Beim Eintritt
in's ein und zwanzigſte Lebensjahr.

Juni 1791.

So wärſt du denn gleich flüchtigen Sekunden,
So wäre denn das ganze Paradies,
Das mich von dir die Hoffnung fordern hieß,
O Roſenmond des Lebens! hingeſchwunden!
Das Zauberband iſt plötzlich losgebunden;
Die Luft, ſo friſch ſie kaum aus Weſten blies,
Wird ſchwül und dumpf, auf immer ſteilern Wegen
Glüht ſchon der Hauch des Sommers mir entgegen.

Dem Wandrer gleich; — er ſetzt auf ſchroffen Felſenhöhen
Sich keuchend hin, um ein durchirrtes Land
Noch einmal anzuſchau'n, die Thäler, Wälder, Seen,
Den ganzen Weg, den mit getreuer Hand
Das Schickſal ihm, dem Glücklich-blinden ſand,
Vom Ziel herab noch einmal aufzuſpähen;
So ruf' auch ich vor den geſchärften Blick
Die Szenen der Vergangenheit zurück.

Beglückt, wem nichts bei dieſem Blick begegnet,
Das ihn gereut! Sein ganzes Leben liegt
Ein ſchöner Garten da, wo Baum an Baum ſich ſchmiegt,
Und ſüße Frucht den Pilger überregnet,

Der dort ſich matt, von Tageslaſt beſiegt
Im Schatten labt, und ihren Pflanzer ſegnet;
Die Zukunft lacht den göttergleichen Mann
Mit halbgehobnem Flor von ferne freundlich an.

Wer aber, Mann genug, daß er ſich nichts verhehle,
Stellt ungeſtraft ſich neben dieſes Bild?
Uns Allen beut wol manche Thatenſeele
Den Wonnekelch mit Himmelslohn gefüllt,
Doch, wenn erquickt noch kaum der Buſen ſchwillt,
So ängſten uns die Schatten düſtrer Fehle;
Das Aug' erſchrickt, es ſtarrt hinweggewandt,
Und der Kryſtall entſinkt der ſchlaffen Hand.

Kaum dämmern ſelbſt die lieblichen Geſtalten
Der Kinderzeit mir wieder in den Sinn,
So ſtrebt mein Geiſt, ſie eilig feſtzuhalten,
Und deutet, wohlgeübt im Quälen, her und hin;
Denn ſiehe da! von Allem, was ich bin,
Von Allem, was aus meines Herzens Falten
Sich noch vielleicht entwickelt und gedeiht,
Hat früh ſchon das Geſchick den Samen ausgeſtreut.

Oft dünkte mir dem Lauf der Waſſerquellen
Der Lebensgang der Erdenbürger gleich.
Sieh jenen Quell! Auf ſeiner ſpiegelhellen,
Kryſtallnen Fläche malt ſich Ufer und Geſträuch;
Allein wie lang? Ein dunſtbeladner Teich,
Umſtarrt von Schilf, empfängt die Silberwellen,
Und mühſam ringt das Bächlein aus dem Schoß
Der Sümpfe ſich, getrübt von Schlamme, los.

Ein andrer Bach rollt einen beſſern Pfad,
Den ihn die Kunſt des Ackermanns gelehret,
Durch Wieſe, Saat und Wald, und Wieſe, Wald und Saat
Blüht friſcher auf, von ſeiner Flut ernähret;
Scheu blickend ſchlüpft, ſtill, daß es Niemand höret,
Die Hirtin oft in ſein geheimes Bad,
Wo, vom lebend'gen Laub der Pappeln überſäuſelt,
Kühlathmend ſich die Well' im tiefern Ufer kräuſelt.

Weit ſtolzer wirft der dritte Quell ſich hin
Von dem Gebirg, daß weit die Klüfte ſchallen;
Ihm folgt, ein Heer von dienſtbaren Vaſallen,
Der Regenbäche Schar. Ein Fluß in ſeinem Sinn,
Reißt er mit ſtarkem Arm die nahe Flußgöttin
Hinab in ſeine blau gewölbten Hallen,
Und wird ein Strom, der, ſeines Namens werth,
Mit Flotten prangt und Königreiche nährt.

Die Völker ſegnen ihn. Ihr Völker, habet Acht!
Gefährlich iſt die Kraft; nur gar zu leicht entſchwellen
Dem lockern Uferdamm die aufgeregten Wellen!
Ein Lenz, der ihn mit gar zu raſcher Macht
Vom Joch des Winters löſ't, kann der Paläſte Pracht,
Kann bald zu Schutt der Städte Pomp zerſchellen.
Dann wird das Land, das holde Land, das er
Zum Paradies gemacht, ein gränzenloſes Meer.

Du, der den Lauf der Bäche, der die Bahn
Der Welten maß, nach ewigen Geſetzen
Zum Wohl des Ganzen maß, in deinem großen Plan,
Sprich! welchen Punkt, welch Pünktchen zu beſetzen,

Mich deine Lieb' und Weisheit auserſahn?
Doch ſtill, mein Herz! mit Freudethränen netzen
Will ich die ſtarke Hand, die dieſes All regiert,
Und wenn ſie mich durch Sturm und Fluten führt.

Mag um mich her Gewitternacht ſich ſenken,
Ich bleibe treu, denn Alles wird ja gut,
Zum beſten Ziel wird Alles einſt ſich lenken!
Nur dieſen Troſt, Allvater! dieſen Muth,
Und außer ihm noch ein's von den Geſchenken,
Die du mir gabſt, erhalt mir! In der Wuth
Des Sturms, im Freudenrauſch, in Leid- und Wonne-
thränen
Erhalt mir — das Gefühl des Guten und des Schönen!

Mein bleibe dieſer Sinn, der mit gewiſſer Wahl
Zum Beſſern ſtets des Menſchen Herz beflügelt,
Der, allgetreu dem ſtolzen Ideal,
Die Leidenſchaft an Roſenketten zügelt,
Der Spiegel, ſo, verſchönt im milden Zauberſtrahl
Von ſeinem Licht, was ſchön iſt, wiederſpiegelt,
Die rege Liebeskraft, die ſtets gebiert, vermählt,
Und ihre Welt ſich ſelbſt zuſammenwählt.

Wie werd' ich dann ſo froh den Zweck erreichen,
Dem mütterlich Natur mich vorbeſtimmt,
Wie froh den Lärm des Weltgewühls durchſchleichen,
Ein ſtiller Glücklicher, der Freude gibt und nimmt,
Und, wann dereinſt die Kräfte von mir weichen,
Das heil'ge Feu'r in meiner Bruſt verglimmt,
Wie froh dem Genius die Händ' entgegenſtrecken,
Der mich zu neuer Kraft entführt und neuen Zwecken!

Schön Roſamond.

In niederdeutſcher Mundart.

Van England Köninf Hinrick was't,
De ſick den Tweeden ſchreev,
De hadde mehr, as Kron' un Thron
En ſchön, fien Mäken lerv.

En ſchöner Mäken fund man nich,
So wiet man ſöken gink;
Der was keen Prinß, de je tor Luſt
En ſöter Wicht *) ümfink.

Vek goldnen Fähmen krüllde ſick
So lank un fien ehr Haar,
Twee Margenſtären lachden fromm
Ut ehrem Ogenpaar.

Up ehrem Antlet mahlde ſick,
As fridden Roſen red
Met witten Liljen üm den Pries,
Dat junk-geſunde Blod.

Ja, Roſamond! ſchön Roſamond!
Di nömde Jedder ſchön,
Un wer dat ungärn hörde, was
Fru Ellinor alleen.

*) Wicht, (altengliſch: Wighe) ein Mädchen.

Fru Elinor, de Königin,
Verquam vör Stolt un Nied;
Se drömde nix, as Givt un Dod
Sitt langer, leever Tied.

Drüm hadde Köninf Hinrick ok
To Woodſtock ſiener Brut,
Dem leeven, bangen Düveken,
En heemlick Neſt geb't.

En liſtiger Gebäd', as dat,
Was nümmer ſeh'n tovör,
Dorch hunderd Dören ſlünk de Weg
Sick to der leſten Dör.

De Köninf, de den Weg erdacht
Met wunderlokem Sinn,
Fünd ſülveſt ahn' en Twärendkln'n
Sick wedder ut, noch in.

Un to des Leevkens Sekerheet
Vör blödiger Gefahr
Gav he dem bravſten Riddersmann
Dat Slötken in Verwahr.

Allein dat Glücke, wädderlünſt,
Wann et am hellſten lacht,
Vertiggd' em bald ſien Hemmelriek
Met all der Frod' un Pracht!

Sien Söne, den des Vaders Gunſt
An Macht ſo hoch geſtellt,
De tog in Frankriek tegen em
Uprörerisk in't Feld.

Nu möſd' he weg, de gode Förſt,
Wiet weg wol aver See,
Doch eh'r he reef'de, nam he ſo
Van Roſamond Ade:

O Roſamonde, Roſe du,
Vör allen Blomen ſchön,
De mienen Sinn gefangen hölt,
Gefangen ganß alleen!

Du mienes Härtens Paradies,
So riek an Säligkeet,
O miene Krone, duſendmal
Segg' ick di nu Valet!

Denn ach! ick mott van mienet Luſt,
Van mienem Rösken ſcheh'n, *)
Mott haſtig den Rebellenſtolt
In Frankriek nedderträh'n. **)

*) **) Scheh'n, träh'n, ſtatt ſcheden, träden (ſcheiden, treten). Auf dieſe Weiſe kann man faſt alle Wörter, die ein d zwiſchen zwei Vokalen in der Mitte haben, kontrahiren; ein Umſtand, der, ſo wie hundert andere Freiheiten, dem Redekünſtler ſehr zu Statten kommen würde, wenn die altſächſiſche Mundart jemals wieder Bücherſprache werden könnte.

Doch ſy gewiß, du ſühſt mi bald
Heemkehren, herm to di;
So wiet ick gahe, dräg' ick doch,
Mien Röſken doch met mi.

So ſprack he, ſe vernam et kum,
Gliek ſwünd de Sünnenſchien
Der Schönheet vam ehr, upgetährt
Dorch innerlicke Pien.

De bittern Thranen drengden ſick
Uem ehren Ogenſtrahl,
Un quellden Sülverperlen gliek
Ehr Angeſicht herdahl.

De Lippen, erſt korallenrod,
Verglöhden krank un bleek
Met ehrem Läven, dat togliek
Ut allen Adern week,

So, dat ſe ſwiemelnd up enmal
Vör Hinricks Föte ſünk,
De bevend um den ſarten Liev
De ſtarken Arme ſlünk.

He küßd' ehr mehr, as twintigmal
Vertwievelnd Og' und Mund,
Un endlick gav met Süchten ſick
Dat Läven wedder kund.

„Wat ängſtigt miene Roſe ſo?
Wat ängſtigt ehren Geeſt?“
Dat, ſeggde ſe, to Slachd un Dod
Mien Her van hinnen reeſ't.

Dat frömde Land! de wilde Fiend!
Gefahren averall!
Seggd, wenn ji Liev un Läven wagt,
Worüm ik blieven ſchall?

O! lat't mi juen Pagen ſy'n,
Ju drägen Schild un Swerd,
Dat jedder Slag ya juer Boſt
Wör miener wedderkehrt!

Met Fröden hold' ick Diek un Bedd',
Un, wann ji mödd' un heet
Am Avend ut dem Felde komt,
En ſmödde *) Badd bereet.

Wör mienes Köninks Gegenward
Verlach' ick Möt' un Mod,
Doch ſunder em is Läven Dod,
Nä! bittrer, as de Dod!

„Still, Leevken, ſtill! ick late di
Man **) up 'ne kleene Du'r;
Du blivſt im ſchönen Engelland,
De Reeſ' is di to ſu'r.

*) Schmöde, weich, ſanft, geſchmeidig.
**) Man, nur.

De Frede iſ't, nich Krieg un Blod,
Wat ſchönen Fru'n gefellt,
En wöhntlick *) Stöcken, Danß un Spel,
Un nich dat harte Telt.

Schön Röſken hörtet wolverwahrt
Sick met Muſik de Tied,
Wielſt Himrick ſiene Finde ſöcht,
Wor't ſcharpe Piele ſchnie't.

Se blenkt von Sied' un Gold, und danßt
Vergnögt in Sekerheet,
Wielſt Himrick blankgewapnet ſick
Met ſienen Fienden ſleht.

Ji aver, Thomas! ju vertrauw'
Ick an min Röſken an;
Wahrt miene wackre **) Roſe wel,
Wann ick et nich mehr kann!"

Un darmet ſüfted' he ſo ſwar,
Aſ wenn dat Härt em brack,
Noch ſwarer ſe, de ſtumm vör Angſt
Keen Stärvenswort mehr ſprack.

*) Wöhntlick (von gewöhnen) läßt ſich hier durch gefällig überſetzen. Uebrigens würde man vergebens ein hochdeutſches Wort ſuchen, um das zu bezeichnen, was der Plattdeutſche bei dieſem Ausdruck denkt und empfindet. Man braucht ihn auch von Menſchen und Thieren. „He is en wöhntlick Mann" ſagt man von einem vertraulichen, beſcheidnen Manne, deſſen Umgang Jeder bald liebgewinnt.

**) Wacker, ſchön, ſchön-geputzt. Es entſpricht dem gallant, das in dem engliſchen Originale an dieſer Stelle ſteht.

Wohl blödd' ehr Härte mich ümfüß,
Un ſienet mich, ſo ſehr;
He ſach na deſſem Ogenblick
Schön Roſamond nich mehr!

Kum dat he man ſien Kriegesſchepp
Den Wienden avergeev,
Ás ok de Nied Jru Ellinor
Soglick na Woodſtock dreev.

Se kümmt, ſe röpt, un Thomas ihlt,
Ás he ſick ropen hört,
Herör met ſienem Kluen, ihlt —
In ſiener Mörner Swert!

Dann reit ſe wild den Twärenſahm
Em ut der Hand, un tratt
Herin, wor Röſken ſtillvergnögt
Lick enem Engel ſatt.

Doch as ſe nu ſo wunderſchön
Den Engel ſitten ſüht,
Verſchreckt dat Härt' in ehrer Boſt,
Met ſienem Hat' in Striet.

Herav dat Kleed! ſo röp ſe dann,
Dat rieke Kleed herav!
Drink wat ick bringe, deſſen Drunk,
Un drink di in dat Grav!

Un Möſken och! vull Schreck un Gru'n,
Se bevd' up ehren Kneen:
„Vergevt mi, wenn ick mi vergahn,
Vergevt mi wat geſchehn!

Seht miene Jahren gnädig an,
Ick bin ja noch ſo junk!
Und twingt mi nich in't kolde Grav
Dorch deſſen bittern Drunk!

Gärn ſegg' ick mienen Sünden av
In Kloſtereenſamkeet,
Dorchtwäle, *) wenn ji willt, verbannt,
De Welt ſo wiet un breet!

Verſchont mien Läven, un beſtraft
Wat Sünden ick beginк,
So ſcharp ji möget, — räket **) nich
Wat mi ter Sünde twünk!

So batt ſe, vrünk gen Hemmel up
De witte Liljenhand,
Van ehrem Antlat flickernden
De Thranen in den Sand;

Doch ſtillde nix den olden Nid
Der ſtolten Fiending mehr;
De höld' er, wiel ſe knеend batt,
Den Dodesbeker vör.

*) twälen, irren.

**) räken, rechnen, in Anſchlag bringen; nicht rächen, denn das heißt wräken.

Se nam en endlick, ſach dat Giot,
Un gruſend riſk'de ſe,
Den ſwarten Dod in banger Hand,
Sick up van ehrem Knee.

Se röp, de Ogen hemmelwärts,
Gad üm Erbarmen an,
Un drünk dat Giot, un drünk et kum,
Do was't üm ſe gedahn.

Un as nu ſnell dat wilde Für
Ehr Läven utgetähet,
Bekennde ſülvſt de Mörderinn:
„Se was des Köninks werd.“

To Godſtow wörd in aller Still
Beſtadet ehr Gebeen,
Un dar, nich wiet van Orfordſtadt,
Is noch ehr Grav to ſehn.

Türkiſche Grabſchrift.

Hier liegt ein Mann, dem keines Zweifels Macht,
Dem nie der leiſeſte Verdacht
Das freudige Vertraun zu ſeinem Koran raubte.
Er glaubte, weil er nie gedacht,
Und dachte niemals, weil er glaubte.

Vaterlandslied.

Der weſtphäliſchen Landsmannſchaft zu Göttingen gewidmet.

Mit Eichenlaub umkränzt die Scheitel, krönet
Die Becher ringsumher!
Denn wir ſind deutſch, und, was noch ſüßer tönet,
Wir ſind Weſtphälinger.

Weſtphalia! du Name, der die Seele
Mit Thatendrang erfüllt!
Wo ſchlägt ein Herz, das nicht bis an die Kehle
Bei deinem Klange ſchwillt?

Wer lähmte dort, ſein Deutſchland frei zu ringen,
In Winnfelds blut'gem Thal
Dem Adler Roms die königlichen Schwingen?
Ein Deutſcher, ein Weſtphal.

Wer hub, als Karl nach Herrſcherallmacht ſtrebte,
Für eine Welt den Stahl,
Die vor der Wuth des Schwertapoſtels bebte?
Ein Deutſcher, ein Weſtphal.

Weſtphälinger! laßt uns die Väter ehren!
Vergeſſet ihrer nie,
Beweiſ't, daß uns die Hermann angehören,
Seid brav und gut wie ſie.

Wer jetzt nur treu, nur edel ſcheint und bieder,
So lang' in ſeiner Hand
Der Becher blinkt, ſei aus dem Kreis der Brüder
Auf ewig fortgebannt.

Er aber, er, der ganz iſt, was er ſcheinet,
Froh ſchwing' er den Pokal,
Und im Triumph ruf' er, mit uns vereinet:
Auch ich bin ein Weſtphal!

Wir Alle ſind's! ſind werth des Vaterlandes,
Brav gegen Freund und Feind,
Sind Alle werth des heil'gen, ſüßen Bandes,
Das uns hier feſt vereint.

So trinkt denn, trinkt! Bleibt auch in Greiſesjahren
Für unſern Bund noch warm,
Bleibt bis an's Grab, was eure Väter waren,
Ein Herz, Ein Muth, Ein Arm!

Rath.

Soll es dir wohl ſein auf Erden, ſo glaube mit Jedem, was er glaubt,
Nicht von Gott und dem Staat, nein! von dem wichtigern Ich.

Der Schall.

Als ich noch ein kleiner Knabe
War, mein Herz ein wohlgeſtimmtes
Saitenſpiel, das jedem Lüftchen,
Jedes Hauch's Berührung anklang;
Immer reg' und immer ſchaffend,
Kleine klare Bilder ſchaffend
Meine Phantaſie
Eine magiſche Laterne)
Schenkt, am lieben Jahrmarktsfeſte
Mütterchen mir eine Trommel.

Dumpf, mit dröhnendem Gepolter
Prallte von der ſtraff geſpannten
Haut mein erſter Schlag empor!
Und erſchrocken warf ich eilig
Trommelſtock hinweg, und: Mutter!
Rief ich, ſag! was iſt es, Mutter,
Das in dieſem Dinge wohnet,
Und auf meinen Schlag erzürnet
So lebendig brummt und hüpfet?
Mutter ſprach: Das iſt der Schall.

Dacht' ich: Schall? und Phantaſie
Knüpft' an dieſes Wort ein Bildchen.
„Guter Schall! wer hat ſo grauſam
Hier dich Armen eingebannt,

Um mit Schlägen in dem engen
Hauſe dich herumzuängſten!“

Dacht's, und ſchnell, wie mein Gedanke,
Lief ich, und, geſchwind aus ſeiner
Athemraubenden Baſtille
Den Gefangnen zu befreien,
Holt' ich mir das ſchärfſte Meſſer.
„O! mit welchem frohen Danke
Wird das kleine, goldgelockte
Männchen, hellen Angeſichtes,
Schwirrend, jauchzend, händeklatſchend
In die Wind' herauf ſich ſchwingen!“

Dacht's, und ſchnell, wie mein Gedanke,
Setzt' ich an, und ach! mein raſcher,
Wohlgemeinter Schnitt zerſtörte
Was ich zu befrei'n gedachte!
Und Beſchämung und Beſtürzung
Glühte vom gekrampften Herzen
Nieder in die Fingerſpitzen,
Daß das Meſſer mir entſank!

* * *

Wie ſo oftmals, wie ſo oftmals
Denk' ich noch, wenn's von der Kanzel
Poltert, oder in Geſellſchaft
So gewaltig um mich lärmet,
An die Antwort meiner Mutter!

Quelle des Miſstrauens.

A. Seltſam was du erzählſt! Ich kann's nicht glauben.
B. Natülich!
Wenn du ſelber erzählſt, glaubſt du ſo ſelten dir ſelbſt!

Empfindungen bei Möſers Tode.

Im Januar 1794.

Multis flebilis occidit.

Möſer todt! Der unermüdlich wirkte,
Wie die Götter wirken, ging zur Ruh!
Möſer todt! So rufen durch die Lande,
Von der Nordſee bis zum Donauſtrande,
Sich die Beſſern, die ihn kannten, zu.

O ihr Beſſern, die ihr tief im Buſen
Faßt und fühlt, was der Verklärte war,
Trocknet eurer Wehmuth heiße Zähren!
Bringt zum Opfer, würdig ihn zu ehren,
Dank und Preis dem großen Schatten dar!

Wie dem Pilger wird, der muntern Schrittes
Durch den Thau der Dämm'rung fürder zieht,
Und im erſten, vollſten Tagesſchimmer

Roms erhabne, königliche Trümmer
Unabſehbar ſich erheben ſieht —

Wohl iſt's Kummer, Grauen vor dem Wechſel
Aller Größe, was ihn ſchnell ergreift —
Doch wenn, unwillkürlich angezogen,
Jetzt ſein Blick von Einem Ehrenbogen,
Einem Palaſt zu dem andern ſchweift;

Wenn aus den Ruinen der Paläſte
Heil'ge Schauder ihm entgegenwehn,
Und mit dieſem Schauder die Katone,
Brutus Manen und der Scipione
Majeſtätiſch vor ihm auferſtehn;

Wenn das Bild von ihren Götterthaten
Seine ganze Faſſungskraft erfüllt;
Dann verklingt aus ſeiner Bruſt der bange,
Feige Kummer, der mit Feuerdrange
Zur Bewundrung plötzlich überſchwillt:

So erhebt Bewundrung Aller Herzen
Ueber Schmerz und Thränen hoch empor,
Wenn wir unſern Blick vom Sarge lenken,
Und die Thaten des Entſchwebten denken,
Welchen jetzt das Vaterland verlor.

O der Luſt, wenn ſchauernd unſre Seele
Seines Geiſtes Wunderkraft ermißt,
Die mit Adlerflügeln ihn erhöhte,
Daß er fern und ſicher überſpähte,
Was vom Wiſſen wiſſenswürdig iſt!

Dieſes Geiſtes, dem Apollons Gnade
Reichen Dichtergenius verlieh,
Was er überſpähte, darzuſtellen,
Und es klar und lieblich aufzuhellen
Durch das Roſenlicht der Phantaſie;

Der des Franken Witz, des Britten Laune
In die Werke deutſcher Weisheit trug,
Durch Gefühl den Fühlenden entzückte,
Allbezaubernd jedes Herz erquickte,
Das in ſeines Herzens Nähe ſchlug;

Dieſes Geiſtes, der mit ſeiner Fackel
Kühn hinaufdrang zu der Vorwelt Höh'n,
Daß wir, da die Nebel niederſchwanden,
Wo die Forſcher ſonſt Ruinen fanden,
Einen hehren, alten Tempel ſehn!

Ha! Wer hat die große Kunſt der Herrſcher,
Menſchen zu beglücken, ſo gekannt?
Jedes Staats und jedes Volks Geſetze?
Wer hat dieſer Kenntniß goldne Schätze
Weiſer und getreuer je verwandt?

Woher kommt's, daß wir mit ſolchem frohen,
Kindlichen Gerechtigkeitsvertraun,
Jetzt, da ganz Europa, tief-erſchüttert,
Da ſelbſt England vor Gedanken zittert,
Auf die Lenker unſrer Wohlfahrt ſchaun?

War nicht Er's — ? doch horch! verlorne Stimmen
Klagen durch die nächtlich öde Luft!
Welch ein Zug! Ein Volk von Grabgefährten
Folgt der heil'gen Aſche des Verklärten
Schwarzverhüllet, langſam zu der Gruft.

Welche Strafgerichte droht der Himmel?
Fragt ein Fremder haſtig und erbleicht;
Iſt es, Krieg — iſt's Hunger abzubitten,
Daß mit matten, ungewiſſen Schritten
Dieſe Schar zum Tempel trauernd zeucht?

Fragt's, und mehr, denn hundert Finger deuten
Auf die Bahre. „Fremdling, unſer Freund,
Unſer Vater iſt der Erd' entnommen!"
Ruft der Bürger, aber angſtbeklommen
Seufzt der Landmann himmelauf und weint.

Waiſen, jetzt zum zweiten Mal verwaiſet,
Wanken händeringend an das Grab;
Wittwen — ach! ihr Schützer iſt erblichen! —
Starren ſprachlos auf den fürchterlichen
Erſten, dumpfen Schaufelwurf herab!

Aller Augen ſtrömen, Aller Knie
Beben. Strömt, ihr Thränen, ungeſtört!
Dank und Preis, auch von den goldnen Zungen
Unerreichter Meiſter ihm geſungen,
Ehrt den Todten nicht, wie ihr ihn ehrt.

Epilog beim Schluſſe des Theaters zu Osnabrück 1793.

Geſprochen von Demoiſelle Charlotte Großmann.

Vor wenig Wochen, die mein armes Herz
Mir nur für Tage gelten laſſen will,
Vor wenig ſüßen Wochen wagt' ich mich,
Verehrungswerthe! vor euch hin,
Als eine Fremde ſchüchtern euch zu grüßen;
Und jetzt, da ich mir kaum noch ſchmeicheln darf,
Nicht gänzlich eine Fremde mehr zu ſein,
Ach! jetzt ſchon haben böſe Freunde mich,
Euch Lebewohl zu ſagen, hergeſendet!
Wohl iſt es ſüß, das himmliſche Gefühl
Der Dankbarkeit in Worten auszuſtrömen;
Allein der Trennung düſtres Bild verengt
Mein Herz und hemmt die Zunge, — zu verſchieden
Von jenen Bildern, welche freundlich uns
Entgegenlachten, als wir uns zuerſt
Der ſtillen Hafe nahten, als zuerſt
In einer maleriſchen Gegend
Die liebe Stadt vor unſerm Auge ſtieg.

Wir ſahn herunter, — von des Berges Höh'n
Herab erblickten wir das ſchöne Thal,
Mit ſeinen leicht-bekränzten Hügeln,
Mit ſeinen Wäldchen, ſeinen Bächen,
Zwar jetzt entkleidet von des Winters Hand,
Doch reizend auch im Winter, vor uns liegen.
Wir ſahen es und dachten ſtill bei uns:
Die Menſchen, denen mütterlich das Glück
Solch einen holden Wohnplatz ausgezählt,
Von Kindheit auf gewohnt, die ewig neuen Szenen
Der wechſelnden Natur mit ſcharfem Blick
Und regem Herzen liebend zu betrachten,
Sie werden ſtrenge, ſtrenge Richter ſein!
So dachten wir zuerſt, bald aber war's,
Als liſpelt' eine Stimme: Seid getroſt!
Wer ſchon als Kind der todten Schöpfung Reize
Von Herzen liebgewann, der ſchätzet auch
Die liebenswürd'gen Zofen der Natur,
Die Muſen, weilet gern vor ihrem Feuerſpiegel,
Der ihm der höhern Schöpfung Meiſterſtück,
Den Menſchen ſelbſt, getreu vor's Auge zaubert;
Und dieſe warme Liebe zu der Kunſt,
Ein zartes Band, das überall ſo mächtig
Die beſſern Menſchen aneinander zieht,
Es wird auch hier, gewiß! es wird auch hier
Aus ernſten Richtern milde Freunde machen.
Dann — o mit welchem ſehnlichen Entzücken
Ich in den Wonnetraum von Allem dem,
Was dann geſchehen ſollte, mich verlor!

Es iſt geſchehn, er iſt zur Wirklichkeit geworden,
Der Wonnetraum, und Dank euch für die Stunden,

Die ihr der innigern Geſelligkeit,
Die ihr, o Väter, Mütter, Söhne, Töchter,
Dem engern Zirkel der Familie,
Die ihr, o Freunde der Natur,
Dem neugebornen Lenze ſelbſt entzogt,
Um traulich in Thaliens Tempel euch
In Einen großen Zirkel zu verſammeln.
Eu'r Beifall, wenn wir unſers Dichters Witz,
Die muntern Spiele ſeiner Phantaſie,
So gut wir es vermochten, eurem Ohr
Und eurem Blick vergegenwärtigten,
Wenn wir den Schmerz, den Jammer, die Verzweiflung
Der unterdrückten Unſchuld, ach! vielleicht
Nicht immer völlig der Natur getreu,
In eure Bruſt hinabzuſeufzen ſtrebten,
Eu'r Tadel, wenn wir einmal gar zu weit
Das ew'ge Vorbild unſrer Kunſt verfehlt,
War — Dank euch! — Freundesbeifall, Freundestadel!
Was wir uns wünſchten, Alles, was von euch,
Verehrte, was von eurer Billigkeit
Ein Genius ermunternd uns verhieß,
Es iſt erfüllt, und dreimal glücklich wir,
Wenn unſer dankbares Bemühn auch nur
Die Hälfte deß, was ihr zur Gegengabe,
Gerecht im Fordern, euch verſpracht, erfüllte!
Ihr ſchweigt? O laßt mich dieſes Schweigen, laſſet mich
In dieſer Abſchiedsſtunde wenigſtens
Es für Bejahung nehmen, laſſet mir
In dieſer Abſchiedsſtunde wenigſtens
Den Schmeichelwahn, daß wir auf's Wiederſehn uns trennen!
Und ſollte dieſer Wahn, womit ich mich
So gerne täuſche, ſollt' er Wahrheit ſein;

So wünſcht mit uns, ihr Edlen, daß die Zeit,
Die zwiſchen dieſen Traueraugenblick
Und unſer Wiederſehn ſich drohend ſtellt,
Mit noch geſchwindern Fittigen ſich waffne,
Als die ſo theure, jetzt verſchwundne Zeit,
Die uns zuerſt mit eurer Gunſt verband!

Impromptü
beim Anblick einer ſchönen Gegend.

O ſegensvolles Land, das meinem Blick ſich weiſ't,
Verſchwenderiſch mit Reizen ausgeſchmücket!
Der Engel, ſo durch dieſe Lüfte reiſ't,
Und flüchtig dich in ſeinem Flug erblicket,
Verweilet über dir, und fragt ſich ſelbſt entzücket,
Von welcher Gegend im Olymp du Nachbild ſeiſt?

Trinklied für Waſſertrinker.

Hippokrat, den Kos verehret,
Zieht dem Wein das Waſſer vor,
Denn ſein Aphorismus lehret
Συμφέρει πολὺ ὕδωρ. (Viel Waſſer hilft)
Und Galen de humido

Sagt ſehr klug und weißlich ſo:
Prodest aquae potio.
Celsus zeigt ſchon unterm Titel
De potationibus
Durch ein ziemlich lang Kapitel,
Daß man Waſſer trinken muß.
Hermann Boerhav ſchreibet ja:
Aqua paulo frigida
Potio est optima.

Bei der Amts-Jubelfeier des Vizekanzlers Hartmann zu Osnabrück,

am 21. Mai 1795.

Gibt's einen Menſchenwerth, dem unter allen Kränzen
Der ſchönſte Kranz gebührt, den je die Weisheit wand,
Gibt's der Verdienſte noch, die ſchön und ſchöner glänzen,
Als ſelbſt der Heldentod für Recht und Vaterland:

So iſt es das Verdienſt, ſein Leben und die Gaben,
Die uns Natur verliehn und die das Glück beſchert,
Für Recht und Vaterland getreu verwandt zu haben,
Dem dieſer höchſte Lohn der Tugend angehört.

Denn ſelbſt in jener Zeit, wo man den Trug nicht kannte,
Wo noch ein Biederwort ſtatt eines Schwures galt,
Wo man die Dinge noch bei ihrem Namen nannte,
Nicht Büberei Verſtand und Selbſtſucht Weisheit ſchalt, —

Wie ſelten war ein Mann, der ſeine Pflicht nur hörte,
Der, wenn ſie nützte, Freud' an jeder Arbeit fand,
In deſſen heißer Bruſt kein Seufzer ſich empörte,
Wenn er auch noch ſo tief des Lebens Bürd' empfand;

Der, ohne je den Blick vom Ziele wegzuwenden,
Dem Buben ſeinen Lohn, und Recht dem Rechten wog,
Ob auch die Schmeichelei mit goldgefüllten Händen,
Ob Argliſt oder Macht an ſeiner Wage zog!

So, Edler, lebteſt Du. Die ſchönſte der Göttinnen,
Die den Bedrängten ſchirmt, dem Frevler Furcht gebeut,
Aus deren Händen Glück und wahre Freiheit rinnen,
Hat Dich, als Jüngling ſchon, zu ihrem Dienſt geweiht.

Und dieſer frohe Tag beſchließt ein halb Jahrhundert,
Seit Du von ihrer Huld Dein großes Amt empfingſt,
Seit unſer Vaterland den ſtillen Gang bewundert,
Den Du mit Heldenmuth zum Ehrentempel gingſt.

Ha! wohl ein froher Tag! Welch himmliſches Entzücken,
Nach einem ſolchen Weg am Abend umzuſehn!
Und ruhig auf die Reih'n von Thaten hinzublicken,
Die dieſen Weg hinab, wie Engelchöre, ſtehn!

Wir theilen Deine Luſt. Wer ſollte ſie nicht theilen?
Wer Dir zur Seite ging, drückt freudig Dir die Hand;
Wer Mann iſt, ſchwört auf's neu, Dir muthig nachzueilen,
Des Jünglings Buſen ſchwillt, von Thatendurſt entbrannt.

O! könnten wir zugleich ſie Alle hier verſammeln,
Die Menſchen, denen Du als Retter Dich gezeigt,
Die Witwen, deren Flehn, die Waiſen, deren Stammeln
Mit jedem Frühgebet für Dich zum Himmel ſteigt,

Daß ſie mit uns vereint Dir ihre Wünſche brächten,
Vereint zu einem Feſt, das kein Apelles malt!
Dann würde Dankbarkeit Dir jene Krone flechten,
Die ſelbſt den Lorberkranz des Helden überſtrahlt.

Doch nein! Nicht Menſchendank, Dich muß der Gott belohnen,
Der tief in unſrer Bruſt ſein ewig Urtheil ſpricht:
Wen das Bewußtſein ſtraft, den drücken alle Kronen,
Und wen es glücklich macht, der braucht den Lorber nicht.

Dies iſt der Lebensquell, der Leid in Luſt verkehret,
Ein Quell des reinſten Glücks, den kein Geſchick vergällt,
Und der, wenn unſern Wunſch ein guter Gott erhöret,
Noch lange, lange Dich dem Vaterland erhält.

Trinklied.

Wer Geſang und Freude liebet,
Mann und Jüngling, Knab' und Greis,
Eile, wo, mit Laub umkränzet,
Feuerhell der Becher glänzet,
Eil' herbei in unſern Kreis!

Freude herrſch' in unſrer Mitte
Und der edle Gott vom Rhein.
Laſſet Gram und Sorgen ſchwinden,
Gebet euren Harm den Winden,
Dieſe Nacht ſoll unſer ſein! —

Für den Herrſcher dieſer Erde,
Wenn ihm Gram die Bruſt zerreißt,
Quillt der Wein ſo ſtill und helle,
Aus der Sonne Feuerquelle
Sog er ſeinen Feuergeiſt.

Drückt euch Armuth? — Vor dem Gotte,
Der hier herrſcht, iſt Alles gleich.
Nackend lenkt' er ſeine Tiger,
Nackt durchzog der junge Krieger
Welterobernd Reich auf Reich.

Treibt euch Ehrgeiz? Bei der Nachwelt
Sucht ihr Ruhm und ſpäten Dank? —
Laßt die Zeitungen euch melden:
Bonaparte ward zum Helden,
Seit er Wälſchlands Weine trank.

Quält euch Liebe? Lohnt ein Mädchen
Eure Treu mit herber Pein?
Manche, die kein Flehn erhöret,
Ward durch edlen Trotz bekehret,
Und der Wein lehrt trotzig ſein.

Suchſt du Freundſchaft, und ein Edler,
Der ſie ſchätzet, fehlet dir?
O ſo eil' in unſre Mitte,
Freundſchaft, alte deutſche Sitte,
Biedertreue wohnen hier! —

In Lidia's Stammbuch.

Würde durch der Götter Willen Eine Bitte mir gewährt,
Könnten ſie den Wunſch erfüllen, den das Herz am liebſten nährt:
O ſo dreht' im frohen Tanze Lieb und Freude ſich um Dich,
Ewig friſch im ſchönſten Kranze ſchlängen Myrt' und Roſe ſich,
Frei von Kummer und Beſchwerden und wie Deine Seele rein
Müßte dann Dein Glück auf Erden, ich des Glückes Zeuge ſein.
Aber ach! mit ehrnem Munde ſchreckt gebiet'riſch mich die Zeit,
Unaufhaltſam naht die Stunde, welche Trennung mir gebeut.
Beugt ſie noch ſo tief mich nieder, dennoch bleibt mir keine Wahl;
Dich, o Freundin, Euch, Ihr Brüder, ſeh ich bald zum letzten Mal,
Ach! und werd' ich mich hienieden Eures Anblicks wieder freu'n?
Werd' ich nur von Euch geſchieden, oder auch vergeſſen ſein?!

An Fanny.

Auf ein Stammbuchsblatt.

Dieſes Blättchens bedürft' es, um Dir, o Fanny, zu ſagen,
Daß nicht Deiner mein Herz, nicht in der Ferne vergißt?
Nein! und ſchwänden mir ſelbſt der Kindheit liebliche Szenen,
Deren lächelnd der Mann, lächelnd der Greis noch gedenkt:
Deiner vergäß' ich nimmer, die einſt in bedeutender Stunde
Mit dem Freunde zugleich freundlich den Fremden empfing!
Denn als nun das Geſchick vom fernen Nebelgeſtade
Wieder ins heimiſche Land, wieder ins Leben mich rief,
Wer erſchien mir zuerſt am Eingang des ſchöneren Lebens?
Du, o Fanny! zuerſt, Du und ein ganzer Olymp!
Nicht die Freundſchaft allein, der Scherz, das holde Vertrauen,
Das die innerſte Bruſt ſchmeichelnd bewegt und erquickt,
Auch die Muſen, und ſie, des Wohllauts mächtige Göttin,
Die der Töne Gewalt Dir auf die Lippen geküßt,
Und die Genien alle, die dieſes Leben erhellen,
Alle kamen mit Dir, neigten ſich gnädig herab;
Kränze ſchlangen ſie rings, ambroſiſche Blumengewinde
Um den dreifachen Bund glücklicher Sterblichen her,
Und es ließen mich nicht aus ihrem Kreiſe die Götter,
Bis ein erneutes Gebot mich in die Ferne verwies.
Dorten umſchwebet mich nun in Stunden einſamer Trauer,
Wie in der Freude Gewühl, Dein und des Einzigen Bild,
Wird noch dann mich umſchweben, wenn ſelbſt die Szenen der Kindheit
Schwinden, deren der Mann, gerne der Greis noch gedenkt.
Aber daß einſt im nahen Gedräng des häuslichen Lebens,
Das zu erneuerter Müh' immer die Thätige ruft,

Fanny, die zärtliche Mutter, die kluge geſchäftige Hausfrau,
Und das liebende Weib, nicht des Entfernten vergißt,
Darum redet dies Blatt, aus weiter Ferne geſendet,
Redet mit Geiſterton ſchmerzlich und leiſe ſie an. —

Aut Caesar aut nihil.

(An Kaiſer P. v. R.)

Eins von Beiden zu ſein erfleht vom Gotte der Menſch ſich;
Dreimal glücklicher P., Du biſt Beides zugleich.

Lobgedicht auf die Dichtkunſt.

Wie ich Amanden liebt', als Amor mir die — Leber
Erhitzte, wie den Wald der buntgeſchwingte — Specht;
Wie Ihr Turnier und Schlacht, Ihr, die Ihr bei Weit — Weber
Von neuem auferſteht und Schild und Ringe — flecht:
So lieb' ich jene Kunſt, die ſelbſt das Land der — Mohren —
— Wo Schlangen nur im Sand auf gelbgeflecktem Bauch
Sich ringeln, wo am Fels nur magre Beeren ſchmoren —
Zu einem Garten ſchafft voll Kraut und ſaft'gem — Lauch,
Den kleinen Gänſepfuhl zum Teiche, wo im — Bade,
Frau Venus plätſchern geht und ihr geliebter — Spatz.

Durch die geſtärkt ein Trank auf ſeiner Todten — Lade
So ſüß und ruhig ſchläft, wie einſt an Liebchens — Latz.
Denn, nicht nur gibt ihr Geiſt dem Leben, was den Gurken
Der Eſſig gibt, Geſchmack — er iſt der Wahrheit — Geiſt
Ein Geiſt der Weisſagung — der Schreckgeiſt aller Schurken,
Die ſich im Golde blähn, vom Raub der Armuth feiſt.
Ja! wenn noch mancher Schuft ſich brüſtet, mancher Knabe,
Wenn noch Sankt Franzens Brut am Kapitole — grunzt;
Wenn noch manch Obſkurant, der wie ein Galgen — Rabe
Nach Deliquenten krächzt, das Edelſte — verhunzt:
Die Dichtkunſt ſieht den Tag, wo nicht mehr, wie ein Krüppel,
Der Landmann zitternd ſchleicht mit Augen trüb und hohl,
Wo er, auf Menſchenrecht geſtützt und ſeinen Knüppel,
Sein Huhn geruhig ſpeiſ't und ſelbſtgepflanzten Kohl.

Lobgedicht auf den Frieden

(von Campo Formio, 17. Okt. 1797.)

Germanien lebt auf! Der Kutſcher auf dem Bock
Der alten Staatskaroß erwacht von ſeinem — Schwindel
Und alle Welt mit ihm. Der bunte Wappen — Rock
Des Herolds wandelt ſich in eine Kinder — Windel,
Dem wilden Lärmen folgt ein froher Ringel — Tanz,
Zur Pfanne wird der Schild für Speck und Eier — Kuchen,
Selbſt Bonaparte läßt des Ruhmes Firlefanz
Und wird die Lorbern jetzt nur in der Suppe — ſuchen.

Der Bauer ſtapft nicht mehr ſchwerfällig, wie ein Alp
Bei ſeinen Pferden her — man hört ihn luſtig ſchnalzen,
Denn jetzt entführet ihm kein Räuber Kuh — und Kalb,
Sein Haushahn muß nicht mehr für fremde Gäſte — balzen,
Ja! fiel vor kurzem noch als wie aus trocknem — Schwamm
Die Freude tropfenweis in unſrer Herzen — Trichter,
Jetzt wallt ſie wie ein Strom, — von Wien bis Amſterdam,
Malt froher Wahnſinn ſich auf lächelnde Geſichter,
Verſchwunden iſt der Gram, der wie die Blätter — Laus
An Knosp' und Laub genagt — die lang bedrohte Tugend
Verjährter Spröden ruht nach manchem harten Strauß
Und blühet neu zum Trotz der kriegeriſchen — Jugend.

An Joh. Friedr. von Meyer.

Zu deſſen Geburtstage.

Noch ſeh ich um mich her geſchärfte Schwerter — blinken,
Noch währt der alte Zwiſt um Kron und Freiheits — hut —
Allein es naht der Tag, wo Sturm und Zwietracht ruht
Und an des Franken Bruſt verſöhnte Brüder ſinken.

Dann biete Freude Dir den Labekelch zu — trinken
Aus Nektar halb gemiſcht und halb aus Lethe's — Flut,
Sie ſcheuche weit hinweg der Sorgen ſchwarze Brut,
Um über Blumen Dir zum fernen Ziel zu — winken.

Dort aber zeige, hold wie Majens ſchöner Sohn,
Nicht wie der Sohn der Nacht mit furchtbar ernſtem Schweigen,
Des Schlafes Bruder Dir der Tugend ew'gen Lohn.
Er winde, ſanft geneigt, ſo wie ſich Mütter neigen,
Die, namenlos beglückt, den Erſtgebornen ſäugen,
Um Deinen Myrtenkranz den ernſten Kranz von Mohn.

Röschen.

Eine Romanze.

I.

Wohlverſorgt und wohlgerüſtet
Und geneigte Wind' erwartend,
Lag ein neu gebautes Kriegsſchiff
In dem Hafen. Helle Sterne
Blinkten zahllos, (denn die Sonne
War noch unter dem Gewäſſer)
Blinkten wie zur Vorbedeutung
Ueber ihm; doch alle Winde
Ruhten, und die Meereswogen
Wälzten aus der duft'gen Ferne
Schläfrig murmelnd ſich herüber.
Aber ſieh! die duft'ge Ferne
Tagt' indeß. Der heil'ge Morgen
Blüht' empor am Himmelsbogen,
Röthet' hoch und plötzlich höher
Die zerſtreuten Wölkchen, röthet'
Ueber's weite Meer die Segel

Und die Wimpel. Günſt'ge Winde
Wehten. Und die Segel ſchwollen
Ungeduldig, und es dehnten
Sich die langgeſtreiften Wimpel
Flatternd nach der Glut hinüber. —
So der unverdienten Ruhe
Längſt ſchon müde, ſtrebet endlich
Aus des grauen Vaters Arm,
Strebt ein junger Abenteurer
Stolz hervor, der Morgenröthe
Seiner Hoffnungen entgegen.

Stolz und froh mit raſchem Schritte
Kam des Schiffes junge Mannſchaft,
Braves Volk, beſtimmt und willig,
Zu dem Schutz entfernter Küſten
Nach den Ufern einer andern
Fremden Erde wegzuſegeln.
Einer nur ging mit geſenktem
Haupte, düſter wie die Schwermuth,
Unter ihrem lauten Schwarm.
Edwin war es, er, vor Allen
Sonſt der Muthigſte. Der Jüngling
War, ein zartes Herz zu ſchonen,
Sonder Abſchied ſeines Mädchens
Kleine Thür vorbeigegangen. —
Welche Schonung, Edwin! Kanntest
Du die ſchmerzlichſüße Labung,
Die der Troſt gewährt, im letzten
Kuß und Händedruck der Treue
Letzte Pfänder auszuwechſeln,

Kanntest Du sie nicht? — Er fühlte
Seine Thorheit. Darum ging er
Jetzt so düster, fürchtend, hoffend,
Daß er Röschen doch noch einmal
Sehen werde. Was er hoffte,
Ward erfüllet. Edwin! Edwin!
Rief, als er den Fuß vom Ufer
Zögernd streckte, der Geliebten
Süßer, banger Silberton.
Schauernd wandt' er seine Blicke
Nach der Stadt, und sah sie kommen,
Eilig kommen, wie ihr Busen
Angstvoll flieg, ihr Knie im langen,
Rückwärtsfliegenden Gewande
Bebend versank. Edwin! Edwin!
Seufzte sie, und ließ ein weißes
Päckchen, das sie brachte, fallen,
Um mit freiem Arm den Nacken
Ihres Trauten zu umfassen.
„Liebes, gutes, böses Mädchen!
Also hat dich doch der Donner
Des Signals geweckt? So kommst du
Doch noch...? — Nicht um dich zu strafen,
Falscher Flüchtling! Nein! Ich komme,
Selbst noch bei dem Tritt vom Ufer
Dich zu sehn, o Gott! noch einmal
Fester, inniger beim Scheiden,
Inniger als je, dein süßes
Bild, du Theurer! aufzufassen,
Dieses Bild, in dessen Anschau'n
Meine Seele lechzend langsam
Sich verzehren wird — ich komme,

Dir ein Engelherr von Wünschen
Mitzusenden, und in diesem
Päckchen kleine Kleinigkeiten
Auf die lange Reise — „Leinwand?
Rief der Krieger; ach! ich habe
Ja die Hüll' und Fülle. Sieben
Hemden, weißt du ..." Sieben? fragte
Röschen lächelnd vor Befremdung;
Sieben Hemden nur? So nimm doch
Ja, was man dir beut! Das achte
Könnte dir vielleicht schon morgen,
Wenn nicht dir, doch Andern, fehlen.
„Und für Andre, Mädchen, sollt' ich
Dich berauben?" Mich berauben?
Nein! Wir Mädchen sind an weißer
Kleidung selten arm; du hast ja
Meinen Reichthum oft gelobt;
Und wenn auch mein alter Vorrath
Mit der Zeit zu sichtbar altert,
O! so hat sich schon ein neuer
Angesammelt. Fleiß und Arbeit,
Meine Spindel, meine Nadel
Schaffen reichlich, was die Nothdurft
Fordert; aber dein fataler,
Unfruchtbarer Degen — Nimm sie!
Mir zu Liebe! Nimm die Leinwand,
Bester! Nimm auch dies! — Ein kleiner
Voller Beutel war's. „Bewahre!
Nimmermehr! erwiedert' Edwin;
Soll ich — und wozu die Sünde
Mit mir tragen? Auf dem Wasser
Und, soweit mich Wind und Wasser

Immer bringen, auf dem Lande
Sorgt für mich der große König,
Du hingegen ...“ Ich? verſetzte
Raſch das Mädchen; o! wenn Röschen
Jemals darben ſoll, ſo müſſen
(Gott verhüt es!) viele brave
Menſchen ſterben. Du hingegen
In der fremden Ferne — freilich
Wohnt, wol hier und dort ein Guter,
Den der Gute leicht gewinnet —
Oft begegnen, wie vom Himmel
Hergeſendet, Engelmenſchen
In der Stunde der Bedrängniß
Uns aus unbekanten Hütten;
Aber ſichrer, leider! ſichrer
Schaffet uns die Macht des Geldes
Freunde, Pflege. — Doch ich Thörin
Schwatz', als hätt' ich Wundervieles
Auszuſpenden. Dieſes kleine
Bischen — du haſt Recht — es kann dir
Wenig frommen, iſt ſo wenig,
Ach! und ſcheint mir immer leichter,
Immer weniger des Gebens
Werth, je länger ich es halte!
Hurtig! Weg damit! — Er mußte;
Aber auch durch dieſes Opfer
Nicht erleichtert, fand ihr glühend,
Kindlich Herz noch keinen Frieden.
Schau! ſie knüpft' und zog von ihrem
Weißen Half' ein ſchmales Band,
Und mit dieſem Band ein altes
Theures Pathenſtück, ein ſilbern

Bild, worauf in breiten Strahlen
Die gebenedeite Jungfrau
Mit dem Chriſtuskinde prangte.
Edwin ſah's, und ſchmerzhaft lächelnd
Schüttelt' er ſein Haupt: „So muß ich
Mit Gewalt denn Alles haben?
Alles?“ „Dürft' ich Alles geben!
Dürft' ich ganz dir hingegeben,
In der letzten Noth des Sturmes
Dich umſchlingen auf der ſchwarzen
Woge, ſchützend dich umſchlingen,
Wenn der Feinde gift'ge Lanzen
Tödtlich nahe dich ereilen! —
Sieh! ich darf nicht. Unerbittlich
Schlägt das Schickſal meine Wünſche
Nieder. Edwin! Sei du milder
Als das ehrne Schickſal! Stoße
Mich nicht auch in meinen Gaben
Stoße doch nicht auch den armen
Todten Theil von mir, der einzig
Dich begleiten darf, zurück!
Bitte, bitte! — „Keine Thränen,
Liebes, engelgleiches Mädchen!
Keine Thränen! Gib! Ich danke.
Sei getroſt! Denn ſicher führet
Dieſes Jahr den goldnen Frieden,
Sicher mit dem goldnen Frieden
Unſre Segel heim.“ — Sie mußten
Jetzt ſich trennen. Weg vom Ufer
Flog das Schiff im Windeshauche,
Schnell wie dieſer. Die Verlaßne
Folgte ſtumm und ſtarr, mit feuchtem

Blicke ſeinem Flug. Noch immer
Ward ihr Herz im Drang des Kummers
Von dem Nachgefühl der Großmuth
Wunderbar emporgehalten.
Doch je weiter jetzt vom Ufer
Ihren Einzigen die Winde
Trugen, ach! je weiter dehnte
Sich das Jahr vor ihres Geiſtes
Augen hin; aus ihrem Busen
Schwand der mildernden Gefühle
Lebensquell, nur immer wachſend
Blieb die Glut der Angſt zurücke,
Bis am Horizont in einen
Kleinen Punkt das Schiff und endlich
Ganz verſchwand. Da fuhr die Arme
Schaudernd auf, ſie rang mit lautem
Schrei die Arme wild gen Himmel
Und zerfloß in heißen Thränen.

II.

Aber nicht zum letzten Male
Wandte Röschen heut ihr Auge
Dem entſchwundnen Schiffe nach.
Wie das Kind im grünen Vorhof
Seines väterlichen Gartens
Täglich nach dem Taubenhäuschen
Aengſtlich aufblickt, nach der Bäume
Breiten Kronen, nach den Dächern,
In den blendend hellen Himmel,

Ob denn nie der kleine Tauber
Wieder ſichtbar werde, irgend
Eile, fliege, wie den alten
Wohnort und die gute Pflege
Wiederſuche, das geliebte
Schöne Thierchen, das vor kurzem
Ihm ſo undankbar entflohn:
Alſo ſpähte ſie nicht ſelten
In des Meeres gränzenloſe
Wilde Wüſt' hinaus — und dachte
Nicht, daß von des langen Jahres
Langer Mondenfolg' erſt wenig
Tage weggeſchwunden waren!
Ihre Seele war mit Edwin
Immer auf dem Ozean.
Wenn ſie ſtrickt', und ihre frommen
Augen mit geſenkter Wimper
Auf dem Wechſelſpiel der Finger
Hafteten, wie oft verſuchten
Ihre fröhlichen Gespielen
Schalkheitsvolle Fragen! — Hätten
Sie noch lauter angefragt:
Röschen war, ſie zu verſtehen,
Viel zu weit entfernt. Sie ſchwebte
Dem Geliebten an der Seite
Zwiſchen Klippen, ſah den Jüngling
Bald ſich freu'n und in die laute
Wilde Freude der Gefährten
Jauchzen, wenn ſich um den Felſen
Die Fregatte künſtlich ſchwenkte;
Bald, wenn heftiger die Winde
Tobten, und zurück geſchmettert

An den Felſen, die Fregatte
Krachte' und ſank — von ihrem Stuhle
Sprang ſie dann und ließ die Arbeit
Fallen, lächelt' oder eilte
Weg, um nicht durch ihren Kummer
Der Geſpielen Luſt zu trüben. —
Endlich hieß es, Waffenſtillſtand
Sei geſchloſſen und der Friede
Folg' ihm. Unſre Segel, hieß es,
Kehren heim, — ſie nah'n, — ſie landen
Jetzt im Hafen. Wer doch Röschen,
Wer ſie jetzt geſehen hätte!
Wie ſie brannt' und eilt' und immer
In der Thüre wiederkehrte,
Sich doch erſt ein wenig feiner
Umzukleiden, und der Schrecken
(Auch das Glück hat ſeine Schrecken)
Und die Freud' ihr keine Ruhe
Ließ, nur Eine Nadel richtig
Anzuheften. — Eh' ſie fertig
Wurde, trat ein braver Krieger,
Edwins Bruder, der mit Edwin
Fortgeſchifft, zur Thür herein.
„Wilhelm du? Willkommen! rief ſie —
Wollt es rufen, doch die Stimme
Starb ihr auf der Zunge — kommſt du
Ganz allein? Wo bleibt er? Lebt er?
Lebt er noch?" Mein Bruder? fragte
Bruder Wilhelm ziemlich trocken;
Der wird eilen mir zu folgen!
Kleinigkeiten, die der Hauptmann
Keinem gern als ihm vertraut,

Halten ihn ... „So lebt er doch noch!
Und geſund?“ Des Mädchens Fragen
Zwangen Wilhelm, in der Ordnung
Zu erzählen die Gefahren,
Kämpf' und Abenteu'r. Gefahren,
Sagt' er, waren nicht gar viele
Zu beſtehn; ein paar Gefechte,
Die das Glück für uns entſchied!
Aber einmal doch begegnet'
Uns ein böſes Abenteuer,
Wo mein Bruder... „Nun? — ſie blickte
Schreckenbleich umher, und prüfte
Wilhelms Miene — nun?“ — Ich hätte
Wirklich, fuhr der Krieger fort,
Für ſein Leben keine Stunde
Von dem meinigen verwettet. —
Lange Zeit war Wind und Wetter
Wie für uns gemacht. Die Sonne
Lachte freundlicher, die Sterne
Drangen heller, uns zu leuchten,
Aus der dunkeln Bläue vor;
Aber deſto grauenvoller
Kam der erſte Sturm, der endlich
Uns ergriff. Drei Tag' und Nächte
Tobt' er, trieb er unaufhörlich
Uns umher auf himmelhohen
Wogen unter Donnerwolken,
Trieb uns endlich zu dem Ufer
Einer waldbewachſnen Inſel.
Unſerm Hauptmann war das Eiland
Unbekannt, und ſeine Neugier
Unbezwinglich. Alſo wagt' er

Sich mit einem kleinen Haufen
Vom Geſtade waldhinein.
Aber mich und meinen Bruder
Ließ er mit dem andern Volke
An der öden Küſte, — ließ uns
Den gefahrenvollſten Stand.
Denn nicht lange plötzlich donnert
Ein Tumult verwirrter Stimmen
Aus dem nahen Forſt, und wüthend
Stürzt' ein ganzes Heer von Wilden
Auf uns ein. Wir riefen, winkten
Ihnen Friede zu; vergebens!
Der Verwegenſte von ihnen
Sprang hervor und warf herüber,
Warf nach Edwins Bruſt die Lanze.
Seine Lanze traf, ſie wäre
Bruſt und Herz hindurch gedrungen,
Hätte nicht die Mutter Gottes —
„Mutter Gottes! ſeufzte Röschen
Händefaltend; ach! ich habe
Tag und Nacht zu ihr gebetet!"
Hätte nicht dies kleine Bildchen,
Dein Geſchenk, den Stoß gebrochen.
Hier das Bildchen, hier das Zeichen!
Röschen ſah's und bebt' im Herzen,
Schauderte vor Wonn' und Grauen.
„Wirklich alſo wäre ...?" Wirklich!
Fiel ihr Edwin ein, der grade
Zu der Thür' hereingeſprungen
Kam und flog und feuertrunken
Sie mit Küſſen überdeckte;
Wirklich! rief er aus. — Das Mädchen

Lag verzückt in seinen Armen.
Aber selbst im himmelfrohen
Ersten Rausch des Wiedersehens
Konnt' ihr schlagend Herz den Wilden
Und die Lanze nicht vergessen.
„Ja! nun sieh, du Wildfang! Wäre
Dieses Bild doch nicht gewesen!" —
Wohl! Ja wohl! versetzte Jener.
O ihr freundlichen Geschöpfe!
Mit was hellen Liebesaugen
Seht ihr oft und in der fernsten
Ferne was uns frommt und schadet
Wenn wir's euch nur immer glaubten!

Die osnabrückischen Alterthümer.

Steckenpferd, auf! wir haben schon längst zu lange gerastet,
Strotzet der Schenkel dir nicht von arioſtiſchem *) Hafer?
Hab' ich nicht Dinge gesehn, die weder Prosa noch Reimvers
Je gesagt? Nicht Wittekind, den gewaltigen Roland,
Karl den Großen gesehn, so wie sie lebten und webten?
Reichet mir Schwedenborg im Geisterſehen das Wasser?
„Herr, Ihr schriebet wol gar ein Kommentärchen zu Lodtmanns
Monumenten; allein, wer würd' euch glauben?" — Du Närrchen,
Sag' mir, wen setzten die Träume des grämlichen Ziehen in Angſtſchweiß?
O mein Vaterland! o aufgeklärtes Jahrhundert!

*) Dieser Schwank verdankt dem Gemüthszustande, worin Ludwigs Arioſts Orlando den Verfasser versetzt hatte, seine Existenz.

Fragment einer Einleitung.

....., und ſah am Ende der Reiſe,
In der Mitte der Nacht, die gräßliche Felſenöffnung
In dem weiten, dornichten Bauch, ſein alterndes Kloſter
Auf dem krauſen Kopf, hoch über welchem der breite
Vollmond leuchtend ſchwamm, Gertrudenberg vor mir ſtehen.
Hatt' ich gleich oft die Höhle geſehn, ſo reizte doch nimmer
Mich der närriſche Geiſt, der Manchas muthigen Junker
In Gefahren geſtürzt, ſo ſehr mich hinunter zu wagen.
Und ich kroch auf Vieren hinein. Mir krachten die Rippen.
Aber nicht lang. Es wurde die Höhle, je weiter ich rutſchte,
Räumiger ſtets. Bald reckt' ich mich auf, ſo lang ich gewachſen,
Und mit geſchwollenem Kopf, und wohlgemörſerten Rippen
War ich jetzt unvermerkt in einen der Schachte gekommen,
Die in den Fels, den eiſernen Fels, der gewaltigen Väter
Rieſenkraft gehaun, hohlknochichten Enkeln ein Wunder!

Meine Fünfe verſammelten ſich. Ich lehnte den Rücken
An die Wand, als plötzlich von dem Kloſter herunter
Der Geſpenſterſtunde Schlag durch alle Gewölbe
Dröhnet und mit dem Schlag ein Glanz, wogegen ein Hundstag
Mitternacht wäre, das Zimmer erhellt und ein lichtes Gewölke
Schimmernd aus der Wand zu mir herüber ſich windet,
Dann zuſammen ſich ballt und plötzlich Jünglingsgeſtalt wird.

Himmel! Ihr lacht? Ich ſinge nur gläubigen Ohren. Ein Erdgeiſt,
Aber ſo ſchön, ſo ſchön, daß, wenn ich ſein himmliſches Antlitz,
Wie es noch jetzt vor den Augen mir ſchwebt, zu malen vermöchte,
Der Apollo des Vatikans die Hälfte verlöre,
Seiner Beſtauner und Rom der Nahrungszweige den größten)
Stand in voller Glorie da! die Mienen verriethen
Engelmilde. „Du bebſt?“ Die Stimme, womit er es ſagte,
Süßer war ſie, (ſchmolle mir nicht!) als deine, Geliebte!
Iſt ſie gleich, Greifen das Herz aus erkaltetem Buſen zu ziehen,
Himmelsbewohner des Sphärengeſangs vergeſſen zu machen,
Schmelzend genug, noch ſüßer, als deine. „Du bebeſt, o Jüngling!
Längſt ſchon war ich dein Freund, wer braucht vor Freunden zu beben?“
„Freund? ſo dank' ich dem Engel, der mich“ . . . . Mein Leſer, ich ſchenke
Dir das Zwiegeſpräch. Der Schluß war alſo, wie folget:
„Sterblicher ſag', wie mach' ich dir denn das größte Vergnügen?
Hätteſt du Luſt, die himmelblauen Ziegen des Aethers
Grafen zu ſehen? auf Hypogryphen die Luft zu bereiſen?
Ha! da fällt es mir ein! Sieh, ich erblickte dich jüngſtens,
Wie du, die Monument' in der Hand, *) mit murrendem Ton' rieſſt:

*) Fabrmanns monumenta osnabrugensia.

Konjekturen! und wieder Konjekturen! und nichts, als
Konjekturen! Was ſagſt du dazu, wenn einer den Urſprung,
Einer die wahre Geſchichte der Alterthümer dir zeigte,
Rittergeſchichten dir zeigte, die ſelbſt Meſſer Ludovico *)
Nicht ſo erfand?“ .... O ſüßer, lieber Herr Erdgeiſt,
Rittergeſchichten? Ihr kennt mein Steckenpferdchen. O Himmel!
Gar wol ein Stoff zum vaterländiſchen Heldengedichte!
Ha! ſchon ſeh' ich im Geiſte die Thür' von meinem Verleger
Von dem Morgen zur Nacht von Landesleuten belagert,
Welche begierig um meine Monumente ſich walken!
„Schwärmer! dacht ich es nicht? Wolan! ſo kehre denn morgen
Grad' um die Mitternachtsſtunde zurück. Ein magiſcher Spiegel
Zeige dir Wittekind, Albion, den H*r*nſohn Roland,
Karl und, ſo, wie ſie lebten und webten.
Wunder bekömmſt du zu ſehn, ich werde dir Wunder erklären.

Stadt Osnabrück.

Erſtes Monument.

Fröhlich kam ich nach Haus. Mir hinkten die Stunden des Tages

*) Allbekannt iſt das Kompliment, welches der Kardinal von Eſte dem Arioſto über ſeinen Orlando furioſo machte: „Um Gotteswillen, Meſſer Ludovico, wo habt Ihr all das närriſche Zeug her?

Träge vorbei, als wären den Stunden die Flügel geknicket.
Kaum daß die Mitternacht nahte, so flog ich schon, mit dem Todtmann
In der Hand, zur Höhle. Da schien die Höhle von tausend
Kronenleuchtern erhellt und kaum erreicht' ich das Zimmer,
Siehe, die Geister sind Leute von Wort! so kam auch der Erdgeist
Und ein Spiegel mit ihm, der hingelehnet die ganze
Wand bedeckt. Erst Grüße von beiden Seiten. Man setzt sich.
Und — ich wage den ersten Blick. Merkt auf, ihr Geweihten!
Berge kreisen — wann hat ein Berg je Mäuse geboren?
„Nun, was sehet Ihr denn?
Ach eine romantische Gegend!
Welch ein Fluß! Hier strudelt er über knotige Wurzeln!
Dorten zieht er über Ruinen! Hier fließt er zwischen
Hügeln breit hernieder! Jenseits des krümmenden Ufers
Sieh! ein bemooseter Thurm, der einen Zirkel von Hütten,
Welche rings um ihn her aus rußigen Schornsteinen qualmen,
Ueberragt, wie Vater Wieland uns kleinere Versler.
Aber Stück für Stück wie ähnlich, Himmel, wie ähnlich
Jenem Gestade der Hase, wo sie weitkrümmend an unsre
Wälle sich schmiegt! wahrhaftig der Fluß ist die Hase, das Dörfchen
meine Vaterstadt!

Erdgeist. Zu Ritter Wittekinds Zeiten,
Als der Sachse noch bloß die Burg der Hase sie nannte,
Aber blicke noch einmal hinein, du sahest nicht Alles.

Ich. Trügt mein Auge mich nicht? — Mit einer Eiche bewaffnet,

Pflanzt ein Rieſe ſich auf die Brücke, die über den Fluß führt!
Tauſende rund um ihn her in weithinſtrahlender Rüſtung!
Alle Speere gerichtet auf ihn! Und in dem Gewühle
Dieſer Tauſende, die Königskron' auf dem Helme,
Einen gewaltigen Mann, deß Auge flammet, als hätt' es
Vor, den eichebewaffneten Mann von der Brücke zu ſchmelzen.
Sage, der Eichenritter wer iſt's, mit dem zottigen Felle
Um die Schulter geſchlagen, die Schulter, die ſtark genug ſcheinet,
Ohne zu krachen, den Thurm von hier nach London zu ſchleppen?
Dieſen Zackeln im Kopf' und dieſer herrlichgewölbten
Stirne, worauf die Mutter Natur mit ſichtbaren Zügen:
Audax omnia perpeti! ſchrieb?

Erdgeiſt. Entdecket der Anblick dir den Helden nicht ſchon?
Iſts Noth, daß ich ihn dir nenne?

Wittekind! ſchrie ich mit weitem Mund! im Begriffe zu ſchwärmen,
Aber der Geiſt verhielt mir den Mund und erzählte, wie folget:
Niemals hatte der Held noch Frankreichs ſiegenden König,
Frankreichs ſiegender König noch nie den Helden erblicket —
Siehe! ſie machten zuerſt an der Burg der Haſe Bekanntſchaft.
„Stehet! brüllte der Sachs, ſteht, lohngedungene Banditen!
Ueber meine Leiche nur geht der Weg zu dem Schloſſe.
Wähle darum den Tapferſten, Karl! mich zur Leiche zu machen,

Oder beſitzeſt du Tapfere nicht, ſo mögen auf einmal
Alle kommen!" Da wüthete Karl! der fränkiſche Ritter
Kämpfet mit Schwächlingen nicht, die ihren unrühmlichen Namen
Uns zu nennen ſich ſchämen. Wie iſt der deine? Wir kämpfen.
Wittekind war im Begriff', ihm ſeinen Namen zu nennen —
Horch! was brauſet der Fluß? Ein unmanierlicher Ochſe
Peitſcht ſich durch die Flut und kommt an die Brücke geſchwommen.
Ein unmenſchliches Thier! Zwei der gewaltigſten Frieſen,
Wie ſie in unſerer Stadt, bei der Brandſchatzung um Gallus,
Auf der Freiheit ſtehn, hätt' er im — Leibe beherbergt.
Aber der Sachs ergriff ihn beim Horn' und zog den Brüller
Auf die Brück'. — Ein Fauſtſchlag nur, da ſtürzte der Ochs hin.
„Franken, kennt ihr mich jetzt?" die Franken beben und ſchweigen.
Alle ſchweigen, nur Roland nicht. Der eilte zu ſeinem
Vater Karl und ſprach mit feſtem Ton', wie ein Held ſpricht:
„König, als Gott mir hilft! 's iſt Wittekind oder der Teufel.
Sei er Luzifer ſelbſt! ich brenne, den Mann zu befehden!
Roland und Wittekind! nimm Heide, den Handſchuh! Wir kämpfen."
Wär' es an dem, was Oſſian ſagt, daß, ihrer Erzeugten
Fehden zu ſeh'n, der Väter Schar die Wolken beſtiegen:
O! ſo kam hier ſicher der ganz' Olympus in Aufruhr,

Mönche vergaßen des Breviars und David der Harfe,
Alles barete ſich um eine Log' in den Wolken. —
Und die Trompete rief zum Streit! „Sie warfen erzählet
Ritter Oſſian, Fingal im fünften Kapitel,
(Wo ein Weiſerer ſpricht, da ſchweig' ich gerne.) Sie warfen
„Beide die Waffen von ſich und ſtürzten, mit ganzem Vermögen,
„Sich zu umfaſſen, mit ſennigen Armen umſchlangen ſich Beide,
„Rangen von Seite zu Seite, verflochten umſpannten und ſtreckten
„Ihre muskligen Glieder zur Wette, doch, als ſich im ganzen
„Stolze die Stärke der Kämpfenden hub, da" — ſtrauchelte Roland,
Glitſcht von der Brück' und reißt den feſtgewickelten Sachſen,
Mit dem Gedonner zerſcheiternder Welten im jüngſten Gerichte,
In die weitzertheilete Flut, die hochaufſpritzend
Uber ihnen zuſammen ſchlägt. Da lagen die beiden
Helden ohne Verſtand! „Wie? fragte der fränkiſche König,
Treue bezeigte man dem, der Gott die Treue verweigert?"

Göttlich! weiſe! wahr! das heißt wie ein Kaiſer geſprochen!
Krähten dem Könige kaum die ſchwarzen Höflinge Beifall,
Hurrah! da donnerte ſchon des Heers Fuß über die Brücke.
Wittekind ſah's und brüllte vergrellt! Dann riß er ſich los und

Roland ſprach er, was kämpfen wir, nur von Schurken geſehen?
Lebe wohl! Wir treffen uns einſt im Gewühle der Hauptſchlacht,
Daß die Völker der Erde ſich um uns ſammeln und zittern.
Murrend geht er zurück, zerſtampft die Brück' und entwurzelt
Eine Fichte (ſie ſauſet dahin vor die krachenden Thore!)
Läuft, die Ohren gehängt ut iniquae mentis asellus,
An die Weſer, ſich an die Spitze der Heere zu ſtellen.
Und der König benannte, das Abenteur zu verew'gen,
(Seine Schande!) das werdende Städtchen: — — —
Die Ochſenbrücke!
Ach! der Name verblieb nur in der Sprache des — — —
Landes! —

Als Held Wittekind ſo die Burg der Haſe verloren,
Rieb das widrige Glück in dreien Schlachten ſein Volk auf.
Alles verlor er, ihm wurde (der großen Verluſte der größte)
In der Wittekindsburg ſein Weib, ſein Knabe gefangen.
Alſo verließ ihn das Glück ſehr oft, doch nimmer die Hoffnung,
Er ſein Vaterland nie. Er floh in Dänemarks Wälder
Und kam bald, mit Golde verſtärkt und mit Heeren zurücke.
Ganz Weſtphalen war wiederum ſein in wenigen Wochen,
Burgen und Städt' und, unter den Burgen, die Krone von allen,
Osnabrück! Und dieſer Eroberung folgte die Szene,
Die ich dir jetzt zu malen gedenk — ein herrliches Nachtſtück!

Greteſch.

Zweites Monument.

Versi spada real sangue plebeo,
Caggian nemici, e non nemici . . . .
Vita servil con gran ragion si spregia.
Per sottrarre à gran rischio anima regi.
Cavalier Marino.

Unſern Osnabrück, nicht weithin hinter Kriſpinsburg,
Steiget ein Hügelpaar. Den Fuß des Einen umirret
Eines Baches Kryſtall; die niedere Stirn des andern
Zierte vor Alters, aus Steinen erbaut, ein einfaches Denkmal.
Ueber das Denkmal reckt' einſt ein bemooſeter Eichbaum
Seinen Arm mit Waffen behängt. Der Baum iſt verſchwunden.
Mir nur wurde die Gnad', im Spiegel die Eiche zu ſehen
Und die Waffen, beſtrahlt vom Monde, der über dem Baum ſtand.
Menſchenleer war die Gegend zuerſt, bald war ſie belebter.
Siehe! nach Väterart in rauhe Felle geſchlagen,
Kamen drei ſtattliche Männer. Sie lehnten die Speer' an den Baum hin
Und die blitzenden Schild' und ſetzten ſich hin auf das Denkmal.

Erdgeiſt. Greteſch's Hügel. Sieh' Wittekind hier, ſieh' neben ihm ſeiner
Freunde den erſten. Als Mutter Natur den Helden geſchaffen,

Rief sie, die Jauchzende: Leb' und sei der Erste der Menschen!
Aber verliebt in ihr eigenes Werk entschloß sich die Göttin,
Einmal dem täuschenden Schein' der Erschöpflichkeit preis sich zu geben,
Um den Wittekind ganz in Albion zu wiederholen.
Der mit dem röthlichen Busch auf dem erbeuteten Helme
Ist Held Albion, doch Jener zur Linken des großen
Helden ist Agoball, der Führer des dänischen Hülfsvolks.

Ich. Doch um Vergebung, Herr Geist! wie kommen die Herrn auf den Gretesch?

Erdgeist. Als auf Osnabrück's so lange schon dienstbarem Throne
Endlich das Siegespanier der Freiheit wiederum wogte,
Sprach zu dem Freund' und dem Dänen der Sachs die geflügelten Worte:
Morgen ziehen wir hin, Weib, Kind und Burg zu befreien
Aus des Getauften Klau'n. Der Träumer glaubte mich kraftlos,
Drum bewahrt' er das Weib mir auf und den Knaben, indem er
Beide gefangen hält in meinem eigenen Schlosse.
Aber auch diese Nacht, der Nächte schönste, verstreich' uns
Ungenutzt nicht. Komm Dania's Held, mit uns zu dem Gretesch,
Rache zu schwören auf Hermanns Grabe den fränkischen Räubern,
Starre nicht so! 's ist Hermanns Grab. Hier, fabelt die Nachwelt,

Hat der Cherusker den Stolz der sieben Hügel gebeuget,
Hier den verzweifelten Varus der Böse zum Selbstmord verleitet.
Aber gefehlet! Es war das Grab des großen Entfesslers,
Sein die Waffen am Arme der Eiche, das einfache Denkmal,
Denkmal für ihn! Man sah hier Hermanns völlige Rüstung,
Eines nur fehlte, das Eine, gerade das Beste von allen —
Eine bezauberte Kolbe, mit solcher Tugend begabet,
Daß ein einziger Streich, von Heldenarmen ein einz'ger,
Einen Berg von Metall in Staub zu wandeln genug war.
Diese, die war's, die Germaniens Joch in Stücke geschlagen,
Diese vermißte die Welt nach Hermanns blutigem Tode.
Vater Oberon hatte des Schicksals mächtiges Werkzeug,
Sie entwendet der Welt, denn ach! der entarteten Deutschen
Keiner, nach Hermanns Tod, ward ihrer würdig befunden.
„Oberon, Geisterfürst! so sprach das allmächtige Schicksal,
„Gib, wenn aus Hermanns Blut wie Hermann ein Schildezerbrecher
„Mit den rollenden Jahren entsproßt, gib diesem die Keule."
Ich. Wittekind!
Erdgeist. Du erblickest ihn hier auf dem Grabe des Helden,
Grad' im Begriffe, die Finger zum Schwur der Rache zu heben.
Albion redte zuerst:
Wie, Däne? der fränkische Räuber *)

*) Allen Indigestionen vorzubeugen, werden Leser von schwachem Magen gebeten, bei folgendem Gemälde nicht zu vergessen, daß ein blinder Heide redet.

Könnt', ein Geſandter des Himmels, beſtimmt ſein, Völker zu lehren?
Ein Tyrann iſt Karl und ganz' unendliche Meere,
Meere von Gnadenmitteln, wie ſeine Prieſter ſie nennen,
Färbten ſich eher zu Blut, eh ſie die Kruſte von Blute,
Von meineidig vergoſſenem Blut' von den Händen ihm ſpülten.
Ha! des Himmelgeſandten, der am Geſtade der Weſer
Freigeborner fünf Tauſende würgt, meineidig, im Stillſtand'
Und — in Ketten ſie würgt, mit kaltem Blut, wie ein Knabe
Die ihm läſtige Mücke mit fliegendem Hauch an die Wand bläst..
Fürſten aus Sachſens edelſtem Blut die waren es — Fürſten!
Siehe! ſie wurden vorgeführt, mit Ketten belaſtet,
Ach! da begann der Henker Gejauchz, das Schrei'n der Verzweiflung!
Blut — es mögen die Schätze der Erde kein Uenz'chen des Bluts auf —
Miſchte ſich jetzt in dampfenden Strömen der purpurnen Weſer.
Helden, im Kampf' ergraut für Freiheit, ſtarben in Ketten.
Bruderknacken ward zum Blutgerüſt für den Bruder.
Siehe! da rangen die Händ' empor die Knaben und ſchrien:
Hulfe! Kaum daß ſie rangen, ſo flog der Kopf vom Rumpfe!
Knaben ſchlangen ſich flehend herauf um den kommenden Henker,
Lächelnd ſtieß der Henker das Schwert in den Rücken der Knaben.

Dorten ſpritzet dem Greis das Blut des Sohnes ins Antlitz —
Schreiend ſinket der Greis — enthauptet — auf den Sohn hin!
Für den **bepurpurten Henker** ein herzerfreuender Anblick!
Ha! wie grinst' er herab von dem elfenbeinernen Stuhle! —
Weſer, warum hubeſt du nicht die ſchäumende Wege,
Dieſes Geſchlecht zu vertilgen? Warum verſchlang ihn o Erde,
Nicht dein geöffneter Mund? — Doch nein. O Himmel, du ließeſt
Uns die Sorgen der Rache. Wolauf! hier knie' ich und ſchwöre!
Höre den eiſernen Schwur, o Wodan, Herrſcher Walhallas,
Herrſcher der Erd'! hör' Sonne den Schwur! Mond, Bruder der Erde!
Höre mich Erde, der Menſchheit Wieg', Ernährerin, Grabmal!
Höret mich, Hermanns Geiſt und unſrer ermordeten Geiſter!
Ruhe werde, ſo lange ich bin, mir nimmer! der Tod des
Schurken ſei mein Tod, Fluch ruh' auf Albions Grabſtein,
Trinken aus meinem Schädel, in Gold gefaſſet, die H**n
Karls auf ſeine Geſundheit und meines Landes Verderben.
Schreib auf meinen Schild, zu einer Tafel gegoſſen,
Meinen Sohn zum Sklaven zu machen, der Räuber Geſetze —
Wenn mein Tagesgedank, mein Gedanke in ſchlafloſen Nächten
Rache nicht iſt, wenn jemals rein von fränkiſchem Blute
Raſtet Albions Stahl, ſein Auge der Ruhe ſich ſchließet,
Ohne durch Ritterthat verdient die Ruhe zu haben —

Eh' entweder die Führer aus Karls Hirnſchädel getrunken,
Oder ich ſelbſt im Eiſengefild mein Leben verblutend,
Sterbend noch die kämpfenden Brüder zum Tödten entflammet.

Alſo der ſächſiſche Mann. Der Prinz der Dänen vereint ſich
Mit dem Sachſen zum Schwur, ergriffen von hoher Begeiſterung,
Aber Held Wittekind nicht. „Am Todtenbette des Vaters
Schwur ich, noch Knabe, dem Vaterlandsfeind nie ſterbende Rache.
„Wieviel Schwüre brauchet es denn, um Deutſche zu binden?

Kaum noch ſprach er das Wort — ſieh! was erleuchtet die Gegend?
Die entzündeten Lüfte durchwallt ein purpurner Lichtſtrom!
Steht, durch ein Wunder, die Sonne zugleich mit dem Mond' an dem Himmel,
Oder ſenkte der Mond auf ihre Köpfe ſich nieder?
„Wodan! — mir brennet das Haar! — Horch! — Wittekind! horch! es donnert!
Alſo rufen die Ritter, da ſchwebt — mirabile dictu! —
Eine Kolb' aus der Luft zu ihnen herunter und rufet
Aus den Wolken ein Geiſt: „Dem Stärkſten die Kolbe von Hermann!"
Alle ſtehen bedonnert, zuletzt ſpricht Albion lächelnd:
Wittekind, nimm! Held Wittekind ſchwieg. Dem Stärkeſten! hieß es!
Brummte der ſtörriſche Dän' und flog, ſie vom Boden zu haſchen,

Zog, daß der Arm ihm kracht', als riß er aus allen Gelenken,
Aber umſonſt! Er knurrt, wie ein beleidigter Köter,
Der ſich vergebens bemüht, den Stein aus dem Pflaſter zu nagen.
Mürriſch hinkt er zurück, mit Flammenblick auf den Helden:
„Eher licht' ich die Erd' empor und mich mit der Erde!"
Albion geh! ſprach Wittekind jetzt und Albion eilte,
Aber auch er kam ledig zurück und Wittekind! lacht' er,
Geh! das Herending iſt für uns an den Boden gefroren.
Eine Feder ſchien ihm, was ſeinen Freunden ein Berg war,
Sieh! er warf ſie empor, zum Freudenzeichen, als wär er
Willens, dem hohen Mond' die Naſe vom Kopfe zu werfen.
Und zum zweiten Mal' rief eine Stimme vom Himmel:
„Nimm, größeſter der Menſchen, nimm! durch dies
„Würgengelſchwert, in deiner Rechten, büßt
„Karl den fünftauſendfachen Meuchelmord!
Wittekind kniet': O großer Geiſt! du ſchenkteſt nicht Feigen
Deine Gabe, denn ſieh! ſchon eil' ich, unter den Thoren
Meiner Burg davon die erſte Probe zu machen! —
Wie er die Wittekindsburg — doch ſtill! wir ſehen uns wieder.

Wittekindsburg.

Drittes Monument.

Ein vertraulich Gebüſch (des Weſtes glühender Purpur
Blickt durch ſein liebliches Grün, das in dem Hauche des Abends

Sanft hinſchauert, verſtohlen herdurch, wie des blühenden Mädchens
Roſige Wange durchs Spinnengewebe des neidiſchen Schleiers),
Quer durch den Buſch ein kryſtallener Bach, der über verſchränkte
Wurzeln fürdermurmelt — und weithin hinter dem Buſche
Auf bewachſener Höh' ein Schloß von Thürmen umdrohet —
Dieſes entdenkte mir der dritte Blick in den Spiegel.

Wittekindsburg! ſo ſagt die Rubrik und Wittekindsburg wars.
„Sterblicher," ſagte der Geiſt — — doch nein! mit des Geiſtes Erlaubniß
Werd' ich jetzt ſelber erzählen; der kürzeſte Weg iſt der beſte.

Wittekind, welcher den Tag hindurch noch Speere gebrochen,
Langte, vom Abend umdämmert, mit ſeiner Keule, dem Dänen
Und Freund Albion in obbeſagtem Gebüſch an.
Nach drei Jahren, drei Jahren voll Schweiß, voll blutiger Arbeit
Sah er es wieder, ſein mütterlich Land! Was mußt' er empfinden?
Nieder ſtürzt' er aufs Knie und küßte die Muttererde!
Ha! wie pocht' ihm die Bruſt! Wie weiſe, gütiger Himmel!
Hatteſt du Wittekinds Herz mit ſtarken Rippen umbollwerkt;
Eine Decke von Fleiſch — die hätt' es ſicher geſprenget —
„Seh' ich dich wieder, o Burg! euch wieder, Eichen, in deren
Schatten die Mutter mich Knaben gebar! euch, gelbe Gefilde,

Die mich ernährt! mir immer theuer, dreitauſendmal theurer
Jetzt — mit meinem Blut' aus Feindeshand wieder erlöſet!
Welch ein Strom von neuen Gefühlen durchpocht mir den Buſen,
Unempfunden dem Knaben und unempfunden dem Jüngling,
Vollempfunden dem Mann? . . . " horch! welch ein jammernd Aechzen
Tönt durch den ſchauernden Buſch! „Mein Vater! Wittekind! Vater!"
Tönt es durch das Gebüſch, und Wittekind eilte dem Ton' nach.
„Teut und Mannus! mein Sohn! — Komm in des Vaters Umarmung,
Komm herab von der Eiche! Doch wie? — Mit Riemen gebunden."
Pah des Kinderſpiels! — Mich haben Männer gebunden.
Männer wagten es nicht, mich ungebunden zu tödten.
„Junge, noch Knab' und ſo ſtolz? Wo haſt du das Feſte des Tons her?
Wahrlich! Du biſt mein Sohn! Du läßt dir Sachſen nicht nehmen!"

Und ſie banden den Leidenden los. Dann ſetzten die Helden
Um den Knaben vertraulich ſich hin und der Knab' erzählte:
Schrecklich hauſen die Franken. Wir Alle leiden; am meiſten
Geva; das Affengeſicht, der Frankenführer, verfolgt ſie
Wie ihr eigener Schatten, ſo, daß ſie niemals allein iſt.

Was er wol will? Ich kann es nicht sagen, könnt Ihr es errathen?
Oft schon hört' ich sie zürnen mit ihn, ihm schelten und rufen:
„Sklave, hörtest du nie, was Wittekind für ein Mann war?"
Oftmals sagte sie das. Es wurmte mir aber gewaltig.
„Immer Wittekind! Bin ich nicht ein Sachse? Befehlt nur."
Also fragt' ich sie oft und so sehr die Mutter auch lachte.
Doch beschloß ich in mir den Mord des tückischen Rothkopfs.
Ach! die Schlauen merkten mirs ab, und weil sie es merkten,
Banden sie mich an den Baum, mich hier bequemer zu tödten,
Doch sie hörten Euch kommen, noch eh' das Messer gezückt war.
Auf! rief Wittekind, auf! trag du, mein Knabe, die Kolbe.
Feig' ist der Feind; drum Schande für mich, benutzt' ich den Vortheil.
Aber die Franken feirten indeß im Gewölbe des Burgsaals
Wahrlich! ein sardanapalisch Gelag! Sündfluten Burgunder
Ueberschwemmten den Boden und in den wallenden Fluten
Wälzten sich die Sachsenbezwinger. Dort reitet der Eine
Auf dem geleerten Faß' und dort schwiemschlaget *) der Zweite
Auf ohnmächtigem Fuß', hier thut — possierlich! der Dritte

*) Meine Leser werden mir dieses Wort vergeben, oder nur Ein in allem Betracht äquivalentes hochdeutsches anzeigen.

Mit dem Bruder galant, der jovialiſch ihn anlacht.
Dieſer gähnet und ſtreckt die langen Beine gen Himmel,
Aber ihm ſtürzen, indem er ſie ſtreckt, aus dem Maule des Fünften
Welcher ſich über ihn lehnt mit weitvorquellendem Froſchaug',
Katarakten von Wein, mit Stücken Fleiſches gemiſchet,
In den Bart! — Dort hüpft auf Einem Beine der Sechſte,
Schreiet Triumph! und ſchwingt den leeren Becher und krähet
Unflätereien — trotz dem beſten * * * Burſchen.
Alle beherrſchte des Gottes Gewalt — auf Einen ſie Alle.
Ihr Gebieter war dieſer. Der war im Ecke des Saales
In dem geſchäftigſten tête à tête mit Geva begriffen.
„Heidin, ſträubet Euch nicht. Ich bin des kriechenden Flehens
Müd'. In meiner Hand iſt Gewalt . . . " Doch Leſer, ich ſchweige;
Was er weiter geſagt, das ſagt ſich nur auf franzöſiſch —
Aber auf deutſch! . . . Wir hatten keuſche Väter, ihr Herren!! —
Kurz er wurde ſo ſehr Franzos, daß endlich die Heldin
Aus dem arbeitenden Buſen den lang verborgenen Dolch zog:
„Mir das, Bub'? Und wärſt du wie dein König ſo mächtig,
Wiß, Elender, auch Königen trotzt, wer ſterben gelernt hat!
Schon erhob ſich der Stahl — bum! wie vom Blitze geſpalten
Schwirrt die zerſchlagene Thür' in tauſend Splittern ins Zimmer.
Wittekind tritt herein. Er faßt den zerglühenden Wüſtling
Bei dem rothen Schopf, beugt ihm, wie der Knabe die Weide

Beugt — ihm krachen die Rippen — den rothen Kopf auf die Füße,
Und ergreift ihn beim Bein! Jetzt fliegt der zappelnde Feldherr,
In des Helden Hand zu einer Keule geworden,
Erst dem Sänger ums Ohr, dann kommt die Reih' an die Andern.
Alle stürzen, wie vor des Wallers dröhnendem Fußtritt
In den nahen Moraſt der furchtſam quakende Froſch hüpft,
Durch die offenen Fenſter, im Graben die Hälſe zu brechen.
Geva! rief jetzo der Held und flog in die Arme der Heldin,
Geva, von mir erſehnt mit glühendem Sehnen! ſo kann ich
Nun ein einziges volles Mal dich wieder umarmen! —
„Flüchtling, hab' ich dich wieder — dich wieder! allein! wie lange!"
Denke daran nicht! — Nur wenige Tage, Geliebte! —
Siehſt du die Ritter um mich? — Schon ſtehen die Helden Weſtphalens
Hingereiht an der Haſe Geſtad'. Schon nahet ſich Roland,
Naht ſich Karl! Doch weg! — Es trübe die dämmernde Zukunft
Nicht die Freuden des Jetzt! die Nächte — ſind unſer, o Geva!

Das Schlachtfeld an der Haſe.

Viertes Monument.

Mein Freund, zwar läßt es ſich, ich läugn' es nicht,
Viel ungebundener und folglich beſſer träumen

Im Heldenvers Homers; dagegen iſt, bei Licht
Beſehn, der Reim, die Phantaſie zu zäumen,
Ein Mittel mehr. — Man ſagt in einem Gedicht'
Doch was man will, und dennoch ohne Reimen
Zu ſagen, was man ſagt — ich glaube traun! es zieme
Sich nicht, drum ſprech ich jetzt mit euch ottave rime.

Es hatte Wittekind, der brave Lanzenbrecher,
Nachdem ſein Unſtern ihn drei Jahr' herumgetrillt,
Jetzt endlich wieder einmal der Liebe Becher
Geleert — und war des Helden Durſt geſtillt?
O nein! noch durſtig riß das Glück den Zecher
Aus Weibesarm ins eiſerne Gefild!
Vergebens ſchluchzt ſein Weib: Du fliegſt aus meinen
Armen
In deinen Tod — Noth kennet kein Erbarmen.

Kaum aber führt der Held noch ſein gemiſchtes Heer
Herauf die Haſe, ſo glänzt ihm ſchon die wimpelnde Seide
Von Feindesfahnen ins Aug', — er ſieht die Heide
Bepflanzt mit einem Wald von blitzendem Gewehr',
Mit Zelten überdeckt. In ſeinem Stahlgeſchmeide
Sprengt hier und dort ein Ritterlein umher,
Das kaum die Heiden ſieht, als es ins Lager ſpringt
Und Alles durch ſein Schrei'n aus ſeiner Ruhe bringt.

Glaubt mir, mein Herr, die Franken hätten lieber
Den Antichriſt geſehn, ſo ſtürzten ſie im Fieber
Durch'nander. Endlich weht die Königsfahn'
Hervor. Karl reiht ſein Heer den Sachſen gegenüber
Und — ſteigt vom Pferd — und (o der fromme Mann!
Ihr Herrn in der Türkei nehmt ein Exempel dran!)

Und knie't mit ſeinem Heer, (die Heiden ſtehen
Erſtaunt) Hülfstruppen aus dem Himmel zu erflehen!

„Auf! rief der Sachs indeß, zeigt ihnen, wer wir ſind!
Ihr kämpft für's Vaterland! Euch flehen Väter, Mütter,
Euch fleht des Weibes Lieb', euch fleht das lallende Kind!
Kämpft, Helden, und zerſtäubt der Knechtſchaft Ungewitter!
Ruft Alles. Auf denn, auf, der Freiheit kühne Ritter,
Ihr ſeid die Enkel Teuts — ich Wittekind —
Dort ſteht der Feind." Sein Roß ſchießt mit verhängtem Zügel
Dahin, die Schlacht wälzt ſich von Flügel zu Flügel.

Doch Karl, ſo frömmelnd er in eurem Auge ſcheinen
Mag, Karl, mein Herr, bezeigte Löwenmuth.
Wohin ſein Schild nur flammt, da ſtehn mit bleiernen Beinen
Muth-kraftlos Sachſens Reih'n, mit Wangen ohne Blut,
Ein blitzverſengter Wald. So ſieht — wenn Feuersglut
Zum Sturz der Königsſtadt und Stürme ſich vereinen —
Das Auge bald, wo kaum noch gold'ne Mauern
Geprahlt, aufrauchende Ruinen trauern.

Selbſt Wittekind erſtaunt. Er blicket mit vergrelltem
Blutaugen in den Ruin, ſtürzt dann dreimal ſo wild
In Frankreichs Reih'n und macht die Kolbe gelten.
Drei Todte ſtreckt ein Streich aufs Blutgefild.
Und ein Getümmel ward — ſind jene ſtrahlenden Welten
Hoch über uns mit Menſchen angefüllt,
So hat der Lärm auch dort, ich ſtehe dafür ein,
Die Dichter aufgeſchreckt aus ihren Träumerei'n.

Der Kettenkugel gleich, die Heere niederſchleift,
Rast Wittekind. Wer ihn ſieht, der muß wahrhaftig meinen,
Er ſieht den Teufel. Er ſchwingt die Kolbe mit der einen,
Und wen die andere Hand beim Schopfe greift,
Der ſtürzt mit himmelaufgereckten Beinen,
Und mehrt den Todtenberg, der rund um ihn ſich häuft.
Die Schilde ſcheinen Glas, die Helme irdne Töpfe,
So ſchwer fällt Hermanns Baum auf die getauften Köpfe.

Kein Frank ſo keck, der ſich es unterfängt,
Dem eiſernen Mann zu widerſtehen;
Biß ſchneller als ein Blitz, dorther, wo am dichtſten gedrängt
Die Bogen Pfeil auf Pfeil auf meinen Heiden ſäen,
Sieh da! ein Ritter, bedeckt vom Kopfe zu den Zehen
Mit augenblendendem Erz, auf einmal entgegen ihm ſprengt.
Steh Heide! ſchreit der Frank, hier iſt iſt die Stelle,
Wohin du Roland ludſt. Sieg' oder fahre zur Hölle!

Und nun begann ein Kampf — ach! daß in unſern Tagen
Nur Einer, außer Gott, noch lebet, der ihn ſah!
Und dieſen Einen mag der Kukuk fragen
Um die Beſchreibung. Es iſt — der Teufel — „Was?"
— Nun ja!
Glaubt mir, mein Herr, wo ſich zwei Volker ſchlagen,
Da iſt der alte Schalk unfehlbar da.
„Ha! rief er jetzt und reckte ſeine Krallen
Auf Wittekinden aus. — Hier muß doch Einer fallen!"

Streich folgt' auf Streich. Mit ſchreußlichem Geheule
Sinkt jetzt des Chriſten Stahl, der Baum des Heiden jetzt.
Schier nichts fromant unſerm Mann der Zauber ſeiner Keule,
Durch Hektors Rüſtung *) blieb der Ritter unverletzt,
Bis endlich Wittekind ihm eine derbe Beule
Gerad' auf's Kranium verſetzt —
Der Chriſte ſinkt und wär', ohne Hektors Waffen,
Ach! ohne Sakrament, wie'n blinder Heid' entſchlafen.

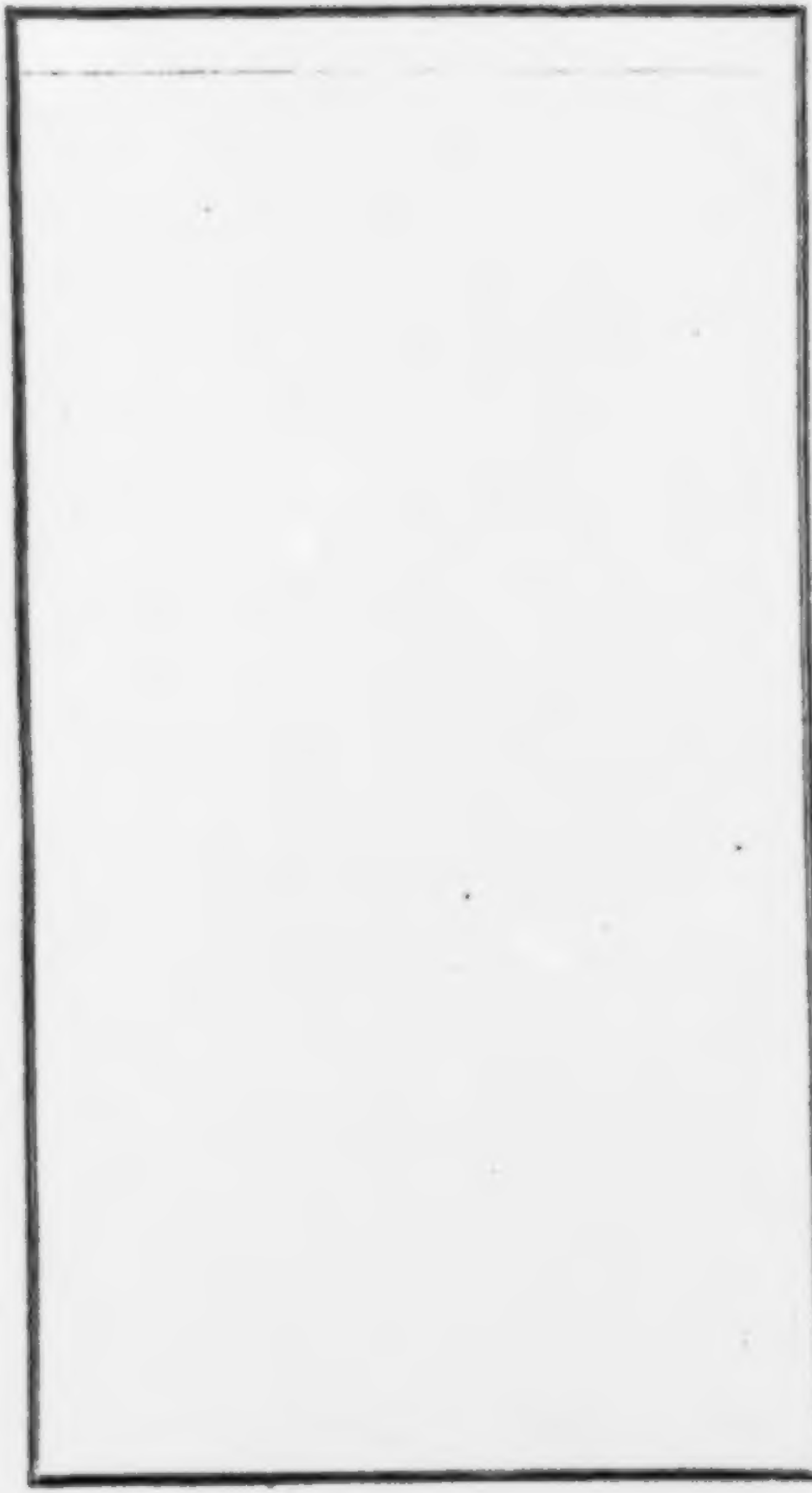
Kaum ſiehts der böſe Feind, ſo jauchzt er hoch entzückt:
„Dich, Sündenbock! wird man doch wol verdammen!"
Doch Karl, der ſeines Sohnes Fall erblickt —
Die Bruſt wird ihm zu eng', er athmet ſchwer, als drückt
Ihm eine Fauſt von Eis das Herz im Buſen zuſammen;
Nun ſiegt die Wuth, das Auge voller Flammen,
Schießt er dahin, (und vor ihm brechen
Des Feindes Reihn) des Sohnes Fall zu rächen.

Schon ſteigt des alten Kriegers Schwert,
Des Heiden Kolbe ſteigt — auf einmal hüllt der Himmel
Sich ein in Todesnacht und ein Orkan verheert
Die heulende Luft mit gräßlichem Getümmel.
Ein Feuerſtrom (gewiß, um ſie zu trennen) fährt
In Gottes Boden herab, vor Wittekindens Schimmel;
Und eine Stimm' erſchallt: Halt ein! getilget iſt
Was Karl verſchuldete! Geh hin und werde Chriſt!

*) Roland war Beſitzer der Zauberwaffen des Trojaners Hektor, bis er ſie in ſeiner Raſerei von ſich warf. S. Orlando furioso.

„Was ſtellet, brüllt mein Held, das Kinderſpiel hier vor?
Warum brach mir der Blitz ſogleich nicht das Genicke?
Ein Geiſt treibt ſeinen Spaß mit mir. Ich dummer Thor! —
Hier, Luftjanhagel, nimm dein Lügengeſchenk zurücke."
Er ſprichts. Die Keul' entfliegt. Fauſtdicke Hagelſtücke
Umpraſſeln vom Himmel herab, des wilden Läſterers Ohr.
Die Heiden fliehn in quetſchendem Gewimmel
Und Blitz und Hagel verfolgt die Fliehenden vom Himmel.

Der Däne blieb. Mit Noth entkam Freund Albion;
Entkam! das freuet mich, es iſt ein braver Junge.
Karl knie't zum zweiten Mal und neben ihm ſein Sohn,
Der ſich noch kaum erholt; von ihrer ſtammelnden Zunge
Steigt heißer Dank empor zu Gottes Thron.
Te Deum! kräht das Heer aus Kräften ſeiner Lunge,
Te Deum! auch ich — es war keins von den leichten
Dingen,
Das Schlachtfeld an der Haſ in Stanzen einzuzwingen.



Der Tod Guſtav Adolphs.

Erſtes Buch.

Die Schlacht bei Lützen war gekämpft; der Stolz
Der Menschheit, Gustav Adolph, war nicht mehr.
Betäubend, wie der Donner, wenn vor ihm
Die Pole beben, traf die Schreckenspost
Europa. Deutschlands kühner Genius
Erblaßte, wandte schnell sein Auge weg,
Und löschte die gesenkte Fackel aus.
Die Schweden, jetzt verwaiset, kummervoll,
Verzweiflungsvoll, sie schienen eine große
Familie, die trostlos an der Gruft
Des besten Vaters wehklagt. Dieser Schlag
War gar zu schmerzlich, und, noch schmerzlicher
Den Schlag zu machen, hüllt' in eine Nacht
Von Räthseln ihn die Hand des Schicksals ein.
Wem sank der Allbeweinte? Ward ein Held
Des Helden Sieger, oder stieß Verrath
Ihn hinterrücks den feigen Dolch in's Herz?
So fragten Alle. Jeder wähnt' und sann.
Der Argwohn stellte tausend Phantasie'n
Und tausend Lügen der gedung'ne Ruf
Als Wahrheit auf; allein der Wahrheit selbst
Den blutbespritzten Flor vom Angesicht
Zu heben, war nur Einer auf der Welt
Vermögend: Haslendorf, der, selbst nicht fern
Dem Tode, seinen Freund im Tode sah.

Hans Haſtendorf, ein Ritter deutſchen Stamms,
Ergraut im Dienſte Schwedens, war, geliebt
Von ſeinem Könige, dem König treu
Wie Keiner ſonſt. In Lützens Mordgewühl
Focht an der Seite ſeines theuren Herrn
Der Greis, bis ihn ein feindliches Geſchütz
Zu Boden warf. Dies war der Augenblick
Der Miſſethat. Die Schwerter blitzten auf.
Der König fiel. Aus Wunden ohne Zahl
Der Jugend Kraft verſtrömend athmete
Der Held ſein Leben aus; den Alten trug,
Als nun die Schlacht vertobt, ein Reitersknecht
Vom Blutfeld, hin, wo rings von hohen Eichen
Geſchirmt ein gern-verborgnes Hüttlein ſtand.

Mitleidend und mit herzerquickender
Gaſtfreundlichkeit empfing den kranken Greis
Des ſtillen Hüttleins friedlicher Bewohner.
Er pflegte ſein, wie liebevoll der Sohn
Des Vaters pflegt, und gleichen Sinn's mit ihm
Vergaß der Wundarzt nichts, was Menſchenkunſt
Vermag; doch Menſchenlieb' und Menſchenkunſt
Vermochten bei dem Alten nichts; das Bild
Von Guſtavs Fall, das auch im Schlafe ſelbſt
Lebendig vor ihm ſtand, verdoppelte
Des Blutes glüh'nde Pulſe, reizte ſo
Die Wund', und Kraft und Leben ſchwanden hin.
Ihm war, als hört' er jetzt noch immerfort
Das Hohngejauchz der Mörder und das letzte
Gebet des Sterbenden. Sein Herz erlag
Dem ungetheilten Jammer; doch verſchloß
Der Eiferſücht'ge, wie man einen Schatz

Verſchließt, die Unglückskund' in ſeine Bruſt
Mit ſtolzer Wehmuth. Rath und Bitte war
Umſonſt. Sobald auf Guſtav ſich der Gang
Der Rede wandte, ſchaudert' er und barg
Sein bleiches Antlitz. Aermer ſchien er dann
An Werten, als ein ſtarres Marmorbild,
Das über eines Helden Grabmal weint.

Allſtündlich trat indeſſen die Gefahr
Des Dulders Bette näher. Endlich brach
Die Kunſt verzweifelnd über ihn den Stab.
Und ſieh! was donnerähnlich jedes Herz
Ergreift, des unabwendbar'n Sterbetags
Verkündigung, ihm tönt ſie, wie der Flöte
Geliſpel, ſüß, und labend, wie der Klang
Der Abendglocke müden Schnittern tönt.
Er wand ſich auf vom Lager und umfing
Den Wundarzt, der in Thränen ſchwamm: Belohne
Der Himmel dir die Botſchaft! Alſo nur
Noch Tage — nur ein Schritt noch, und er ſinkt
Mir an die Bruſt! Ich werd' ihn wiederſehen,
Den Vielgeliebten, werde jubelnd ſehn,
Wie ſeine Wunden glänzen, wie der Kranz
Von Sternen um des Helden Schläfe glänzt!

Ein neues Feu'r belebt, indem er's ruft,
Des Kranken Blick. Zu Flammen aufgefacht
Von dieſem Troſt, entglüht in ſeiner Bruſt
Des Lebens matter Funken, und verloren,
In heiterm Tiefſinn fährt er langſam fort:
So wäre denn mein Tagewerk vollbracht,
Und frank und freudig könnt' ich nun zur Ruh

Den greiſen Kopf hinlegen, — wäre nur
Die letzte Pflicht erfüllt, die bittre Pflicht,
Den Vorhang aufzuziehn, der Guſtavs Tod
Zum Räthſel macht. Ich ſchwiege gern, begrübe
So gern, was ich geſehn, mit mir hinab
In die Vergeſſenheit der ſtummen Gruft;
Allein ich bin's der Welt und Nachwelt, bin's
Dem großen Todten ſchuldig. O! ſo geh,
Geliebter Freund, und lade zu mir her
Die Menſchen alle, die der Krankheit Qual,
Des Herzens Qual durch Liebe mir verſüßt:
Die Krieger, (denn gar Manchen ließ der Zug
Der Sieger und Beſiegten wundenkrank
Zurück) den Landmann, Alles lad' herein,
Was Schwedens Namen und die Freiheit liebt.

Der Wundarzt ging, und ohne Säumen kam
Die kleine Schar herbei. Sie lagerten
Sich um den Alten. Gräberſtill' umher!
Kein Seufzer drängt ſich hörbar aus der Bruſt,
Kein Hauch. Man ſchalt des Herdes Feu'r beinah,
Das gar zu vorlaut kniſternd Funken warf.
Bethränt und forſchend hing an Haſtendorf
Das Auge der Erwartung. Er begann:

Ihr Deutſchen und ihr Schweden, liebe Brüder!
Die Stunde fliegt heran, wo das Geſchick
Zum frohern Wiederſehn uns trennen wird.
Mit bangem Sehnen ſeufz' ich lange ſchon
Den Tod herbei, den ſchönen Friedensengel,
Der mich zum Born des Lebens, der mich heim
In Guſtavs Arm geleite; freuet euch

Mit mir, mein Retter iſt nicht ferne mehr.
Doch eh wir ſcheiden, leiht mir Ohr und Herz,
Auf daß ich mich der Bürd' entlaſten mag,
Die immer ſchwerer mir die Bruſt verengt.
Vernehmt, was ich verbarg, und jetzt nicht mehr
Verbergen darf, wie Rachbegier und Durſt
Nach Gold und Argliſt im Verrätherbunde
Den beſten aller Menſchen hingewürgt.
Erſtaunen wird, es wird Entſetzen euch
Das Mark durchſchaudern. (Dieſe Schwindelhöh'
Der Bosheit, wahrlich! ſie erflog noch nie
Ein Teufel, den das Weib gebar!) Doch bau't
Auf jedes Wort! Ich werde, was mir ſelbſt
Begegnet iſt, euch offenbaren, nichts
Vergrößernd, nichts verkleinernd. Seht! ich bin
Ein alter Mann, dem Tode nahe, nah
Den Stufen jenes Richterſtuhls, vor den
Man keine Lüge gern hinübernimmt.

Nicht ungewarnt von Vorbedeutungen
Fiel unſer Held. Eleonore ſchien,
Als er in Erfurts Burg den Abſchiedskuß
Ihr gab und nahm, ein blutbeſtrömtes Grab
Im Hintergrunde ſchaudernd zu gewahren.
Gerüſtet harrte ſeiner vor der Burg
Das Heer ſchon lange, doch noch länger hielt
Der Königin Verzweiflung ihn zurück.
So mußt du, rief ſie, ſchluchzte, rankte feſt
Sich an ſein Herz, du mußt nun gehn! Wohlan,
Geliebter, fahre wohl! Wir ſehn uns hier
Nicht wieder, aber dort! — Der Tod vermählt
Ja dort auf ewig, was er hier getrennt.

O! blicke nicht ſo düſter her; bei Gott!
Ich ſchwärme nicht. Gefaßt entließ ja ſtets
Des Helden Weib den Helden. Ach! mir war
Noch nie ſo! Niegefühlte Todesangſt
Hält meine Bruſt umklammert, meine Stirn'
Iſt kalt und feucht. Mir ſagt mein Herz, du machſt
Dein Kind zur Waiſe, dein Gemahl zur Witwe!

Sie ſprachs und barg an ſeine Bruſt ihr Haupt,
Als ein Trompetenſtoß das letzte Blut
Ihr aus der Wange ſchreckte. Guſtav bot,
Allein vergebens, jede Liſt und Kraft
Der Ueberredung, ſie zu tröſten, auf;
Sie hörte nur die Trommeln vor der Burg
Und das Gewühl des Heeres und der Roſſe
Geſtampf. Der Tag erloſch ihr und ſie ſank
Empfindungslos in ihrer Frauen Arm.

Betroffen ſtutzte, wer zugegen war,
Zur Erde; doch im luſtigen Getümmel
Der Thätigkeit verloren ſich der Furcht
Geſpenſter bald, da raſcher, freundlicher,
Als je, dem ſchwediſchen Panier das Glück
Vorauflog, bis es uns verrätheriſch
In dieſes unglückſel'ge Thal gelockt.

Hier ſpannten wir bei muntrem Sang und Klang
Die Zelte durch's Gefild. Und Guſtav trat
Vor ſeine Schar, und redet' — ach! er war

So gut und mild und lieb! — das niedrige,
Gemeine Volk wie Seinesgleichen an:

Seid hochgemuth, ihr Brüder! wach und brav,
Wie ihr es immer wart; noch einmal hat
In ihrer Todeswuth die Tyrannei
Sich aufgerungen, immer mächtiger
Naht Pappenheims und Friedlands Heereskraft.
Den Stolzen ahndet's nicht, daß ihrer Zahl
Verdoppelung an Frevdigkeit auch uns
Verdopple; ſtärker ſtrebt der Palme Wuchs
Dem ſtärkern Druck entgegen, größer wird
Bei größerer Gefahr des Tapfern Herz.
Mich däucht, ich ſeh euch dort vernichtend ſchon
In ihre Glieder brechen. Jeder Held!
Das Racheſchwert in der gehobnen Fauſt
Ein Wetterſtrahl, bei deſſen Schlage Schreck
Die unabſehba'rn Sklavenreihn durchzuckt.
Vergebens raſet Friedland. Dieſen Schreck
Betäubt kein Trommelſchlag, kein leeres Wort
Des Feldherrn, der umſonſt verſpricht und droht.
Sie wanken, weichen, ihre Zahl vermehrt
Die mörderiſche Verwirrung ihrer Flucht.
Dann knirſche, dann verhülle ſich vor Scham
Und Ingrimm Ferdinand, verfluche den,
Der gegen Freiheit und Gerechtigkeit
Die eitle Fehde ſeinem Hochmuth rieth,
Und rufe ſpätgewitzigt ſeinem Sohn'
Und allen Königen der Folgezeit
Die große, bluterkaufte Wahrheit zu:
Daß Freiheitsglut, bewahret und genährt
Durch Brudereinigkeit, ein Feuer iſt,

Das zu vertilgen die verſchworne Macht
Der Ferdinande ſich umſonſt zerreibt.
Erhübe ſich der Erdkreis gegen uns,
Wir könnten uns nicht fürchten. Furcht geziemt
Dem Knechte, der von keinem Lohne weiß,
Als ſeinem Sold' und Plünderung, nicht ihm,
Dem in Gefahr und Tod dein ehrner Schild,
Gerechtigkeit! voranblitzt. Wären auch
An Tapferkeit und Muth die Feinde, nicht
An Menge bloß gewachſen, tobten ſie,
Den Sternen und dem Meeresſand an Zahl,
An Furchtbarkeit den Todesengeln gleich,
Was wär' es? Gott mit uns, wer wider uns?

Dem guten Volke ging, indem er ſprach,
Das Herz auf, und von Einer Luſt beſeelt
Rief Alles: Gott mit uns, wer wider uns?

Wohl! fuhr der Held durch Thränen lächelnd fort,
Auch da, wo Staub und Pulverdampf den Blick
Beſchränket, künde dieſes Wort der Kraft
Den Schweden und den freien Deutſchen an.

Froh ſchwenkten wir die Fahnen. Fürſt und Knecht
Ward Alles wohlgemuth und Alles voll
Unruhiger Erwartung, wie die Kinder
Am Weihnachtsabend. Doch der König ſelbſt
Verſank ſeit dieſer Stund' in Ahndungen
Voll Wehmuth. Ach! ſein ſchönes Antlitz ward
Auf einmal, wie die Sonne, wenn die Hand
Der Allmacht ſie verdunkelt, daß vor Angſt

Verlechzend alle Völker Hungersnoth
Und Krieg ſich prophezeihn. Die Majeſtät
Im Gang, in ſeiner ganzen herrlichen
Gewaltigen Geſtalt, ſie welkte jetzt
In Schwermuth hin, umdüſtert wie der Reiz
In der Geſtalt des Jünglings, der zur Gruft
Dem Sarge der Geliebten folgt; er ſchaut
Mit vorgeſunknem Haupte, ſtarr vor Schmerz,
Des ſieh'nden Sargs Getöſe nach, und ſehnt
Sich ſchwindelnd mit hinunter zu den Todten.

In dieſer Zeit geſchahn der Wunder viel'
Am Himmel, und es ſtand ein Seher auf,
Der Guſtavs Tod vorher verkündete.
Ein fremder, ſonderlicher Menſch, vor dem
Es Jedem graute, lief umher, begoß
Mit Aſche ſich das Haupt, zerriß ſein Kleid
In ſchwärmender Verzweifelung, und ſprach
Mit einer Zuverſicht, daß alleſammt
Verzagten, gleich als läge ſeinem Blick
Das ew'ge Buch des Schickſals aufgerollt.

Ich lachte deſſen, ſchalt es Aberwitz
Und Gaukelſpiel; allein wie wurde mir,
Als bald darauf in meiner Gegenwart
Zu Weimars Helden Guſtav ſo begann:
Du meines Herzens Freund, o Bernhard, ſieh!
Des Volkes Lieb' und ſein Vertraun zu mir
Wird faſt Vergötterung. Sein Wonnerauſch
Vergißt, daß Gott ſein Retter iſt. Mir jubelt,
Wohin ich wandle, ſein Triumph. Mein Herz
Wird ſtolz und übermüthig. Sei gewiß,

Ich bin am Ziel. Mir iſt, als tönte ſchon
Des Richters Wage ſchrecklich über mir.
Ich bin gewogen und zu leicht befunden! —

Zwar Bernhard goß mit linder Freundeshand
Der Weisheit Balſam in ſein wundes Herz;
Doch ſchrieb in mein Gedächtniß dieſes Wort
Sich ein mit Flammenzügen, und vergebens
Erſchöpfte ſich, den Eindruck auszulöſchen,
Die klügelnde Vernunft zur Bettlerin.

Ich weiß nicht, Brüder, ob ihr euch der Nacht
Entſinnt, in welcher Herzog Friedlands Heer
Von Merſeburg nach Lützen kam. Es war
Die nämliche, wo ſich am Firmament
Das letzte, große Zeichen blicken ließ.
In dieſer Nacht des Schreckens riß zuerſt
Von meinem Aug' ein unvorſicht'ger Freund
Die Binde grauſam ach! und fruchtlos ab!

So eben ſagte Lützens ferner Thurm
Die elfte Stund' uns an. Ich hatte mich
Zum Schlummer hingeſtreckt und rief umſonſt
Den ſüßen Schlummer. Angſt bedrängte mich,
Daß ich zuletzt, als drückt' ein Königsmord,
Mein Herz, empor vom Lager, aus dem Zelt
In's Freie ſprang. Der Nachthauch wehte friſch
Und ſchauerlich. In heitrer Majeſtät
Glänzt' über mir das ew'ge Prachtgewölbe
Des hellgeſtirnten Himmels. Und der Mond
In Oſten ſchaut' aus ſeinem Sternenkranz
Mildlächelnd auf die Schweſter Erd' herab,

Wie ſanft ſie ſchlummerte! Das weite Thal,
Mit all den weißen Zelten und dem falben
Gebüſch' und Bach' und Städtchen, angeſtrahlt
Vom blaſſen Lichte ſeines Zaubertags
Schien eine Gegend aus der Geiſterwelt.

Mir ward ſo heimlich, ward die Bruſt ſo eng,
Als wandelte die Herrlichkeit des Herrn
An mir vorüber. Unwillkürlich zog
Ich meinen Hut und kniete, ſtrömte laut
Mein ganzes Herz vor Gott aus im Gebet,
Als unverhofft von hinterher ein Arm
Liebkoſend ſich mir um den Nacken wand:
„Du beteſt, Haſtendorf?“ Ich ſchaudert' auf.
Es war der junge Leublingen, mein Freund
Und Guſtavs Mundſchenk. Segn' ihn Gott! er ſtarb
Für ſeinen Herrn und mit ihm Hand in Hand.
Der liebe brave Jüngling! Er war ſchön
Wie Blumen Edens, an Verſchlagenheit
Ein Weib, ein Falk an hellem Blick, und kühn,
Wie Löw' und Schwede ſind. „Du beteſt, Freund?“
Für Guſtav, ſagt' ich. „O! ſo bete, bete
Das Morgenroth herbei, denn es iſt noth.
Der Schoß der Zeit, an Mißgeburten jetzt
So fruchtbar, kreißt mit einem Ungeheur
Von Laſter, das im allgemeinen Krampf
Der ſchaudernden Natur an's Licht ſich drängt.
Die Stimme, weißt du, die mit ſcheußlichem
Geröchel nun zwei Mitternächte ſchon
Der Wächter Ohr gefoltert, eben trieb
Ihr Sterbeton die Haare mir empor.
Fernher von Lützen ächzt ſie durch das Grau'n

Der öden Nacht, als räng' in Mördershand
Ein Waller hülflos Blut und Leben aus.
Wie manchem Quell der Gegend hat man Blut
Entſprudeln ſehn! Geſchöpfe, denen Gott
Die Zunge band, die Thiere, fangen an
Zu reden; Worte gehn aus ihrer Bruſt,
Daß Jedem, der vorübereilt, die Knie'
Zuſammenzittern; aber Eines ward
Mir offenbar, das weit entſetzlicher
Als dies, entſetzlicher für Männer iſt:
Giftmiſcher ſpeiſen an des Königs Tiſch!"

Bewahr' uns Gott! verſetzt' ich händefaltend
Und hoffte noch mit bangem Herzen. Gift
Für Guſtav, ſagſt du? Gift? Und dieſer Ton,
Womit du ſprachſt, und dieſer Blick? — „Es iſt
Der Ton der Zuverſicht, erwiedert' er,
Ich ſagte nichts, denn was ich ſelbſt geſehn."

Du ſahſt es alſo? rief ich, ſtarrte wild
Ihn an und hielt, als würd' er mir entfliehn,
Mit beiden Händen am Gewand ihn feſt;
Du ſahſt es alſo? Rede doch, Prophet
Des Unglücks! Wer erhub zu ſolcher That
Die Fauſt? — „Ein Deutſcher." — Nun ſei Gott gelobt!
Ein Deutſcher! ſagt' ich. Jüngling, dieſes Wort
Erleichtert mir die Bruſt. Ich kann dir das
Nicht glauben, darf's nicht; brächt' ein Engel mir
Die Kund', ich glaubt' es nicht. Gerechter Gott!
Gerechter Gott! welch ein verächtliches
Geſchöpf der Schöpfung Meiſterſtück, der Menſch,
Wenn bis zu dieſem Grad' ein Menſchenherz

Verwildern könnte! Traun gewaltig haſt
Du mich erſchreckt, Betrogener! Verdacht,
Vermuthung iſt's, was du Gewißheit nennſt.

Des Edlen Blick begann zu funkeln. „Ich
Dein ſpotten, dein des Greiſes? Haſtendorf!
So wahr der Unſichtbare, deſſen Hauch
Uns mit dem Glanze dieſes Mondes, uns
Mit dieſer Sternenheere Glanz umſtrömt,
Gedanken auch und Worte wägt und richtet:
Nach ihres Retters Blute lechzen Deutſche."

So warf er ſtrafend von der Hoffnung Höh'n
Mich in den Abgrund nieder. Ich verhüllte
Mein Haupt und wähnt', im kämpfenden Tumult
Erdrückender Gefühle zu verſinken.

„Wie wird dir, bebte Leublingen und hielt
Mich feſt umſchlungen; dieſer Anblick löſ't
In Wehmuth meine ganze Mannheit auf.
Beim Himmel! ich begreif' es nicht. Ein Greis
An jedem Haar, ein Drittel dieſer Haare
Durch Menſchenundank vor der Zeit gebleicht,
Und doch ein Herz, das voll und jugendlich,
Im ſtolzen Glauben an die Menſchheit, glüht
Und ſchwärmt für ein verworf'nes Vaterland!"

Verworfen! ſeufzt' ich, o! wie ungerecht
Du biſt! Verworfen Hermanns Vaterland,
Das Luthern uns, den Göttlichen, gebar,
Um eines einzigen ....! Du nannteſt mir
Den Baſtard nicht; wer iſts? — Er winkte mich

Hinweg vom Lager tiefer in's Gefild,
Und raunte leiſ' und leiſer: „Kennſt du Moritz
Von Falkenberg? Er iſt ein Brudersſohn
Des großen Falkenberg, der Magdeburg
Beſchützte, den im Flammenſtrudel unter
Dem Sturze Magdeburgs ſein Muth begrub!"

Wohl kannt' ich den! Aus einer Wüſtenei
Weſtphalens hub (ſo wollt' es das Geſchick)
An ſeinen Hof und bald in ſeine Gunſt
Der König den Verräther auf. Er war
Ein Tafeldiener Guſtavs, aber ſchwarz
Und ſchwärzer, als der Hölle Nacht, ſein Herz.

„Das iſt der Erſte, fuhr der Mundſchenk fort,
Auch Ritter Haynim kennſt du?" Gar zu gut!
Verjäht' ich angſtgefoltert, er iſt auch
Ein Tafeldiener. Immer heiter, immer
Um Andere beſchäftigt kriecht und gleißt
Der Bube, wie die Schlange gleißt.. „Das iſt
Der Zweite." Nun? der Dritte? fragt' ich. — „Nein!
Die Zunge brennt, wenn ich ihn nennen ſoll,
Mir aus dem Mund'. Es iſt ein großer Herr,
Ein herzoglicher Böſewicht." Und liebt
Der König ihn? „Ach ſchluchzt' er, Haſtendorf!
So, wie man einen Zwillingsbruder liebt!
Du weißt ja, welch ein arglos Herz er hat!"

Sein Augenpaar quoll über. Aufgeriſſen
An allen Adern brannte, blutete
Mein Herz. Ich drückte ſtumm vor Kummer ihm
Die Rechte, bis Gewalt zu Ton und Wort

In ſeinen Mund zurückkam: „Lüſtet dich's,
Den Mann zu wiſſen, ſuch' ihn auf bei Tiſch
Dem Könige zur Linken; ſuch' ihn auf
Im Volksgewimmel; er iſt hoch verehrt
Im Volk, als wär' es Bernhard, oder gar
Der König ſelbſt, nur nicht geliebt, wie die."

Hier grauſ'te mir das Haar im Nacken auf,
Als hätt' er vor mir aus verſchloßner Gruft
Ein grinſendes Geſpenſt emporgebannt.
Ich kenn' ihn, ſtammelt' ich, genug! mir iſt
Nun Alles klar. „Genug denn! ſtürmte ſchnell
Mein Freund darein und legte ſchneller noch
Die Hand mir auf die Lippen; ſchweig! mir gährt
Das Blut zum Schwindeln, wenn von ungefähr
Des Unholds Name nur mein Ohr berührt."

O! rief ich, könnt' ich das, ich drückte gern
Das Siegel der Vergeſſenheit ihm auf,
Daß Keiner mehr den Namen, daß mit ihm
Die Schande Deutſchlands Keiner mehr erführe,
Bis ihn am Tage der Vergeltung einſt
Der Hölle Jubel durch das Weltall brüllt! *)
Nur gib mir Auskunft: wo liegt in der Bruſt
Der Sterblichen die Feder, die das Herz
Zu ſolchem Frevel aus den Banden hebt?

Mit bitterm Ton erwiederte der Schenk:
„Die Tafeldiener ſpornt gewiß der Durſt

*) Der Name des Elenden, von dem hier die Rede iſt, kam wirklich nicht über Haſtenbergs Lippen. Es war der Herzog Franz Albert von Lauenburg.

Nach Rang und Größe; goldne Berge, die
Der Herzog oder Ferdinand durch ihn
Zum Blutlohn hingethürmt! Dem Herzog ſelbſt
Beut Rachbegier den Vatermörderdolch.
Er haßt den König, aber ſo, wie nur
Ein Weib, ein Prieſter und ein Höfling haßt,
Mit Honig auf der Lippe. Schlug im Zorn
Der König ihn doch einſtens in's Geſicht,
Als er in Gegenwart der Königin
Und vieler Frau'n und Fräulein ſpaßte, wie
Die Buben, deren unverſchämtes Herz
Von Unzucht überſchäumt. Für Guſtav iſt
Das längſt verwiſcht, der drückt ihn ja mit Gunſt
Und Würden faſt zu Boden; aber er!
So künſtlich er der offnen Redlichkeit
Kunſtloſe Mien' erheuchelt, er verſteckt
Den unverkennbar'n Stempel der Natur
An ſeiner Stirne nicht, und nicht den Schalk
Im Buſen. Sieh nur, wenn er lacht, den Blick,
Der ſeitwärts mit erzwung'ner Feſtigkeit
So ſchlau den König anblinzt — o! mir iſt,
Ich ſeh des Tigers wilden Augenblick,
Der ſeine Krall' auf meinen Bruder ſpannt. —
Bei Tiſch war er und der von Falkenberg
Und Haynim ſtets mein Augenmerk, und jetzt
Geſchah, beim letzten Mittagsmahl geſchah,
Was längſt ſchon mein Gefühl mich fürchten hieß.
Bereits beim erſten Dienſte *) ward das Herz
Mir ſchwer; es kam mir Alles ſo verſtimmt,
So heimlich vor, ſo fremd! Auf dem Geſicht

*) Dienſt: in der ältern Sprache ein Auftrag von Schüſſeln.

Des Mannes zur Linken kämpft' ein gräßlicher
Entſchluß mit Sklavenfurcht, vielleicht auch noch
Mit einem Reſt Natur. Ein brennend Roth
Und feuchte Bläſſe wechſelten darauf;
Und ängſtlicher, als ein verfolgter Dieb,
Durchflog der ſtummen Gäſte Reih'n ſein Blick,
Nur daß er bald auf Falkenbergs und bald
Auf Haynims Antlitz forſchend haftete.
Mir ward die Welt zu eng; ich ſchaute feſt
Auf den Pokal des Königs, hinter dem
Ich, meines Amts gewärtig, ſtand, allein
Die Klugheit liſpelte mir bald in's Ohr,
Daß meine Wachſamkeit und mein Verdacht
Dem Herzog nicht entgehn, und ſeine That
Verhindern werd' und meinen Zweck. Drum trat
Ich auf die Seite, ſchwatzte dies und das
Mit Herzog Bernhard, und (vernimm es, Menſch!
Und bebe!) drei Minuten waren kaum
Vorbeigeflohn, da ſah ich den Pokal
Verwechſelt, ſah geſchwungen auf das Wohl
Des Mörderfürſten alle Becher, Tod
In trübem Wein' auf Guſtavs Lippe ſchweben.
Gift! brüllt' ich in der höchſten Raſerei
Der Angſt, und bleich wie Geiſter ſchauderten
Von ihren Sitzen alle Feldherrn auf;
Mein König! Gift! die Becher ſind vertauſcht!
Der König ſchrak zuſammen, und verſtrömte
Den Wein auf ſeinen Mantel. Gott! wie da
Die Mörder bebten, todtenblaß! Umſonſt
Quillt ihres Herzens Kraft, emporgereizt
Zur Wuth, in ihre Mienen; ſie verliert
Sich in der Angſt, die ſichtbar mächtiger

Im Auge ſtarret, in der Lippe zuckt.
Ein halber Blick zur Linken hätte jetzt
Den König überzeugt, allein er ſah
Nicht hin. Er nahm mich freundlich bei der Hand,
Und lächelte, vom Schrecken noch verwirrt,
Mich an, ſo mild, ſo gütig: Armer Junge,
Du biſt ja ganz entſtellt. Erhole dich,
Mein Lieber! Bann' aus deiner Phantaſie
Die düſtern Bilder nach Madrid und Wien,
Wenn anders dieſe Würze nicht ſchon jetzt
Den Ferdinanden ihren Wein vergällt. —
Ich wandte mich und weinte. Keiner ſprach
Ein Wort, und Keinem mundete fortan
Ein Biſſen mehr. Der Purpurmantel war
Zwei Stündchen drauf vom Gifte gelbgebeizt."

Der Mundſchenk ſchwieg. Wie Einer, der dem Sturm
Entronnen, ſich am Ufer ſieht; er ſchaut
Empor zu Gott und unfreiwillig beugt
Sein bebend Knie ſich nieder: ſandt' ich Lob
Und Dank gen Himmel, heißen Herzensdank.
Da ſprach der Edle weiter: „Wollte Gott!
Vernichtet wäre die Gefahr, der Held
Geborgen! Ach! er iſt es nicht; denn kaum
Verdrängte noch die Freundin des Verraths,
Die Nacht, den Tag aus unſerm Luftgebiet',
Als ich die Tafeldiener in's Gezelt
Des Herzogs eilen ſah. Da brütet nun
Die Bosheit wieder, angefriſcht von Wein
Und Rachbegier, und taucht in neues Gift
Die Schwerter; aber, Vater! (haſtig rief's
Mit ausgeſpanntem Arm, den Feuerblick

Den Himmel, wie von einem himmliſchen
Gedanken überraſcht, der Jüngling aus)
Sie ſoll hervor, die Nachtgeburt, wenn nicht
Unwandelbar das eiſerne Geſchick
Des Helden Untergang beſchloß. Ich kenne
Des Fürſten Zelt, als wär' es mein, und weiß
Ein Plätzchen, wo man unbemerkt zur Noth
Auch ihren Odem hörte. Dieſen Stand
Will ich mir eignen, horchen dort, und ſoll
Kein Wörtlein ihrer Rede mir verwehn.
Leb wohl, mein Haſtendorf!" — Er breitete
Die Arme gegen mich zum Abſchied aus,
Doch o des Wunders! o des ſchrecklichen
Geſichts, das uns in dieſem Augenblick
Bereitet ward! Er ſtutzte jach zurück
Und ſtarrte, wie durch Zauberwort und Schlag
Zu Stein gewandelt.

Rings umher die Luft
Ward hell, wie wenn der feu'rbeſchwingte Blitz
Auffackelt durch die Nacht, und Bangigkeit
Und Wehmuth klammerte die Bruſt uns ein,
Als zög' ein Leichenzug des Weges her.
Wir ſtaunten auf. In Norden jagte ſich
Ein kreiſend Heer von Wolken, alle weiß,
Wie Wolle, licht, wie Reihen blanker Schild'
Im Sonnenſtrahl. Die Augen ſchmerzten uns.
Und ſiehe da! beflügelt von dem Wink
Der Allmacht theilt die krauſe Wolkenwelt
Sich in der Mitte, ſtrömet, rollt und ballt
Sie rechts als links zu menſchenähnlichen,
Entſetzlichen Geſtalten, rechts und links

Zu einem Kriegsheer gaukelhaft ſich auf.
Weitſtrahlende Paniere, Reiſige
Zu Roß und Fuß mit langem, blut'gem Schwert
Und blut'gen Spießen, Alles zuckt und wühlt
Sich ineinander. Ueber dem Gewühl
Des größern Heers zur Linken aber ſchwebt,
Umſtrömt von Nacht, auf weitgeſtreckten Schwingen
Ein Adler ſtolz und groß, und gegen ihn
Prangt wetterleuchtend eine Lichtgeſtalt,
Wie eines Löwen, aufrecht zum Gefechte. *)
Des Löwen Auge glühte wild umher
Wie ein Komet. Er ſtritt und ſchüttelte
Der Mähne Pomp, daß ich ihn anzuſehn
Nicht müde wurde. Plötzlich kam ein Blitz.
Der Himmel ſchien im Brand zu ſtehn. Der Löwe
Sank in ſich ſelbſt zuſammen, wurde roth
Wie Purpur und zerſchwamm in einen Fleck,
Der immer größer, immer gräulicher
Bis Sonnenaufgang ſich und Untergang,
Ein blutig Weltmeer! ausgoß. Alles war
Hinweggeſchwemmt, der ganze Luftraum Blut.
Das flammte grell und gräßlich, daß Gebirg
Und Thal und Bach und Leublingens Geſicht
Erglänzte, feurig, wie vom Weltenbrand
Des endenden Gerichtstags angeſtrahlt.

„Hinweg! mir grauſet! hub er plötzlich an
Und wandte ſchaudernd ſeinen Blick; ich mag's

*) Eben dieſe Geſtalten erſchienen, nach der Verſicherung deutſcher Chroniken, über der Citadelle von Wolgaſt, während ſie im Anfang des Krieges von den Schweden belagert wurde.

Nicht länger ſeh'n." Auch mir, erwiedert' ich,
Vergehn die Sinne. Sahſt du die Geſtalt
Des Leuen? Blutig fiel ſie, blitzgerührt!
Das Todesurtheil Guſtavs! — „Alter! fuhr
Der Mundſchenk auf, was denkſt du, daß du mir
Gerade jetzt zur That die Kräfte lähmſt?
Sein Todesurtheil? Nein! Es ſei für mich
Ein Wink des Himmels, was ich angelobt,
Nicht länger auszuſetzen. Fahre wohl,
Mein Freund! Mich drängt zur Werkſtatt des Verraths
Mein klopfend Herz. Verbergt nur immerhin,
Was ihr berathſchlagt, Meuchler! Auch die Nacht
Hat Ohren. Lieg' ihr Dunkel ſiebenfach
Darüber hingewälzt! Iſt Gott mit uns,
So deckt in ſeiner Nacktheit ganzem Gräu'l
Der nächſte Tag den ſchwarzen Anſchlag auf!"

Preiswürdig, ſprach ich warnend, herrlich iſt
Dein Unterfangen. Du biſt kühn und raſch,
O Leublingen! Sei kalt. Du findeſt ſonſt,
Was du nicht ſuchſt, den Tod! „O! fänd ich ihn!
Der Tod für ſeinen Herrn iſt ehrenvoll
Und ſüß. Verleide mir ihn nicht; du wirſt
Den Knaben nicht vermiſſen, haſt genug
An dir, den Stahl, der über Guſtavs Haupt
An einem Haare ſchwanket, ihm zu zeigen."

Ich ſchauderte: Verwegener, du biſt
Mir fürchterlich. Was war das? Haſt du dir
Unbänd'ge Tollkühnheit und Schwärmerei
Zu Führerinnen auserſehn, ſo kommſt
Du nicht von hier; (was bin ich ohne dich?

Ein Krieger ohne Panzer, ohne Schwert!)
Doch war das Wort, so dir entschlüpfte, nur
Ein kleiner Trotz, ein Sprung der unbewachten
Gefühle, siehst du ein, daß Gustavs Heil
An deinem Leben einzig hängt, und darfst
Es dennoch wagen, o! so geh! Die Zeit
Hat Flügel. Geh! dich decke Gottes Schild!
O Jüngling! Jüngling mit dem Heldengeist!
Er, dessen Aug' auf uns herunterſieht,
Er, der allein wahrhaften Edelsinn
Nach Würde lohnt und lohnen kann, beglücke
Dein treues, schönes, liebevolles Herz!

Hier gab ich ihm die Rechte. Heftig schlug
Er ein, und bückte sich darüber hin,
Und seine Thränen tropften heiß darauf;
Dann rasch hinweg! Ich stand und warf den Blick
Ihm segnend nach, in süße Träumerei
Versunken, bis das kriegrische Getöse
Des kaiserlichen Heers, das grade jetzt
Von Merseburg herüberzog, mich weckte.
Die weite Gegend hinter Lützen ward
Lebendig, und der ferne Waffenblitz
Verwandelt' um sich her die Nacht in Tag.
Vergebens späht' ich hin, die letzte Schar
Des ungeheuern Zugs zu sehn. Er war
Nicht abzuschauen. Endlich wankt' ich heim,
Zu schlafen, und entschlief mit dem Entschluß,
Des andern Tags zum Könige zu gehn.

Der junge Tag erschien, doch ging ich nicht;
Denn kaum entweckte mich sein frühster Glanz

Dem Lager, als die grauſe Nachricht mir
Entgegenhallte: Leublingen der Schenk
Iſt Nachts in eines deutſchen Fürſten Zelt'
Auf Meuchelmord ergriffen. Einen Stoß
Hat auf des Herzogs Bruſt ſein Frevlerarm
Geführt. Beim zweiten (Dank der Vorſicht!) wand
Ein Wächter ihm das Eiſen aus der Fauſt;
Jetzt liegt er eng in Banden. — Nun ſei Gott
Uns gnädig! ruf' ich und Entſetzen bebt
Durch alle meine Pulſe; nein! es iſt
Unmöglich! wo? — Mein Unglücksbote ſchwieg.

Ich wild hinaus und renn' in banger Haſt
Das Lager durch, bis ich ihn ausgeſpürt,
Den Ort, wo von der Bosheit hohngeneckt,
Die Treu' in Banden ſeufzte. Bebend flog
Ich hin, doch eine Schar von Knechten hielt
Die Hellebarden quer mir in den Weg.
Unwillen kocht' in meinem Blut' und gab
Mir Jugendkraft. Ich ſtürmte dort und hier
Die Söldner auf die Seit' und riß den Stahl
Schon vom Gehäng', als aus dem innern Zelt'
Ein leiſer Ton hervorging. „Vater, du?
Biſt du's? Der Bund hat ſich um Mitternacht
Verſchworen. — Ach! — die Dolche des Verraths,
Sie ſind gewetzt, — vergiftet. — Im Gewühl
Der Schlacht — Ein weißes Tuch!" — die Stimme ward
Hier ſchwach und ſchwächer und erſtarb zuletzt,
Wie durch Gewalt gedämpfet. So verſtummt
Ein Geiſt, der einem hinterlaßnen Freund'
Erſchien, lautjammernd, wenn die Roſenhand
Des Morgens ihm den luft'gen Mund verſchließt.

Ich hätte gern laut aufgeſchrie'n. Mein Herz
Durchtobten Ingrimm und Verzweiflung.
Was ſoll ich jetzt für Leublingen, was jetzt
Für Guſtav thun? Ihn warnen? Einen Fürſten
Verraths bezüchtigen, da kein Beweis
Für mich, da Schein, Vermuthung und das Herz
Des Richters für des Fürſten Unſchuld ficht?

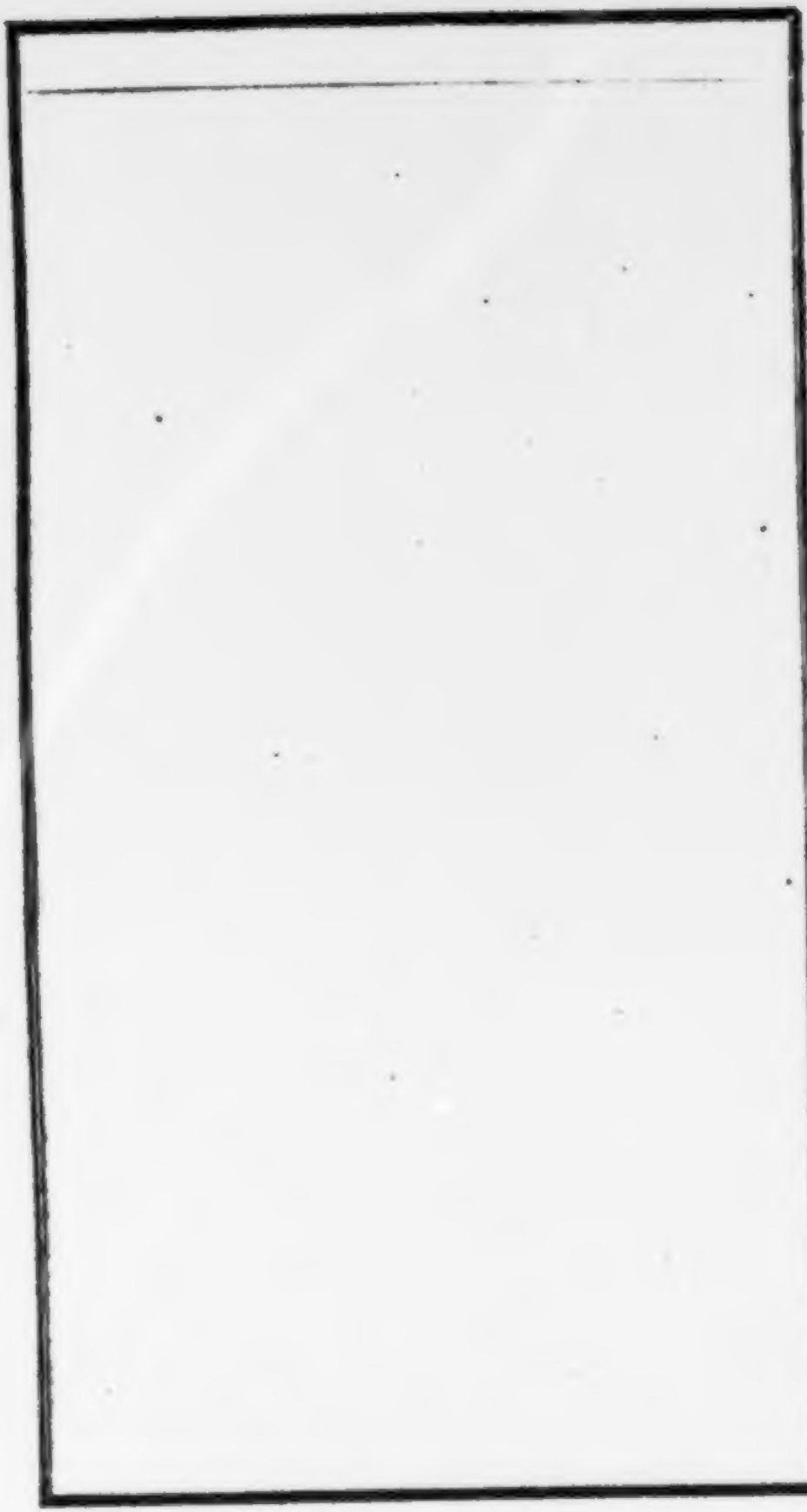
So dacht' ich, knirſchte, ſchwankte fort und ging
Nachtwandler-ähnlich, ſchwindelnd hin und her.
Da winkte lächelnd mich in ſein Gezelt
Ein alter Kriegsgeſell mit Namen Kurd
Von Winterbach. Er war mein Freund. Ich ſchloß
Mein Herz ihm auf, und ſprach ihn an um Rath.

Ach beſter Herr! verſetzt' er, Rathen iſt
Hier mißlicher, als Thun! Der Herzog ſteht
Mit ſichrem Fuße trotzend auf der Gunſt
Des Königs, als auf einem Felſenſtrand,
Zu dem ein ſchmaler Steg hinüberführt;
Ein einz'ger falſcher Tritt vernichtet Euch
Und Euern Angriff. Warnen müſſet Ihr
Den Helden, aber daß in ſeiner Bruſt
Die Warnung haft' und wirke! daß Ihr nicht
Den Zorn des Königs und das Hohngezüſch
Des Hofgeſindels auf Euch zieht! — Ihr ſeid
Ein braver Mann, — er liebt Euch, — ſeid ein alter,
Getreuer Diener, findet ſicherlich
Sein Herz; doch könnt und müßt Ihr Euch das Werk
Erleichtern. Ohne Vorbereitung wird
Der Ueberredung ganze, mächt'ge Kunſt
Gewiß nicht fruchten. Seht! er wendet Euch

Den Rücken, oder fordert, eh' er noch
Das erſte Wort vernommen, was Ihr ihm
Nicht geben könnt, Beweis. Ihr ſeid beſchämt,
Verwirret. Alles iſt auf einmal hin.
Ergreift die Feder! ſchreibet! Namenlos
Sei Euer Brief, doch ernſt und männlich. Sagt
In ihm dem lieben Herrſcher, was Ihr glaubt
Und fürchtet, und warum Ihr's fürchten müßt,
Nur ſagt's mit all der Ruhe, die Ihr noch
Dem bangen Herzen abgewinnen könnt,
Und morgen, eh der große Tag der Schlacht
In Oſten dämmert, eilt in ſein Gezelt.
Dann iſt der Weg gebahnt, er ſelber kommt
Euch dann entgegen, unbefangner bringt
Und kräftiger der liebevollen Rede
Lebend'ge Zaubermacht an ſein Gefühl.
Sehr klug (und konnt' er anders?) dünkte mich
Des Mannes Rath. Ich wandelte, ſobald
Der Tagesfackel Sterbeglanz erloſch,
Vermummt zu Guſtavs Wohnung und vertraute
Des Königs Wächtern eilig meinen Brief,
Das unglücksvolle, thränennaſſe Blatt,
Worauf ich ungenannt ihm die Gefahr
Vor's Auge malt' und offnes, ehrliches
Gericht für meinen Leubling forderte.
Hier ſtockt' und ſchwieg der krafterſchöpfte Greis,
Den gar zu mächtig des Geſchehenen
Erinn'rung überwältigte. Die Hörer
Entfernten ſich, und lang entbehrte Ruh
Sank labend auf des Kranken Aug' herab.

Der Tod Guſtav Adolphs.

Zweites Buch.



Der erſte Schritt, fuhr wen'ge Stunden drauf
Mit neuem Feu'r der graue Krieger fort,
Der erſte Schritt war nun gethan, der Würfel
Geworfen. Unter tauſend Seufzern, tauſend
Gebeten eilt' ich durch die feuchte Nacht
Zurück, und hoffte, bald, von ihrem Schutz
Umflügelt, aller Angſt Vergeſſenheit
Und neue Kraft für morgen einzuſchlürfen.
Doch Phantaſie, die Quälerin, verſcheuchte
Des Schlafes leicht verſcheuchten Geiſtertritt,
Um ihrer Schöpfung wilde, wechſelnde
Geburten ſchreckend um mich herzureih'n.
In glüh'nden Wogen ſtürzte mir das Blut
Vom Herzen. So verzehrt' ich unruhvoll
Mich ſelbſt und zählte jeden Glockenſchlag,
Bis endlich, blaß wie Leichenfackelſchein,
Der fürchterliche ſechste Wintermonds,
Umheult von Stürmen und mit einem Meer
Von Nebeln in das Thal herniederſchwamm,
Als ſenkte, nicht die Gräuel dieſes Tags
Mit anzuſehn, die Sonn' ihr Augenlied.

Von ſeinem erſten Strahl geleitet nahm
Ich meinen Weg zum königlichen Zelt;
Allein! der Sterblichen Entwürfe ſind
Ein Spiel des Zufalls! Denkt euch meinen Schreck,

Als ich nicht fern vom Eintritt' eine Schar
Von Fürſten, Feldherrn, und des Mörderbunds
Genoſſen all' auf meinem Wege fand.
Unfähig, ſie zu grüßen, hatt' ich mich
Noch kaum erholt, da ſah ich Guſtav ſelbſt
Sich nähern. Trübe Nacht umlagerte
Den ſtolzen Himmel ſeiner Stirn; ſein Auge,
Das oft durch Blicke Muth und Heiterkeit
Und Kraft erſchöpften Völkern wiedergab,
Goß eine Schwermuth, eine Finſterniß
In die Verſammlung aus, die ſichtbarlich
In Aller Angeſicht, am ſichtbarſten
In Herzog Bernhards Mienen überquoll.

Der Edle ſprang hervor, denn ihm gebot
Sein Biederſinn, den Helden anzureden:
Was blickt Ihr ſo verdrießlich um Euch her,
So düſter? Weg für heute mit dem Gram;
Des Königs Antlitz iſt ein Firmament,
Zu dem hinauf des Volkes Augen ſpäh'n,
Um Gegenwart und Zukunft auszudeuten.
Zwar ſagten wir dem Reich des Wahnes ab,
Und löſ't kein Traumgeſicht, kein Vogelflug
Die ſtraffen Sehnen, kein Komet; allein
Ich bin gewiß, daß Eurer Schar der Muth
Aus dem Gebeine ſinkt, wenn ſie gewahrt,
Daß ihres Vaters große Seele trau'rt
Am Tage der Entſcheidung. — Lächelnd bot
Der König ihm die Hand: Geliebter Freund!
Du weißt, wie lang ich mich auf dieſen Tag
Gefreut, doch weißt du auch, wie lange ſchon
Ein unerklärbar, drückendes Gefühl

Mich niederzieht. Was iſt des Menſchen Herz?
Ein Saitenſpiel, das oft von einem Nichts
Verſtimmt die Töne weigert, die der Kopf
Monarchiſch von ihm heiſcht; wie ſollt' es ſie
Nicht weigern, wenn mit ungeſchicktem Griff
Gewaltſam eine fremde Stümperhand
All ſeine Chorden auseinanderzerrt?

Mit dieſen Worten zog er meinen Brief
Hervor. Erſchrocken ſchüttelte ſein Haupt
Der gute Bernhard. Ueberzeugen that
Das Blatt ihn nicht, doch feurig überlief
In ſteigendem Erguß ſein raſches Blut
Die Wangen. Seufzend blickt er auf, ergreift
Des Königs Hand mit Innigkeit und drückt
Sie ſchwer aufathmend an die volle Bruſt.
O Guſtav, ruft er, welch ein Argwohn! geht
Mit großem Schritte durch der Helden Kreis,
Die ſtumm und ohne Regung, hingelehnt
Auf ihre Schwerter um ihn ſtehn, und bringt
Den Angeklagten meine Klage: Nehmt
Und leſet: Ihr, o Waffenbrüder, ſeid
Auf dieſem Blatt und nicht mit Ruhm genannt.

Sein Adlerauge funkelte, doch kalt,
Mit unbefangner Frechheit höhnten ihn
Die Meuchler an, als hätt' auf alles dies
Ein Teufel ſchon ſie vorbereitet. Selbſt
Im Leſen blieb ihr Angeſicht ſich gleich;
Kaum eine Miene zuckte. Schweigend gab
Mit ſpöttelnder Geberde Falkenberg
Das Blatt zurück und Haynim; nur der Fürſt

Trat unverſchämter noch hervor und ſprach:
Mein Herr und Vater! lange war mein Herz
Für Euch, was Eurem Blicke jedes iſt,
Ein off'nes Buch. Drum acht' ich es nicht groß,
Ob feige Läſterung, die Schlangenbrut
Der Neidſucht, gegen mich die Zunge wetzt.
Ja! wär' ich auch ein Fremdling, würde gleich
Für meine Tugend keine That, kein Freund
Zum Bürgen; ich verlöre doch kein Wort
An dieſen Vorwurf, dieſes Hirngeſpinſt
Von ſchwarzer Bosheit oder Aberwitz
In einem fieberſiechem Kopf erzeugt.

Und Guſtav: Innig, ſagt' er, freut es mich,
Daß Ihr (ich hofft' es, lieber Fürſt!) des Neid's
Und ſeiner Künſte mit bedauernder
Verachtung lächelt. Kränkender war mir
Der Vorfall. Meiner Herrſchereitelkeit
War dieſer Brief ein warnender Beweis,
Wie tief ich in der Achtung meines Volks
Geſunken. Stolzer! ſprach ich zu mir ſelbſt,
Du wähnteſt immer, dein gerader Sinn,
Der Schleicher Todfeind ſei dir Schutz genug,
Von deinem Ohre der Verläumdung Peſt
Zurückzuſchrecken; ach! ſie wagt es doch!
Sie wagt's und naht ſich ſchon zum erſten Mal
Wie ſie, gewiß des dankenden Empfangs,
Der argwohnkranken Tyrannei ſich naht,
Verlarvt! in einem namenloſen Blatt! —
So borgt die Laune, nimmer müßig, uns
Zu ängſten, oft der kleinſten Kleinigkeit
Ein laſtendes Gewicht. Vergeßt mit mir

Was nichts verdienet, als Vergessenheit.
Nur Lenblingen! — Mit Fuge wirbt für ihn
Der Brief um offnes, ehrliches Gericht.

Als Gott mir helfen mag! erwiederte
Der Herzog, ein willkommenes Gebot!
Gern überliefr' ich ihn der forschenden
Gerechtigkeit. So wird durch ihn vielleicht
Mein schlau verborgner Feind mir endlich kund,
Der, selbst nicht kühn genug, zu morden, erst
Sich Dolche dingt, und, nach mißlungner That
Ergrimmter, jetzt aus seiner Nacht hervor
Nach meiner Ehre gift'ge Pfeile schießt.

Ein Jeder sieht, fiel Weimars Held ihm ein,
Mit seinem Sinne, mit seinen Augen. Ich
Entdecke, wenn ich Wort für Wort den Brief
Nach scharfer Wage richte, nichts von dem,
Wodurch die Bosheit sonst sich bald verräth.
Aus jeder Zeile glüht ein Herz, gequält
Von Angst und Furcht, den Folgen des Verdachts,
Der unserm Unbekannten Wahrheit schien,
Ein Herz voll Taubeneinfalt. So besorgt,
So warm, so treu, so wundermächtig redet
Die Bosheit nicht. Wie grundlos immerhin
Die Klage sei, mich däucht, ich möchte mich
Verbürgen, daß ein Biedermann sie schrieb.

Dies Wort ergriff, beseu'rte mich. Mein Herz
Schwoll in der Brust mit Flammenschlägen auf,
Und heischte Luft. Ja! rief ich, lieber Fürst,
Ihr saget wahr. Sie schrieb kein Bösewicht,
Da setz' ich meinen greisen Kopf zum Pfand!

Betroffen ſtaunte Guſtav: Welche Red'
Entſchlüpfte deinen Lippen? Ha! du ſprachſt
Zu viel, um nun zu ſchweigen. Warum ſinkſt
Du ſonſt zurück, verwirrt, als hätte ſchon
Die Zunge deinen Vorſatz überſchnellt?
Sag an, (du kennſt ihn Haſtendorf!) wer iſt's,
Der niebefleckte Lorbern hinterrücks
Von dieſer Helden Stirn zu reißen ſtrebt?

Ein Biedermann! verſetzt' ich weinend, ſank
Und wand hinabgedrängt von der Gewalt
Der ſiegenden Gefühle meinen Arm
Um ſeine Knie; bei Gott! ein Biedermann!
Und — beſter Herr! wenn Ihr mich je geliebt,
Wenn Ihr als Kind, auf dieſem Arm gewiegt,
Süß ſchmeichelnd je mich Vater nanntet, Herr!
Wenn ich es bin, der wonnezitternd Euch
Das erſte Schwert zum Luſtkampf dargereicht,
So hört! Erbarmt Euch Eurer ſelbſt, erbarmt
Euch Eures Volks, und — dieſes grauen Haars
Erbarmt Euch! Rennt nicht in des Todes Arm!

Indem ich alſo flehte, drängte ſich
Ein Bot' herein, der Bernhard aus dem Zelt
Hinwegrief. Bernhard ſchied und wandte noch
Im Gehn ſein Haupt: Verwirf die Warnung nicht,
O Guſtav! Prüfe! Vorſicht ſchadet nie.

Der König aber faltete die Stirn
Voll Unmuth, faßte mit der einen Hand
Den Hochverräther, mit der andern mich
Und herrſcht' in unſrer Mitte: Freunde, ſprecht,

Was soll ich denken? Hebet zwischen euch
Der Irrung bald gehobne Scheidewand.
Wolan, besorgter Alter! lege du
Dem Fürsten deinen Argwohn, unterstützt
Von allen seinen Gründen, vor; gelassen
(Er ist ein Mann) gelassen wird er ihn
Und seine Quelle prüfen. Siegend quillt
Die reine, goldne Wahrheit dann herauf.

Mit einem Gleichmuth, welcher mir vorher
Nur der gekränkten Unschuld Eigenthum
Geschienen, kam die teufelische List
Des Herzogs mir zuvor, um alle Schuld
Dem Schenken aufzuwälzen. Im Gewand
Der höchsten Tugend, sagt' er, habe Der
In jedes Herz, am festesten in mein's
Sich eingebau't. Ihr suchtet, jedem Schein
Zum Trotze, fuhr er fort, den Mörder noch
In seinen Ketten auf, und — ihm gelang
Das Bubenstück, den schmählichsten Verdacht
Euch einzuflößen. Daß es ihm gelang,
Vergeb' ich Euch von ganzer Seele. Mir
Scheint Lieb' und Treue gegen seinen Herrn
Auch dann, wenn sie zur Ungerechtigkeit
Verleitet, immer noch verehrungswerth.
Drum kann ich Euch nicht zürnen, könnt' es nicht,
Und wäre jener Brief von Eurer Hand.

Er sprach's, und gleich dem Manne, der auf Tod
Und Leben kämpft, und nun, durch schlauen Raub
Entwaffnet, plötzlich wider seine Brust
Sein eignes Schwert gewendet sieht, entnervt,

Vom Schauder maß ich ihn, indem er ſprach,
Mit knirſchender Bewunderung; doch hielt
Der Trotz, des Herzens letzte Federkraft
Mein Herz empor: Errathen! jener Brief
Iſt mein! Geprüfter Glaube drängte mich,
Ihn hinzuſchreiben. Dieſer Glaube ſteht
Noch immer unverrückt. Ich ſterbe drauf;
Und Euch, mein Herr und König! warn' ich noch,
Beſchwör' ich noch bei Allem dem, was Euch
Im Himmel und auf Erden heilig iſt,
Belaſtet nicht durch ſtolze Zuverſicht
Euch mit des Selbſtmords fürchterlichem Fluche!

Der Herzog wandte ſich. Erſchüttert ſtand
Wer gegenwärtig war. Der König ſah
Mich zornig an. Mein alter Kampfgenoß
Begann er, Haſtendorf! erinnere
Dich ſelbſt, was du mir immer warſt. Dein Arm
Iſt tapfer, weiſe war noch ſtets dein Rath;
Doch jetzt —! Verirrter, welcher Zauberkraft
Betäubung nahm dir jetzt Verſtand und Herz
Gefangen? Wer, auf keinen andern Grund
Geſtützt, als eines Lotterbuben Wort,
Vermeſſen ſich erhebt, um Angeſichts
Der Welt und Nachwelt eines Fürſten Ruhm
Zu ſchänden, traun! der bringt auch die Geduld
Der wärmſten Freundſchaft zur Empörung auf.

Er ſchwieg. Der freche Gleißner hatt' indeß
Des Ingrimms wilde Glut in ſeine Bruſt
Hinabgepreßt. Mit ſanftem Lächeln trat
Er wieder vor uns, nahm er wiederum

Den Schmeichelton des Friedens an, der ſüß,
Ein Honigbach, ihm von der Lippe floß:
Verzeihung für den wackern Krieger! Legt
Ihm ſeine Jahre nicht zur Schuld! Das Alter
Iſt immer grämlich, immer furchtſam, ſpinnt
Sich ſelber Qual und malt die Zukunft gerne
Mit der Beſorgniß düſterm Pinſel aus.

Die liſt'ge Rede konnte nicht ihr Ziel
Verfehlen. In des Königs Auge ſtieg
Der hellen Freude Strahl; ſein Angeſicht
Erglänzte, wie des Engels Angeſicht
Erglänzen mag, der auf der Gnade Wink
Die Sünden eines guten Sterblichen
Aus jenem' richteriſchen Schuldbuch tilgt.
Erkennſt du nun, ſo fordert' er entzückt
Mich auf, erkennſt du nun, auf welchen Mann
Das Frevlerauge deines Argwohns fiel?
Wie groß, wie ſanft und himmliſch! Wenn dich das
Nicht rührt, nicht überzeuget — ha! du biſt
Ein Unmenſch, nie ſchlug wärmer dir die Bruſt
Beim Anblick einer Edelthat, dir fehlt
Der Sinn für das, was ſchön und gut iſt, was
Zum Götterrang die Sterblichen erhöht.

Im Rauſche des Gefühles drückt er hier
Dem fürſtlichen Banditen, drückt die Hand,
Die bald ſein Blut vergießen wird, und ruht
Mit einem Blick, in den ſein ganzes Herz
Voll Lieb' herüberſtrömt, auf dem Geſicht
Des Buben, der mit kalter Wahl indeß
Für ſeinen Dolch die künft'gen Stellen ſucht.

In meiner kleinſten Ader brannte Muth
Und Abſcheu! Was vom Leben in mir war,
Erwühlte ſich empor, den armen Kopf
Zu ſprengen; ach! und dennoch regte ſich
Der eitlen Hoffnung ſchwache Neugier
Noch einmal, als der Herrſcher nun die Schar
Der Führer zu ſich winkte. Lange ſchon
Vertraut mit jedem Hügel, jedem Strauch
Und Bach der weiten Gegend, zeichnete
Den Helden jetzt der größre Held den Plan
Des nahen Treffens, das mit einem Strom
Von Blute, das mit ſeinem eignen Blut
Die Thale Lützens röthen ſollte, vor.
Allein! ſo groß die lautre Freude war,
Womit ein Jeder Auftrag und Befehl
Ihm von der Lippe rieth: ſo ſchreckenvoll
Das Loos, ſo ſeine Gunſt mir aufgeſpart,
Für mich. Das Unglück drohte mir bereits
Entgegen, als ich hörte, daß er mich
Und mit mir die Verräther um ſich rief.

Mein lieber Herzog, ſprach er, Falkenberg
Und Haynim! hört, was mein gekränkter Stolz
Von euch erbittet. Folgt mir in die Schlacht
Und kämpft an meiner Seite, bis der Sieg
Entſchieden. Gönnt die Freude mir, der Welt
Zu zeigen, daß in meinem Innerſten
Der Argwohn ein verhaßter Fremdling iſt
Und bleiben ſoll. Auch du mit deiner Furcht,
Begleit' uns, Haſſendorf, bis dein Verdacht
Beſchämet in Bewundrung überſtrömt.

So geht er ſelbſt, ein argles Opferlamm,
Zu dem Altare, ſtürzt, von deiner Hand
Verblendet, unentrinnbares Geſchick!
Sich ſelbſt in ſeiner Würger Schwert! Ich gab
Mich der Verzweiflung preis, und dachte zwar,
Doch nichts vermochte der Gedanke: Sind
Nicht alle Haare ſeines Haupts gezählt,
Und fällt vom Dache nur ein Sperling ohne
Des Vaters Willen, der im Himmel iſt?
Er machte mich nur weicher, heftiger
Den Thränenſtrom, der unaufhaltbar mir
Vom Auge quoll. Ich ſchluchzte, wie ein Kind,
Und rannte, nicht den höhnenden Triumph
In der Verräther Siegerblick zu ſehn,
Aus dem Gezelte. Siehe da! verweht
Im ſtrengern Lufthauch war das Nebelmeer,
Der Himmel klar, und fern bei Lützen ſtand
In all dem furchtbar'n Pomp der Schlachtordnung
Hinabgedehnt die Heerskraft Wallenſteins.

Der Schweden braves Heer, das auch bereits
Dahingereiht ſtand, Fahn' an Fahne, ſtampfte
Vor Ungeduld und jauchzte ſeinen Gruß
Dem König, als er kam, entgegen. Ich
Und die Verſchwornen trabten hinter ihm.
Er führt' uns eines Hügels Höh'n heran,
Die ringsumher das Thal, und in dem Thal
Der Völker Scharen überſchauten. Hier
Verweilt' er, dacht' erfindend ſeine Schlacht
Im Geiſt und redete (zum letzten Mal!)
Den Nationen Feuer in die Bruſt.

Ihr ſeht, ſo ſchloß er mit erhöhtem Ton,
Ihr ſeht, die meiſten Menſchenarme ſind
Auf dieſer Sklaven Seite; Gottes Arm
Auf unſrer! Gott mit uns, wer wider uns?

Das Heer erwiederte, daß Berg und Thal
Erklangen: Gott mit uns, wer wider uns?

Er aber zog den Federhut vom Haupt
Und betete voll Inbrunſt. Herzerhebend
Und herrlich war der Anblick. Seines Auges
Emporgewandter Blick voll Gottvertraun
Und jeder ſeelenvolle Zug, verſchönt
Zum Engelreize, lächelt, daß es ſcheint,
Es glänz' ein Strahl von Gottes Herrlichkeit
Hernieder auf ſein Angeſicht, ſchon jetzt
Zum Bürger jener Welt ihn einzuweihn.

Im Augenblick iſt jedes Haupt entblößt,
So weit das Auge reicht, und Jeder lenkt
Den Blick auf ihn, dann von ihm ab, hinauf
Gen Himmel, zum Gebete; das Gebet
Glüht unvermerkt zum Hochgeſang' empor.
Zuerſt lief ein Gemurmel durch die Reih'n,
Dem leiſen, feierlichen Säuſeln gleich,
Das unſichtbar durch Tannenwipfel ſchlägt,
Bald aber ſtieg's, wie Meergetöſ' im Hauche
Des Sturms, und zwanzigtauſend Stimmen ſangen:
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!
Der ferne Waller horcht' und ſtaunte. Das
War ein Geſang, der immer noch im Herzen
Mir wonnebebend nachhallt. Nur der Chor

Der Engel ſingt mit ſolcher Herzlichkeit,
Mit ſolcher Andacht, ſolcher Zuverſicht
Auf unſern Vater, der im Himmel iſt.

Doch! wie beim Hochzeitsmahl, wo leichtgeſchürzt
Der ſchlanke Tanz durch goldne Säle ſchwebt,
Erſchütterndes Gebrüll den ſüßen Klang
Der Flöten und der Liebe Schmeichellieder
Verſchlingt, wenn plötzlich wilde Feuersnoth
Das Haus ergreift und durch die Säle ſprüht:
So folgte ſchrecklich, als die feindlichen
Kanonenheere blitzten, das Geröchel
Der Sinkenden dem frohen Hochgeſang.
Die Trommel brauste, die Trompete rief.
Mit ernſtem, gleichem Gang, wie Männer gehn,
Drang unſre Schlachtordnung der Uebermacht
Entgegen, ſtürmiſcher die Schlachtordnung
Der Uebermacht der unſern. Immer enger
Ward zwiſchen beiden Linien der Raum.
Auf einmal ſtanden beide Linien,
Wie zwei Gewitter ſtehn, wenn in der Luft
Der Stürme Kraft, die ſie getragen, ſtockt,
Schar gegen Schar, verderben-ſchleudernd. Nur
Auf beiden Flügeln, wo der Reiterei
Geſchwader ſich verwirrten, ſtürzte bald
Mann gegen Mann zum wüthendern Gefecht.

Zu feurig, ſeine Schlacht durch Andere
Zu lenken, ſprengte, durch Befehl und That
Allgegenwärtig, Guſtav hin und her.
Entſetzlich tobte, ſtets entſetzlicher

Die Feldschlacht. Scharen stürzten. Um uns pfiff
Der Feuerschlünde mörderische Saat,
Und oftmals hüllten Wolken Pulverdampfs
Uns ein. Ich wähnte jeden Augenblick,
Den Dolch gezückt zu sehn. Drum wich ich nicht
Von ihm, bis endlich jene Kugel kam,
Die mich und unter mir mein stöhnend Roß
Zu Boden warf. Mein Schenkel war zerfleischt,
Doch fühlt' ich nichts, denn voll war meine Brust
Und unzugänglich jedem Körperschmerz.
Der König schaute mitleidsvoll zurück
Auf mich, und seine Thräne fiel; allein
Mit stolzer Freude grinste seinen Hohn
Der Mörderfürst auf meinen blut'gen Sturz
Herab, den Sturz des Einzigen, der ihm
Und seiner That bis jetzt im Wege stand.

Nun war die Zeit gekommen. Plötzlich wehte
Das weiße Tuch. Die Sinne schwanden mir
Vor Schreck. Ich wollte schrei'n, der Stimme Kraft
Verließ mich. Athemlose Glutangst hob
Mein Herz im schwergepreßten Busen auf,
Und lenkte bald nach unserm König hin
Mein Auge, bald hinweg von ihm. Da klang
Kaum hörbar durch den donnernden Tumult
Ein fernes Nothgekreisch. Mein König! scholl
Die Stimme, wehret Euch! Ihr seid umringt
Von Mördern! — Freudig bebt' ich auf und sieh
Der Himmel weiß, durch welche Wetterhand
Erlöset, kam in sausendem Galopp,
Mit weh' dem Haar' und bloßem Schwert mein Freund,
Mein Leublingen herangestürmt. Er stürzte

Sich in die Mitte der Banditen hin,
Ergriff den König, zeigte ſchaudernd ihm
Das flatternde Signal zum Vatermord, —
Allein zu ſpät! Das fürſtliche Piſtol
Kracht hinter ihm. Getroffen ſchwindelt er
Vom Pferd' und ſtöhnt noch an der Erde: Rettet,
O rettet Euch, mein König! Jetzt begann
Des Königs unbegreiflich Vertrau'n
Zu wanken. Herzog! ſprach er, wie ſo raſch
Zum Blutvergießen? Bringſt du deinem Haſſ'
Ein Opfer, oder wär' ich in der That
Getäuſcht, wie nie ein Sterblicher es war?

So fragt' er. Statt der Antwort kam ein Schuß,
Der kaum verblitzt', als ich das helle Blut
Von ſeiner Wange niederrieſeln ſah.
Er zitterte zurück, allein kein Laut
Des Schmerzens ging aus ſeinem Munde, nannte
Den Mörder, nannt' ihn ſeinen Sohn, und rief
In einem Tone, deſſen Nachklang mir
Noch ſtets das Mark erſchüttert: Hab' ich das
Verdient? Der Herr bekehre dein Gemüth!
Verzeih' dir's Gott, wie ich es dir verzeihe!
Dann hebt er aufwärts in die milde Luft
Sein Antlitz einmal noch zu guterletzt
Der holden Sonne winterlichen Strahl
Zu koſten, aber ach! erloſchen iſt
Für ihn die Sonne; blut'ge Finſterniß
Umhüllt ſein Augenpaar! Der Mörder hielt
Von fern und ſpähte wechſelsweiſe bald
Zur Linken in den Pulverdampf und bald
Nach ſeinem Opfer. Mehr als Todesangſt

Lag auf mir; jedes meiner Haare ſtieg.
Drei neue Schüſſe! — Guſtav bebte, ſank,
Und tappte, denn die grauſenvolle Nacht
Der Blindheit ängſtet' ihn, auf Hand und Fuß
Blutſtrömend an der Erde. Seine Bruſt
In ſchrecklicher Bewegung ſchwoll und fiel,
Und angeſtrengt, als wollt' er ſo ſein Herz
Erleichtern, rafft' er ſich mit ſeinem Reſt
Von Kräften ſchwankend auf die Kniee, wandte
Die Händ' empor gen Himmel und befahl
Mit lauter Stimme ſeine Seele Gott!

Ich betete mit ihm; auch Leublingen,
Der mit dem Angeſicht im Staube lag,
Erhob ſein Haupt; allein er ſah zugleich
Mit nacktem Schwerte den Verräther nahn.
Da wälzt' er haſtig ſich zu ſeinem Herrn
Herüber: „Vater! ſieh! er naht! er naht!
O! könnt' ich hin, die Wunden aufzufangen!"

Den Ausruf hörte Guſtav, ſeufzt' und hielt
Ihm ſeine Linke dar; die Rechte ſtreckt'
Er immer noch, bis ſie von Mattigkeit
Erſchlafft herabſank, betend in die Luft.
Der Jüngling nahm die Hand, und klammerte
Mit all der Fieberkraft der Todesangſt
Die Finger feſt darum: „Mein Vater! nimm
Mich mit dir in die Herrlichkeit des Herrn!"

Der König aber ſprach: Entfliehe weit!
Du ſiehſt ja, wie man hier der Treue lohnt;
Und kannſt du nicht mehr fliehn, ſo wende dich

Mit liebendem Vertraun hinauf zu dem,
Der Alles wohl geordnet. Dies Vertraun
Verſüßt ja ſelbſt den Tod durch Freundeshand!
Indeſſen trat der Mörder leiſ' heran,
Und ſtieß mit abgewandtem Blick den Stahl
Bis an das Heft ihm in die Bruſt. Da brach
Sein Herz, ſein großer Geiſt entflog; er ſank
Mit leiſem Sinken an den Boden hin,
Und mit ihm ſank, noch immer Hand in Hand,
Der junge Märtyrer, der Hand in Hand
Mit ihm anjetzt vor Gottes Throne kniet.
Nur mich, nur mich Verlornen ließen ſie
Zurück; der Hochverräther ſelbſt vergaß
Im Rauſch der Freude mein, und überließ
Es dieſer Wund' und meiner Phantaſie,
Mich langſam in die Gruft hinabzufoltern.
Tief ſeufzt', indem er alſo ſchloß, der Greis
Aus kummervollem Buſen, ſenkte ſeufzend
Sein Haupt, und hob es wieder, faltete
Die dürren Händ', und: Heil'ger Leublingen!
Und: Heil'ger Guſtav Adolf! rief er, bittet
Für mich!
Es hörte, was er betend rief,
Sein Engel, lacht' auf ihn herab, und winkte
Des Todes Bruder, ſeines Bruders Pflicht
Zu thun. Der menſchenholde Genius
Gehorchte, ſpannte ſchnell mit leiſer Hand
Die angeſtrengten Sehnen los, und hob
Den abgeſchied'nen Geiſt ins Paradies.

Wittekind,

Feldherr der Sachsen.

Ein Fragment.

Vom Rheinſtrom bis zur Elbe, von den Höh'n
Des Harzes dehnt bis an das deutſche Meer
Ein ſtolzes Land ſich aus, das, nie beſiegt
Zu ſein, vor allen Landen hoch ſich rühmt.

So freundlich jetzt mit ſeiner Gärten Frucht,
Mit ſeinen Aehren, ſeinem Feierkranze
Beglückter Städte dieſer Erdſtrich prangt:
So düſter tritt vor den betroffnen Blick
Sein Bild, wenn der Geſchichte Spiegel uns
Um zehn Jahrhunderte zurücketäuſcht.
Kein Aehrenfeld, kein Städtchen! (Eine Stadt
Und ein Gefängniß war zu jener Zeit
Für Deutſche gleich beklemmend.) Hier und dort
Erblickſt du nur ein Hüttchen, hier und dort
Auf einem Felſen eine finſtre Burg,
Und an und auf dem Felſen, um und über
Die niedern Hütten wölkt ſich gränzenlos
Ein einz'ger Wald. Ein großes Laubdach ſchirmte
Der Sachſen unverdorbnes Brudervolk,
Die hier bei Jägerbeute, bei der Milch

Der Herden ſich die liebſten Lieblinge
Der hohen Götter dünkten. Ihren Hain
Durchblinkte keine Senſe, keine Scholle
Von Sachſen hatte je des Pflügers Hand
Gefühlt, und noch durchſchweifte nur zur Jagd
Der Jäger Fuß die Tannen des Gebirgs,
In deſſen tiefſte Spalten, goldne Qual
Zu beuten, jetzt der Geiz ſich eingewühlt.
Ihr größter und beneidenswerther Schatz
War die Genügſamkeit, ihr größter Stolz
Die Freiheit. An der Freiheit Mutterbrüſten
Mit Löwenkraft und Löwenmuth getränkt
War Jeder Fürſt in ſeiner Hütte, war
Ein Held im Kampfe für ſein Fürſtenthum.

Roms Adler überdüſterte die Welt
Mit weitgeſpannten Schwingen. Alle Völker
Vergaßen ihrer Kraft, vergaßen längſt
Der Freiheit Sonnenſtrahl, und huldigten
Dem Schreckenlicht des Blitzes, der die Kralle
Des Adlers röthete; nur Sachſenland
Nicht alſo. Muthig hub ſein braves Volk
Den Speer, und auf gelähmtem Flügel ſchwang
Blutſtrömend ſich der fremde Räuber heim.

Jetzt aber, da mit roher Siegerwuth
Erobernde Barbaren Roms Gewalt
Und Pracht hinabgetreten, jetzt erhob
Zu Sachſens Untergange ſich ein Feind,
Der eine Macht, wie Roms, mit einem Geiſt
Vermählte, dem das ganze Geiſterreich,
So weit hinab durch ſeine Strahlenchöre

Der Forſcher ſpäht, nur Einen ungeſtraft,
Nur deinen Geiſt, o Julius! vergliche.

Auf Frankreichs Throne, dem gewaltigſten
Der Erde, dem gewaltigſten durch ihn,
Wog dieſer Held der Völker Wohl und Weh
In ſeiner Hand. Ein ehrner Doppelkreis
Von Rittern zuckt' um ſeines Thrones Fuß
Geprüfte Schwerter, auf den erſten Wink
Von ſeiner Hand zu Schlacht und Tod bereit.
Ein Volk von Kriegern, die als Kinder ſchon,
Auf Schilden eingewieget, eingelullt
Vom Schlachtendonner, nichts, als Schlachten ſahn.
Zog unter ihm zur Fehde, wie zur Jagd,
Und eine Krone war von jedem Zug
Die leichterrungne Beute. Willig kniete
Dem Glanze ſeines Zepters Oſt und Weſt,
Denn auch als Weiſer, nicht als Krieger nur,
War dieſer Mann das Wunder ſeiner Zeit;
Die Fackel ſeines Geiſtes leuchtete
Sein eiſernes Jahrhundert aus dem Schlafe.
Was vor ihm, außer Cäſarn, Keiner noch
Vereinte, Tapferkeit und Macht genug,
Den Erdkreis zu bezwingen, Seelengröße
Genug und Klugheit, ihn zu lenken, er
Vereint' es, fühlte, daß er mehr, als dies
Vereinte, fühlt' es tief, und dies Gefühl
War ihm Beruf.

So wälzte Galliens
Bewunderter, bewundernswerther Karl
Sein ganzes Heer von Rittern, ſeine Krieger,
In Erz vermummt, auf nackte Wilde los,

Die, mehr als kühn, dem Dränger ihre Schilde
Von Holz, und Lanzen, tauglich nur zur Jagd,
Entgegenſtreckten. „Unglückſelige
Bethörte? was beginnet ihr? Wie mag
Die Pappel am Geſtade dem Orkan,
Der Flotten oft mit einem Flügelſchwung
Hinabgetrümmert, hülflos widerſtehn?“
So warnten Wälſchland und Iberien,
Und Alle, die des Unterdrückers Arm,
Den eiſernen, gefühlt; doch Alle ſahn
Die Pappel nur und ihre Schwäche, nicht
Den Felſen, der ſie deckte. Wittekind,
In ſeines Vaters Kriegen mit Pipin,
Dem Vater Karls, zum Hermann ausgereift,
Die Seele ſeines Volks, begeiſterte
Die Sachſen. Oft verließ das Glück, und oft
Sein ſchwaches Volk den Helden; nie verließ
Der Held ſein Volk. Bald Sieger, bald beſiegt,
Doch immer unbezwungen, hatt' er nun
Zehn Jahr' hindurch den wundergleichen Kampf
Gekämpft, der jetzt mit neuer Kraft und Wuth
Noch einmal ſich verjüngte. Schrecklich brach
Das Feuer los. Noch mancher Edle ward
Der Todtenflamme Raub, *) noch manche That
Hinausgeführt, die, ſeit Jahrhunderten

*) Verbrannten die damaligen Sachſen ihre Todten? Ich weiß es nicht: allein ich nehm' es an, ſo, wie ich oben ihnen den Ackerbau abſprach. Beides gehört in den Plan des Gedichts, den ich zu ſeiner Zeit an einem andern Orte entwickeln werde. Vielleicht iſt manche Idee darin nicht ganz zu verwerfen. Möcht' er nur den Kennern der Prüfung, und denjenigen unſrer Künſtler, quos Deus otii fecit, einiger Ueberzeugung würdig ſcheinen! Mein Wittekind wird wohl Fragment bleiben.

Vergeſſen, ſeit Jahrhunderten umſonſt
Geſang zum Lohne fordert. Soll ich ſie
Mit Rächermuthe der Vergeſſenheit
Entreißen? Freilich ſollt' ich nicht! Ich bin
Ein Jüngling, der mit ungewiſſer Hand
Die erſten Saiten bebend prüft; allein
Wie unterſagt' ich mir die ſüße Luſt,
Dem leiſen Rufe der Vergangenheit
Zu folgen, aus dem froſt'gen Puppenſpiel
Der Welt zu folgen in den Götterkreis
Der Helden eines beſſeren Geſchlechts!

Dich ruf' ich, dich, du ſchönſter, liebevollſter
Der ſchönen, liebevollen Genien,
O Genius der holden Täuſchung! an.
Auf einer Morgenwolke Purpurthron
Dahingegoſſen ſchauſt du mild herab,
Ob im Pallaſt, ob in der Hütte dein
Ein mühbelad'ner Erdenſohn bedürfe.
Dein Hauptſchmuck iſt ein heller Sternenkranz,
Ein Liljenſtab, in Eden aufgeſproßt,
Dein Zepter. Seines Winks gewärtig ſchwebt
Um deinen Sitz der Träume leichte Schar
Auf tauſendfarb'gen Schwingen. Im Gewande
Der Unſchuld ſteht um dich der heitre Chor
Der Hoffnungen; ihr Auge voll Vertraun
Und Sehnſucht ſchmachtet himmelauf, indeß
Ihr Roſenfinger zu den Sternen zeigt.
Oft nahm, von dir geſandt, wenn, vom Geſchick
Vergiftet, mir des Grames herbſter Pfeil
Im Buſen braunte, deiner Hoffnungen
Die ſchönſte ſanft mich bei der Hand, und oft

Kam einer deiner Träume, gaukelte
Dem Kranken liebe Luftgebilde vor,
Und hatte gaukelnd, eh der Kranke sich's
Versah, den Pfeil ihm aus der Bruſt gestohlen.
O! sei auch jetzt mir günstig! Nur ein Wink
Mit deinem Zepter, und der Wolkenberg,
Den schadenfroh die Zeiten zwischen mir
Und meinen Helden aufgethürmt, zerrinnt
In Sonnenklarheit. Hehr und offenbar,
In ihrer schaudervollen Herrlichkeit,
Umringt von ihren Thaten stellt sich dann
Dem süß: erschrocknen Blick die Vorwelt da!

Der große Freiheitskampf der Sachsen schien
Geendet. Wittekind, durch Uebermacht
Entwaffnet, rettete nach Dänemark
Sein Leben, Dänemark, das freudig stets
Den Gastfreund aufnahm; denn mit weisem Sinn
Beherrschte seiner Gattin Vater dort
Der Schiffelenker ungezähmten Stamm.
Der Freund des Helden, Albion, nach ihm
An Tapferkeit und in des Volkes Gunst
Der Erste, floh, mit ihm von Einer Noth
Verbannt, dem Helden nach. Indessen jauchzt
Ein stolzes, glückberauschtes Heer, das Karl
Zurückließ, mit empörendem Triumph
Durch alle Gau'n, von jedem Hügel wehn
Des Unterjochers Fahnen in die Luft.
So fremd war noch das überwund'ne Volk
Dem oft gewarnten Ueberwinder! Weh
Den Franken! Lange reizten sie den Trotz
Des wachen Feindes nicht, als ihr Gejauchz

In Angſtgeſchrei ſich wandelt', ihr Triumph
In Flucht. Von einem allgemeinen Schreck
Ergriffen eilt zum Weſerſtrom hinab
Das Heer der Sieger, ſchanzt auf ſteilen Höh'n
Sich ein, und bebt noch, bis an's Kinn verſchanzt.

Wie, wenn noch kaum der furchtbare Trident
An's Ufer ihn geſcheucht, von Rachbegier
Und Scham zu größ'rer Wuth entflammt, der Sturm
Von neuem raſ't; er taucht bis auf den Grund
Die Schwingen, hebet jetzt die naſſe Welt
Gen Himmel, läßt ſie jetzt mit dem Tumult
Von tauſend Donnern fallen; ſchreiend ſpringt
Der Waſſergott, und ängſtlich den Trident
Umklammernd, auf von ſeinen Thron, der wankt:
Nicht anders war, ſobald der König ſelbſt,
Der ewig Unbeſiegbare, nicht mehr
An ſeiner Scharen Spitze Furcht gebot,
Der alte Freiheitsgeiſt zurückgekehrt.

Ein Hain, der dort, wo jetzt noch Ehresburgs
Bemooste Trümmer zu Betrachtungen
Voll Ernſt den Geiſt in's düſtere Gebiet
Vergang'ner Jahr' hinüberziehn, *) die Ufer
Der Diemel nächtlich überſchattete,
Ward von den Sachſen zum Verſammlungsplatz
Der neubeſeelten Volksmacht ausgewählt.
Dem Gräueldienſte Wodans heilig ſtand,
Bedeckt mit eines blutigen Altars
Ruinen, dort ein Felſen, dem, ſobald

*) Die Gegend von Stadtberge im Herzogthum Weſtphalen.

Die braune Nacht heruntersank, der Franken
Verwegenster sich nicht vorüberwagte;
Denn hier, so ging die Sage, feierten
Die Schatten ihrer Brüder (jener Söhne
Des Mißgeschicks, die, Sachsens Jupitern
Zum Opfer hingewürgt, auf dem Altar
Ihr Leben ausgeblutet) Nacht auf Nacht
Mit glüh'nden Wunden ihren Geistertanz.
Auch hatte, gleich nach seinem ersten Sieg
In Sachsen, Karl den furchtbar'n Opferstein
Zerstört, mit ihm ein graues Heldenbild,
Das, Hermanns Namen zur Verewigung,
Der Väter Dankbarkeit hier aufgestellt. *)
Dies lang-vermißte Lieblingsheiligthum
Des kriegerischen Volks, es wurde jetzt
Auf's neue mit dem rohen Kindersinn
Der jungen Kunst aus einem Felsenstück
Gemeißelt, ward mit trunknem Lustgetön
Auf einen schöneren Altar gestellt.
Indessen kehrt auch Wittekind zurück
Aus Dänemark, dem Ruf des Vaterlands
Gehorsam. Ihn begleitet Albion,
Der zweite Wittekind, und Helgamor,
Der Brudersohn des Dänenherrschers, deckt
Mit zweimal hundert Kriegern ihren Pfad.

Schon sind sie nah dem Ziele, reiten schon
Den letzten Hügel mit Gesang herab,
Und ähnlich einem See, wenn aufgeschwellt
Vom Windeshauch der Wogen grünes Heer

*) Die bekannte Irmensäule.

Sich kräuſelt, liegen unter ihrem Blick
Des Opferhaines Wipfel hingebreitet.
Ein wandelndes Gewühl, das aus dem Thal
Herauf zu ihnen, wie der hohle Laut
Entfernter Donner, murmelnd rauſcht, verräth
Die nahen Völker; aber blaſſer Dampf,
Der, erſt kaum ſichtbar, aus dem Mittelpunkt
Des Waldes plötzlich in die klare Luft
Gleich einer Säul' emporwächſt, kündiget
Ein Opfer an. Nicht ohne Schrecken ſah
Das Zeichen Wittekind. Ihm ward das Herz
Beklemmt von Zorn und Wehmuth; wilder ſchnob,
Zum erſten Mal geſpornt, ſein ſtolzes Roß
Hinunter in der Eichen kühle Nacht.
Allein beklemmter wurde noch das Herz
Des Edlen, als auf einmal das Getöſe
Verſiegte, wie vom Ohre weggehaucht,
Und mächtiger, ſtatt ſeiner, der Geſang
Von hundert Barden rings aus Wald und Kluft
Verzehnfacht wiederſchallte. Graun'voll klang
Das Lied. Was iſt das, Wittekind? begann
Der Dänenfürſt und weilte. Menſchenopfer!
Verſetzte Jener, ſprengte fort und hielt
Den Finger hin; denn eh ſie's dachten, ſtrömte
Durch's grüne Dunkel ihnen ſchon der Tag
Entgegen, und was er begehrte, ward
Dem Frager offenbar.

Von ferne droht
Aus einem weiten Thal, das, ringsumher
Von tauſendjähr'gen Eichen hoch-begränzt,

Ein ungeheurer Tempel ſchien, der Fels
Der Opfer ihm entgegen. Um den Fuß
Des Felſens ſteht, bekränzt mit Eichenlaub,
Ein Chor von Barden, der den Weih'geſang
In die gedämpften Harfen ſtürmt; den Raum
Des Thales füllet, Schar an Schar gedrängt,
Ein Menſchen-Ozean. Vorausgelehnt
An ihren umgeſenkten Speeren hing
Die ſtarrende Verſammlung, Alle ganz
Erwartung, jeder angeſtrengte Blick
Hinaufgerichtet nach der ſchroffen Höh',
Wo praſſelnd die geweihte Lohe flammt.
Des Römerwürgers neugeſchaffnes Bild
Auf dem Altar, das oftmals durch die Falten
Des weh'nden Dampfs ein Weilchen ſichtbar ward;
Der Oberprieſter mit gebückter Stirn
In düſtern Ernſt verſenkt; der bloße Stahl,
Den er zur Hälfte nur verbarg; ein Kreis
Von Knaben, die des Feuers heil'ge Glut
Mit Blumen überſtreuten, zogen dort,
Doch mehr, als dieſes Alles, zogen zwei
Gefang'ne Franken die Betrachtung hin.

Getroſt und unbefangen, Ehrfurcht weckend
Im Schmuck des höchſten Alters, der wie Schnee
Sich rings um ſeine Scheitel locket, ſteht
Der Eine da, die feſſelſchweren Hände
Hinunterfaltend in den Schoß, und blickt
So ſehnſuchtsvoll gen Himmel, daß ſein Geiſt
Der Unterwelt ſchon jetzt entſchwunden ſcheint.
Ein Jüngling war der Andere; ſein Herz,
Noch blöd' und zart und ungepanzert gegen

Die Schläge des Geſchicks, ertrug den Tod,
Und was den Tod umgab, des grauſen Feſts
Barbariſches Gepränge, nicht. Er wandte
Sein Antlitz, drückt' es bebend in's Gewand
Des Alten hin, und hielt den Alten feſt
Mit einem Arm umſchlungen, über den
Der Haare Gold geringelt niederquoll.

Dies war die Szene, welche groß und hehr
Den Kommenden ſich aufthat. Schauerfroſt
Ergriff die Fremden. Albion verbarg
Die Zähre nicht, die ſeine Wang' herab
Dem Jüngling floß. Der Feldherr ſelbſt verlor
Sich in dem Greiſe, wunderbar gerührt.
Beim erſten, flücht'gen Hinblick war er ſchnell
Zurückgeſtarrt, allein dieweil ſich ſcharf
Und ſchärfer ihm die göttliche Geſtalt
Enthüllte, glüht' er ſichtbar, ſchaudernd auf
Von immer ſtärkrer Glut. Zu gleicher Zeit
Gerieth, als wär' es plötzlich aufgeſtört
Von einer Erderſchütterung, das Thal
In Aufruhr. Mehr, als zwanzigtauſend Stimmen
Und zwanzigtauſend hohle Schilde donnern
Ihm ihren Glückwunſch; er beſinnt ſich nicht,
Zu danken. Ach, er iſt es! ruft er aus,
Und ſchwingt ſich von dem Roſſe. Staunend wich,
Als er im Fluge zu dem Felſen hin
Sich ſtürzt', auf beiden Seiten das Gewühl
Dem Allgeliebten; ſtaunend ſah das Volk
Der Eile nach, die ihn den Fels hinauf
Mit Adlerſchnelle trieb; doch als er jetzt

Dem Greiſe taumelnd an die Bruſt ſich warf,
Da traute Keiner ſeinem Auge mehr.

Sei mir gegrüßt! ſo weint' er, ſei gegrüßt,
Mein Freund und Vater! — Dieſer Stimme Klang
Erſchütterte den Franken. Lächelnd ſtutzt
Er vor ſich nieder, bebt, indem er auch
Den Entſtgekannten endlich wiederkennt,
Vor banger Herzensluſt, und Wehmuth löſ't
In Thränen jene Blicke, die noch kaum
Dem Tod' entgegen ohne Thränen ſahn.
Sein Mitverdammter aber fliegt zurück,
Verſcheucht, wie Einer, den des Donners Ruf
Aus Fieberträumen aufgeſchreckt. Es ſtarrt
Sein Haar; entgeiſtert rollt auf Wittekind
Sein wildes Aug'; allein der Menſchenfreund
Errieth und ſtillte ſchnell durch ſeinen Gruß
Die leere Furcht, und Gruß und Händedruck
Erwärmten kaum zu liebendem Vertrauen
Des weggekrümmten Jünglings Herz, da wachte
Der blöden Hoffnung ewig-treue Kraft
In ſeiner Bruſt geheimſtem Winkel auf.
In alle Pulſe des Bedrängten ſtrömt
Das ver'ge, raſche Feuer, angefacht
Von ihr, zurück, noch ſtrenger angefacht
Durch Neugier, weil er zu dem Volke ſich
Den Unbekannten eilig wenden ſieht.

Wittekind.

Ihr Sachſen! Waffenbrüder! Wehe mir!
Was wolltet ihr beginnen! Heißer Dank
Dem Himmel! führte mich nicht grade jetzt

Beſchleunigend ein Gott zurück, ihr hättet
Den Greis ermordet, euren wärmſten Freund,
Und mich in ihm. Sein ſilberweißes Haar,
Sein Antlitz, heiter auch im Tode, wie
Der Götter Antlitz, Alles bat umſonſt
Für ihn. Du wärſt gefallen, Heldenſohn
Der Fremde, fällſt, wenn nicht das bange Flehn
Verzweiflungsvoller Dankbarkeit ſie rührt,
Noch jetzt, als Feind, durch Mörder, die du liebſt!
Vernehmt mich denn, ihr Sachſen! hört und übt
Gerechtigkeit! Gelang mir eine That,
Die meinem Vaterlande Ruhm und Heil
Geboren, o! ſo ruf' ich nothgedrängt
Zum erſten Male die Vergangenheit
Empor, für mich zu bitten. Dieſer Mann
Errang mir einſtens, eigener Gefahr
Zum Trotz, das Leben und, was wünſchenswerth
Das Leben macht, die Freiheit! lohnet ihm
Die ſüße Gabe ſeiner Freundſchaft nicht
So grauſam! Feiger Durſt nach Blute ziemt
Tyrannenknechten, aber nie vergißt
Ein wahrhaft freies Volk Gerechtigkeit
Und Edelmuth, die goldnen Erſtlingsfrüchte,
Womit der Baum der heil'gen Freiheit prangt.

Einer der Führer.

Uns dürſtet nicht nach Blut. O! rede! Wir
Sind Alle deine Schuldner. Offen horchet
Dir jedes Ohr und offen jedes Herz!

Albion.

Enthüll' uns, Feldherr! deiner Worte Sinn;
Die Sachſen ſind gerecht.

Der Führer.

Er ſchweigt? Er ſtutzt?
Was iſt das? Seht! er neigt ſich weit vorüber
An ſeiner Lanz' und ſpäht hinab in's Thal,
Wie Einer, der mit vorgeſtrecktem Schwert
Des Feindes Dolche kalt entgegenharrt.

Helgamor.

Dort rechts herunter! Albion! Der dort
Mit wilder Stirne gegen Wittekind
Sich durch des Volks Gedränge ſtürmend wirft,
Das er um einen Kopf lang überragt?
Wer iſts? Sein Blick verkündet Groll, und Hohn
Die aufgeworfne Lippe!

Albion.

Gnaden uns
Die Götter! Es iſt Balder.

Helgamor.

Balder?

Albion.

Kennſt
Du den nicht mehr? Entſinnſt du dich nicht mehr
Der guten Zeiten, als aus Dänemark
Und Sachſenland die waglichſten Geſellen
Am Hofe deines Oheims um die Hand
Der ſchönen Geva, ſeiner Tochter, buhlten?
Dort war auch Balder. Er, der heftigſte
Von allen Freiern, wähnte ſich zugleich
Den tapferſten, den liebenswürdigſten;

Zum Unglück aber dünkte Wittekind
Dem Fräulein das, was er ſich ſelbſt nur ſchien.
Ergreif die Keule, Däne! Sonder Blut
Sind dieſe zwei Geſang'ne nicht zu löſen.

Balder.

So geben dir die Götter Sieg und Heil,
Ich aber ſchleudre fluchend meinen Speer
Empor, und ſage mich von ihnen los,
Wenn dieſe Rede, Wittekind! ein Gott
Dir von den Lippen hauchte. Kriegesfürſt
Des freigebornen Volkes! hat vielleicht
Der Hofluft arger Zauber deinen Sinn
In Dänemark befangen, daß du ſo
Verwandelt biſt? Seit wann ſtößt Wittekind
So rauh ſein gutes Volk zurück, ſo rauh
Des Volkes Gruß, in eines Franken Arm
Zu fliegen? Einen andern Wittekind
Entließen wir, und einen andern ſendet
Uns jetzt die Königshalle wieder. Kühn
Und tapfer war der erſte, rühmte nicht
Mit Unrecht ſich den Hermann ſeines Volks;
Denn höhnt' ihn gleich der Franke zwanzig Mal
Vom Blutgefilde, riß dem Franken doch
Der Held, wie grimmig ihm die Wunden auch
Im Rücken brannten, ungenügſam ſtets
Von neuem ſich entgegen! Kühn war er
Und tapfer, aber du biſt nicht mehr kühn,
Wahnwitzig biſt du. Jener Wittekind
Bekämpfte doch nur Feinde, die, gleich ihm,
Verwundbar waren, Fleiſch und Bein, gleich ihm;
Du aber forderſt jetzt den Himmel auf

Zum Kampfe, trittſt, dich ſelbſt vergötternd, hin
Auf den Altar, und forderſt frech für dich
Der Götter Opfer. Wehe, wenn es dir
Die Opfer bringt, dem Volke! Wenn der Zorn
Des Himmels, wenn im Donner Wodans Grimm
Uns niederſchmettert, ſprich, du neuer Gott!
Wirſt du uns retten? Mann des Stolzes! hält
Ein Schild von Holz den Blitz auf, deſſen Wuth
Die Rieſeneiche ſpaltet, und die Felſen
Hinwegſprengt, daß man fragt: wo ſtanden ſie?

So ſprach der Fürſt. Mit unbefang'ner Ruh
Sah Wittekind auf ihn herunter. Zwar,
Als immer giftiger die Worte jetzt,
Gleich Dolchen, ihn beſtürmten, ſiedete
Sein Blut auf; Nacht umwölkte ſein Geſicht;
Kometen gleich begann ſein Augenpaar
Zu leuchten; doch in ſtolzer Größe ſchwoll
Sein Herz, und kalt, wie die Verachtung, rollte
Sein Aug' auf die Verſammelten zurück.

Wittekind.

Es war auf meiner Flucht nach Dänemark,
Auf meiner letzten Flucht, wo dieſer Greis
Mein Retter ward. Aus Buſch und Moor, entnervt
Vom Sturm der feuchten Nacht, gelangt' ich einſt
Im erſten langerſehnten Dämmerglanz
Des Morgenrothes an der Elbe Strand.
Dort wohnt' ein Mann, der mehrmals neben mir
Mit Ruhm gefochten. Eine fremde Tracht,
Die mich vom Schwerte der Verfolgung oft
Befreite, barg dem Edlen, weſſen Fuß

Zu ſeines Herdes unbeſuchter Glut
Durch Wald und Wüſte mühſam ſich verirrt;
Doch nahm er froh mich auf, und breitete
Sogleich die Beute ſeiner Jagd, die Pelze
Der Wölfe, mir zum Lager. Ich war krank
Vor Müdigkeit, allein ich hatte kaum
Des holden Schlafs willkommener Gewalt
Mich hingegeben, als Tumult und Schlacht
Mein Ohr mit Schrecken füllte. Selbſt bereits
Gefeſſelt, und begrüßt mit einem Sturm
Von Hohngelächter ſeh' ich meinen Wirth
Mit eitler Kühnheit einen Frankenſchwarm
Bekämpfen, den des Zufalls blinder Zug
Herbeigelenkt. Man lärmte fort mit uns
Nach einer Burg, die dort am Ufer Karl
Zu Sachſens Unterjochung aufgethürmt.
Ein großes, unterirdiſches Gewölb'
Empfing uns, peſtvoll, dunkel, wie das Grab,
Nur dreimal ſcheuslicher. Da lagen wir
Verſunken in uns ſelbſt, verzehrten uns
In Wuth, und zählten in der blinden Nacht,
Die uns umgab, die träge Zeit am Falle
Der Tropfen ab, die ſelten vom Gewölb'
In unſichtbare Sümpfe niederklangen.
Zur Qual geſchäftig malte ſich mein Geiſt
Das fürchterliche Loos, lebendig dort,
In hundertpfünd'ge Ketten eingezwängt,
Zu modern; aber horch! ſchon raſſelte
Das Eiſenthor. Die Wächter führten uns
In einen weiten Saal, wo drohend ſich
Mit halbgezückten Klingen eine Schar
Von Rittern um uns goß, und endlich trug

Ein ſtolzer Menſch (ein Prieſter in der Sprache
Des neuen Glaubens) unter Tauf' und Tod
Die leichte Wahl uns prahlend an. Wir hatten
Gewählt. Die Krieger tobten vor uns her
In's offne Feld. Wir knie'n. Der Henker ſchwingt
Das Beil. Auf einmal jauchzt im nahen Forſt
Ein Horn, und Hunde bellen. Alles fährt
Zuſammen, bleich, wie vor dem Hahnenruf
Der Geiſter düſtrer Schwarm zuſammenfährt;
Und wie der Mond in ſanfter Majeſtät
Hervorquillt, wenn Orkane vor ihm her
Die Wetterwolken aus einander falten,
So trat, geſtützt auf ſeinen Jägerſpieß,
In unſre Mitte dieſer Greis hervor.
Sein Auge blitzte ſtrafend rings umher
Die Ritter an, doch lacht' es mild und fromm
Auf uns herab, indeß ſein Händedruck
Uns ſanft emporhub. Dann befragt' er uns
Um unſer Schickſal, fragte, tröſtete,
Daß alles Leid mir in der Bruſt verſiegte.
Der Prieſter aber brüſtete ſich hoch,
Und dräute mancherlei, wovon ich nichts
Verſtand, vom Gott des Zorns, von einem Gott
Der Eiferſucht, von Völkern, deren Namen
Ich nie gehört, von Herrſchern, die der Herr
Der Herrſcher ſtrafte. Schrecklich mußt' es ſein,
Denn Alle murrten hin und her, auf uns
Die Blicke voll Verderben. Dieſer nur,
Der graue Jäger, ſchien für Alles taub,
Und lächelnd, wie der bitterſüße Schmerz
Der ſtillen Wehmuth lächelt, wendet er
Die feuchten Augen, faltet er die Finger

Zum Abendhimmel auf, in deſſen Schein
Der Elbe ſtille Flut wie Feuer glüht.
Die Sonne röthete, bevor ſie ganz
Hinunterſchwand, mit liebevollem Strahle
Sein Angeſicht und ſeiner Haare Schnee,
Und betend ſprach der tiefbewegte Greis:
O ew'ger Born der Lieb' und Gnade! Weſen
Der Weſen! Du, der Alles, was er ſchuf,
Mit gleicher Vaterhuld am Herzen trägt,
Den Sachſen, wie den Franken! Deine Sonne,
Wie ſchön ſie ſinkt! Noch ſcheidend lachet ſie
Den Weibgebornen allen Freud' in's Herz,
Den Sachſen, wie den Franken! Doch der Menſch
Verſchleußt ſein Auge deinem Bilde, läſtert
Dich eiferſüchtig, ſtreckt die Frevlerhand
Nach deines Donners Glut, und möchte gern
Vernichten! — Ha! Verworfner, redet' er,
Indem er aufſprang, hier den Prieſter an,
Der niederträcht'gen Brut, die meinen Karl
Verdorben, zeigte dieſes Probeſtück
Dich würdig. Einen Wanderer im Schlaf
Zu feſſeln, einzukerkern, endlich ihn,
Das Beil in Einer, in der andern Hand
Ein Ding von Chriſtenthum, wovon er nichts,
Als den entweihten Namen kennt. — Herab
Die Ketten! rief er, laßt die Sachſen frei!

Das Volk.

Herab die Feſſeln! Er hat Wittekind
Gerettet! Wittekind, befreie ſie!

Vor Wonne zitternd übernahm der Held
Den Auftrag, aber unerwartet riß
Der Oberprieſter wüthend ſich hervor.

Der Druide.

Zurück, Verwegner! Mag ein Anderer
Dem Himmel trotzen, und ich werde ſtumm
Die naſſen Blicke wenden, aber du,
Bethörter! — Feldherr! tilgte dir ein Gott
Die Fackel der Erinn'rung, oder iſt's
Ein andrer Felſen, wo bei nächtlichem
Gebete demuthsvoll dein Vater dich,
Den Knaben, einſt der Rache Göttern weihte?
Die Stelle, ſo du jetzt entheiligſt, trug
Dein bebend Knie; zu deiner Linken ſtand
Dein großer Vater Werdomar, und hier
Zu deiner Linken Siegar, der Druiden
Erhabnes Haupt, ein neunzigjähr'ger Freund
Der Götter damals, nun ihr Tiſchgenoß.
Die Hand des Greiſes hielt des Kindes Hand
Empor; es ſtieg die Flamme des Altars;
Von ihr beſtrahlt, mit glüh'nder Wange rieſſt
Du in die Mitternacht, und ſchwureſt Haß
Den Franken, Haß bis in den Tod. Dich hörten
Die Götter; lächelnd hörten deinen Schwur
Der Ahnherrn Geiſter; Beifall funkelnd ſah
Des Sternenhimmels Glanz auf dich herab; —
Vergaßeſt du des Schwurs, o Wittekind?

Walder.

Wohl hat dem Uebermüthigen ein Gott
Die Fackel der Erinn'rung ausgetilgt;

Wie möcht' er ſonſt der Jammertage ſchon
Vergeſſen, wo zuerſt mit ſeiner Flut
Von ehrnen Kriegern, wo mit ſeinem Walde
Von Lanzen Karl in unſre Wälder drang,
Unwiderſtehlich! Oder hätte gar
Dem Anblick jener Gräuel ihn das Glück
Enthoben? — Ach! in unterirdiſchen
Geklüften ſaß der Held, und hörte nicht,
Verzweifelung! dein Angſtgebrüll, und hätte
Des Himmels Einſturz ruhig überhört.
Indeſſen ſchaltete nach Herzensluſt
Die königliche Mordbegier, erſchlug
Das furchtzerſprengte Volk, erſchlug den Stamm
Der heiligen Druiden. Wie der Hirt
Sein wehrlos Eigenthum zur Schlachtbank treibt,
So ſchleifte lächelnd Karls verruchter Grimm
Auf dieſen Opferfels die Opferer
Zuſammen. Gehet! eilt hinauf und ſeht!
Noch iſt der Fels von ihrem Blute roth,
Von Siegars Blut. Der hundertjähr'ge Freund
Der Götter, nun der Götter Tiſchgenoß,
Fiel hier; und nicht ſein weißes Haar, und nicht
Sein heiliges Gewand, ſein Antlitz, wie
Der ſel'gen Götter Antlitz, — Alles rührte
Die Franken nicht! — Was bebſt du, Wittekind?
Ob Siegar hier, ob er in Frankreich fiel,
Wie ſollt' es dich bekümmern? Gehſt du doch,
In deinen Stolz gewickelt, immer kalt
Zum Ziele. Führe nun die Schwindelbahn
Dich über Blumen oder Leichen, dir
Iſt Beides, und fürwahr! mit Rechte gleich.
Frohlocket nicht, entzückt vom Tugendglanze

Des unerreichten Feldherrn, dir das Volk
Bei jedem Schritte? Gar zu lange ſchon
Vergaß es, daß aus ſeiner Hand allein
In deine ſich der Feldherrnſtab verirrt!
So taumelt denn, Betrog'ne! taumelt fort,
Bis Dieſer euch den königlichen Fuß
In den entnervten Nacken ſetzt, und denket
An Balders Weisſagung, wenn euch zu ſpät
Die ew'ge Feſſel aus dem Schlafe klirrt.

Der alte Franke.

O Wittekind! — wenn du der Wandrer biſt,
In dem ich damals an der Elbe nur
Den Wanderer gewahrte, — leihe mir
Ein freundlich Ohr; ich möchte gern und muß
Ein heimlich Wörtchen bittend ihm vertrau'n.
Ich ſeh die Wolke, welche du verſcheuchſt
Von meinem Haupte, ſchrecklich über dir
Zu deinem Untergang, und ach! vielleicht
Zu deines Landes Untergang ſich thürmen!
Darum beſchwör' ich, — und verachte du
Den Alten nicht, der ſechzig Jahre lang
Den Menſchen und des Menſchen Kraft und Art
Mit einem Sinn, den Unglück ſchärft', erwog —
Bei deinem Leben, ſo dir das Geſchick
Zu großem Zwecke gab und wiedergab
Durch mich, bei deinem Vaterlande ſelbſt
Beſchwör' ich deine Dankbarkeit! laß ab
Von dieſem Zanke! Reize nicht noch mehr
Um unſertwillen deiner Feinde Wuth
Und der Druiden übermächt'gen Stamm!

Wittekind.

Gewiß! ein großes Unglück lehrst du mich,
Um Unglück zu vermeiden, Edelster
Der Menschen! — Laß sie wüthen immerhin,
Die Blinden; wüthen sie doch gegen sich.
Dem Kranken ähnlich, welcher vom Altar
Im Aberwitz den heil'gen Opferdolch
Entwendete zum Selbstmord, bannen sie
Die Todten wider sich zu Zeugen auf.
O! träteſt du, dem ew'gen Schlaf' entrückt,
Im Blute deiner Wunden, wie du fielſt,
Mein Sieger! unter uns, den Läſterern
Zu zeigen, wer du warſt und biſt: der Freund
Der Götter, nun der Götter Tiſchgenoß,
Wiewohl du ſtets den Menſchenopfern dich
Entzogeſt, und dein Auge, durfteſt du
Dich nicht entziehn, verhülleteſt! Wunderhell,
Wie Heut und Geſtern, lebt, und lebte ſie
Nicht ſelten, vor mir auf, die Mitternacht,
In welcher du zum Schwur des Kindes Hand
Emporgefaltet. Knabe! zitterte
Von deiner Lippe mächtig mir in's Herz
Die Rede, ſproſſ' herauf und werd' ein Schild
Dem Volke, werde ſchrecklich in der Schlacht,
Wie Donnerſtürme, gleich der Frühlingsluft
Im Frieden, Wonne ſpendend überall.
Verderben flamme Jedem, der da kämpft,
In deiner Rechten, während mitleidsvoll
Die Linke den Gefall'nen unterſtützt;
Sein Blut vergeuden heißt ermorden, an
Den Göttern opfern heißt die Götter ſchmähn. —
So ſprach, Druiden! euer Haupt, und ſo

Dem Himmel dargebracht, und eingeweiht
Für immer zu dem blutigen Geschäft
Der Rache, sagt' ich, noch ein zartes Kind,
Den Kinderfreuden und dem stillen Glück
Am väterlichen Herde Lebewohl!
Zur Schwester wählt' ich die Gefahr, den Tod
Begrüßt' ich: Bruder! Unter Schweiß und Blut,
Ein Sohn des Unglücks, bin ich vor der Zeit
Herangediehn zum Manne, reicher jetzt
An Wunden, als an Jahren. Keiner bot
Mir seinen Dank. Drum ward ich stolz, doch nur
Auf meine Wunden stolz, und nicht, wie du
Vielleicht es wähnst, auf meinen Feldherrnstab,
O Balder! Gerne reicht' ich, so das Volk
Geböte, dir ihn hin. Bei diesem Speer!
Mir würd' ein Blick von deinem Aug', ein Wink
Von deiner Hand Befehl sein. Balder! Balder!
Dein Arm ist mächtig, kühn und groß dein Sinn;
Warum ist dir doch stets die Fehde lieb
Und Bruderzwist? Du bist ein Geist, der im
Erdbeben jauchzt, im Sturm sein Loblied hört.

Der Stolz sprach's und lieblich klang das Lob
An Balders Herz, doch Balders Galle schwoll
Mit stärkerm Gegendruck; er war beschämt,
Verwirret, suchte Worte; dies Gemisch
Erbitternder Gefühle stachelte
Zur höchsten Bosheit seinen Trotz empor.
Vernahmt ihr, höhnt' er stotternd, hörtet ihr
Der klugen Zunge schmeichlerische List?
Mit süßem Fleische stillt man die Begier
Des Hundes, daß sein Herr gefesselt erst

Erwache, wenn der ſchwerbeladne Dieb
Mit Spottgelächter aus dem Fenſter ſpringt!

Nun aber hielt auch Wittekind nicht mehr
Des Zornes Feuerwogen in der Bruſt
Zurück. Was war das? rief er, (und das Volk
Erblaßte) ſchlug mit knirſchender Gewalt
Zur Erde ſeinen Speer, und ſchleuderte
Der unbeſiegten Klinge Blitz hervor;
Verworfner iſt, als ich gewähnt, dein Herz!
Du kannſt nicht raſten, kannſt in Einer Luft
Mit mir nicht athmen. Dieſes Wort zerriß
Des Vaterlandes Band. Mir bebt der Arm,
Dich zu der Höll' hinabzuſchmeicheln. Zieh!

Des Helden Donnerrede war noch kaum
Verhallt, und rachelechzend ſtand er ſchon
Vor ſeinem Feind', als plötzlich zwiſchen ſie
Vor Wuth und Eile bebend Helgamor
Sich ſtürzet, und die ſtachelvolle Wucht
Der Keule drohend über Baldern ſchwingt:
Laß mir ihn, Herzog! o! beſudle nicht
Dein Eiſen! Lange dürſt' ich nach der Luft,
Den ränkevollen Schädel einzuſchlagen!

Mit frohem Beifall ſchwebte jeder Blick
Dem Wirbelſchwunge ſeiner Waffe nach.
Allein der ſtolze Gegner, fürchterlich
Durch ſeines Herzens mißgelenkte Kraft,
Durch einen ehrnen Arm entſetzlich, maß
Den Sohn der Fremde lächelnd, zückte kalt

Sein treues Schwert, und: Feldherr! spottet' er,
Sind wir schon so weit? Auch mit Henkern hat
Der liebe Schwiegervater dich versorgt?
Sei mir gegrüßet, König Wittekind!

Jetzt hätte sich der grausenvollste Kampf
Erhoben, wäre friedewinkend nicht
Der Vater von der Weser aufgestanden.
So nannte dazumal verehrungsvoll
Das Heer den alten Thorril. Dieser kam
Vom Weserstrom, wo seiner Väter Burg,
Ein weitberühmter, nieverschloßner Tempel
Der Gastfreiheit am hohen Ufer stieg.
Dort hüpften dem Gebieter weitumher
Auf muntern Wiesen ungezählte Herden,
Und eine Tochter, schön an Seel' und Leib,
Versüßt' ihm dort das Alter, Angelinde,
Des wackern Albions verlobte Braut.
Doch nicht der wohlverdienten Ruhe sonst
Unwiderstehlich süße Reize, nicht
Des Fräuleins Thränen hielten ihn zurück;
Er mischte noch einmal sich in die Reih'n
Der Jünglinge, die auf den Einzigen,
Den ihrer Väter Heldenzeit den Enkeln
Zum unerreichbarn Vorbild hinterließ,
Mit Kinderlieb' und frommer Ehrfurcht sahn.
Wo Thorril geht, wo Thorril in der Nacht
Die Flammen seiner Eiche steigen heißt,
Da formet jubelnd sich in einen Kranz
Alsbald die Jugend um ihn her, und horcht
In stiller Andacht, glühend, schaudernd, weinend

Dem gern erbetnen, unerſchöpflichen
Erzähler die Vergangenheit vom Munde.

Thorril.

Hört, Fürſten meines Volks! Vertheidiger
Der Freiheit, höret eures Volkes Ruf
Durch mich, und ſenkt für einen Augenblick
Die Schneiden. Zwar des Greiſes Rede dünkt
(Ich weiß es gar zu wohl) den Jünglingen
Ein Trauerlüftchen, das von Gräbern weht;
Doch wehe mir! wenn auf das Mutterherz
Des Vaterlandes unvermeidlich nah
Mit gift'gem Dolche das Verderben zielt,
Wer träte ſtumm zurück? Wie tief ſind wir
Geſunken! Ueberlebt' ich darum nur
Mich ſelbſt und ein Geſchlecht voll Biederſinn,
Voll Edelmuth, — ein ſchon vergeſſenes
Geſchlecht, das ich auf meinem Wege fand
Und nimmer wiederfinde — darum nur,
O Siegar! dich, damit ich Zeuge noch
Der Schande ſei, daß Sachſens liebſte Kinder,
In ſchnödem Bunde mit dem Gallier,
Die Bruderſchwerter heben! — Ha! fürwahr!
So dachte nicht dein Vater Werdomar,
O Feldherr, ſo nicht Ethelwolf der Frieſe.
Die Beiden haßten ſich, verwundeten
Sich oft mit Blicken, aber Pflichtgefühl
Und Liebe zur gemeinen Sache bannte
Des bittern Grimmes unglückſchwangre Kraft
In ihrer tiefſten Bruſt Gewahrſam ein.
So fochten ſie fünf ganzer Jahre lang

Vereinet, und die Völker ahndeten
Die Zwietracht ihrer Helden nicht; und als
Im Frevelmuth des Trunkes Ethelwolf
Sich einſt vergeſſen, faßte Werdomar
Ihn bei der Hand: Mein Bruder, ſpare doch
Den Reichthum deiner Zunge. Zänden wir
Uns mit dem Schwerte Recht, wir glichen zween
Unweiſen Knaben, die zur erſten Jagd
Ihr Vater warnend in den Forſt geſandt.
Sie waren kaum allein, da ſtritten ſie
Voll Wuth, als wär' ein Königreich der Preis,
Um einen Sperling, und gewahrten nicht
Den Uhr, der ſchäumend aus dem Dickicht brach.
Grimmſchnaubend raſ't der Waldtyrann, ſchon liegt
Der treuen Hunde Schar zerfleiſcht; umſonſt!,
Sie hören nicht, bis ſeines Hornes Kraft
Den Einen aufwirft in die Luft, indeß
Sein ſchwerer Fuß des Andern Bruſt zerquetſcht.
Blick' in die Runde, Frieſe! Siehſt du nicht
Den Uhr, der ſeine Söhne gegen uns
Zum Kampfe reizt? Noch Einmal! daß wir nicht
Den Knaben gleichen! Aber — wenn du willſt
Und mußt, ſo brauſe fort; nur ſchlagen kann
Ich nicht mit dir; des Sachſen Gut und Blut
Gehört dem Vaterlande, nicht ihm ſelbſt. —
So dacht' und ſprach dein Vater. Tag's darauf
Errettet' in der Schlacht ſein Edelſinn
Des Frieſen Leben. O! bei meinem Schwert!
Er war ein braver Mann. Bewahren doch
Die guten Götter uns und ihn, daß er
Nicht grade jetzt von ſeinem Wolkenſitz
Auf uns herunterblicke! Wittekind

Und Balder, eure Schwerter weg! Erſtickt
Den Vaterlandsverräther, euren Haß.
Du aber, Sohn von Werdomar, befreie
Zum ew'gen Zeichen unſrer Dankbarkeit
Den lieben Greis, und, um des Greiſes willen,
Das arme Knäblein von der Feſſeln Schmach.

Wie ſich dem Thaue, wenn er mit dem Strahl
Der Morgenröthe labend niederquillt,
Der jungen Roſe Purpurſchoß erſchließt,
Nicht anders that, wiewohl vom Haß verengt,
Des Alten freundlicher Belehrung ſich
Das Herz des Feldherrn wonneſchauernd auf.
Der ſüßen Rührung ſchöne Thräne perlt
In ſeinem Blick. Vergeben und vergeſſen
Iſt Alles! Ihm entſtürzt das Schwert, er beut
Die Rechte freudig ſeinem Gegner dar;
Doch ſtumm und ſtarr, im Kampfe mit ſich ſelbſt,
Mit weggeſenktem Haupte rollte Balder
Sein Flammenaug', und hob zurückgelehnt
Die Hand, die träge ſich zu weigern ſchien,
Zum Bundeshandſchlag. Mein' und Aufſtand war
Beleidigung. Beleidigt ſprang der Held
Zurück, und zog die Hand zurück, und flog,
Als flöh' er vor der Peſt, den Fels heran,
Die Bande der Gefang'nen aufzulöſen.

Der Osterkuchen.

Zwei ſeltne, ſchöne Sterne, die den Thron
Der Könige mit Glanz, wie Sonn' und Mond
Den Himmel ſchmücken, ſind Gerechtigkeit
Und weiſe Milde. — Die Gerechtigkeit
Soll dem Gebieter ernſt und hochgemuth
Wie ein Gewappneter zur Seite gehn.
An ihrer Linken prangt von Diamant
Ein breiter Schild, ſo dem Bedrängten ſtets
Ein Schirm, dem Scheitrer in der Wetternacht
Ein froher Leuchtthurm ſei; die Rechte zeigt
Ein Flammenſchwert, zum Schreck dem Uebermuth
Und frevler Miſſethat zur Züchtigung.
Doch, ſo der Herrſcher jeden Uebergriff,
Den unvorſetzlich, in dem blinden Drang
Der Leidenſchaft, ein wackrer Biedermann
Beging, mit Blute rächte, möchten bald
Die Zeiten ſchlimm, und ritterlicher Muth
Ein rarer Phönix werden, wär auch wol
Kein ärgrer Sitz zu finden, denn ein Thron;
Drum ſoll gewiß die weiſe Mildigkeit
Des Königs andere Gefährtin ſein.
Ein holdes Mägdlein! Ihre Waffen ſind
Ein Oelzweig und ein blanker Spiegel. Greift
Der Herrſcher grimmig an das Schwert, ſo tritt

Sie lächelnd vor ihn, hält den Spiegel ihm
Vor's Angeſicht und ſchiebt ihm, weil er dort
Sich ſelbſt und ſeine Schwächen ſchnell erkennt,
Mit leiſer Kunſt den Oelzweig in die Hand
Anſtatt des Schwertes. Menſchenliebe heißt
Der Oelzweig, pranget mit der Gnade Frucht,
An wunderſamer Tugend wunderreich.
Als lang ein König ihn bewahret, ruht
Auf ſeines Volkes Huldigung ſein Thron
So ſicher, wie die Erd' auf Gottes Hand.
Ob auch einmal der Aufruhr Leuen gleich
Die blut'gen Krallen hebt, er lächelt nur,
Und ſieh! bezwungen lecket ihm der Leu
Die Hand, und zieht, von einem Fingerdruck
Regiert, wohin der Meiſter ihm gebeut,
Den Wagen ſeines Meiſters im Triumph.
So mächtig iſt des Zweigleins holde Kraft,
So ſelig ein Gebieter, der da ſtets,
Bevor er ſtreng entſcheidend ſtraft, ſein Ohr
Dem Rath der Milde neigt! Allein, wo war
Ein ſolcher? Lebte jemals unter'm Mond
Ein Erdengott, der jederzeit den Stolz
Des Herzens ihrem Rathſchluß unterwarf?
Nur gar zu oft verbirgt unkenntlich ſich
Im Strahlenharniſch der Gerechtigkeit
Die Rachbegier; und welcher Menſch, der mehr
Nicht iſt, als Menſch, beſteht den heißen Kampf
Mit dieſes Triebs berauſchender Gewalt!
Dem Deutſchen ſchien ein ſchlechter Waſſertrunk
Aus eines Feindes Schädel lieblicher,
Denn ſüße Trauben im kryſtallinen
Pokale, köſtlich, wie geſchmolzen Gold;

Und noch wirft Mancher Glück und Ruhe, wirft
Mit froher Wahl das theure Leben hin,
Und jauchzt im Tode, wie ſo wohlfeil er
Die Rache kaufe! — Wahrlich! ſelten iſt
Ein Jüngling, der mit Engelſtolz dem Arm
Der Wolluſt ſich entreißt, allein ein Mann,
Der, tief beleidigt, wo er ſchlagen darf,
Die Schneide ſenket, ſeltner noch, als er.
Du aber, dem auf ſeiner kurzen Bahn
Ein Held von ſolchem adelichen Gemüth
Begegnet, hebe freudig ſeine That
In deines Herzens Tabernakel auf,
Und achte dieſen Sieg für herrlicher,
Als hätten zwanzig Völker ihm die Knie
Gebogen, mehr, denn hundert Feſten ihm
Die Schlüſſel ihrer Thore dargeſandt.

* * *

Vor Alters feirte Kaiſer Ott das Feſt
Des heilgen Oſtertages zu Pavy
Mit großer Pracht und Luſt. Den bunten Schwarm
Von Fürſten, Herrn und Edelknechten nicht
Zu zählen, waren dort der ſchönen Fraun
Und holden Jungfraun mehr, als je, verzückt
Ins Paradies, ein junger Muſelmann
Im Geiſte ſah, aus Deutſchland, Frankreich und
Italien die ſchönſten. Doch vermaß
Von allen keine ſich des Wetteſtreits
Mit Adelheid von Burgund, dem Gemahl
Des Kaiſers, noch an Schöne, noch an Pracht.
Zu oberſt an der Tafel, ihrem Herrn
Zur Linken, ſaß die hohe Wirthin, hätt

Ein himmelblau Gewand an, himmelblau
Mit güldnen Sternlein, und vermochte ſie
Kein Heilger ohn Verlangen anzuſchaun.
Wie lechzten rings nach einem halben Blick
Von ihr der Fürſten Blicke! Selig, wem
Der Zufall einen günſt'gen Sitz beſchied!
Den günſtigſten, ihr gegenüber, nahm
Auf ihren eignen Wink ein Herzoglein
Aus Schwabenland, ein Bübchen, roſenroth
Von Lipp' und Wangen, freudig, wie ein Hirſch,
An welchem alle Damen ihre Luſt
Und Wonne ſahn. Dem war die Kaiſerin
Mit ungemeiner, wunderſamer Huld
Gewogen; jeder Fremde rieth: ſie ſei
Die Mutter dieſes Knaben, oder erſt
Seit wenig Monden Kaiſerin, und er
Das liebe Vorbild ſüßer Ahndungen.
Dieweil er aber noch ein Kind, und wild,
Wie Waſſer, und beſcheid'ner Sitten ganz
Nicht mächtig war, ſo hatte weislich ihm
Sein Vater einen Führer auf die Fahrt
Gegeben; Heinrich, Herr von Kempten, hieß
Der Ritter, ein gelahrter, ſtiller Mann,
Doch ſtarren Sinns, der, wenn es ſeinen Herrn
Und deſſen Rechte galt, ſein Leben nicht
Um einen Bettlerpfennig achtete.

Da jetzt nach deutſcher Sitte männiglich
Bei tapferm Schmauſe tapfer trank, und hieß
Der Kaiſer Alle guter Dinge ſein,
Prangt, mit Gelächter ſchon von fern begrüßt,
Ein großer Oſterfladen breit daher.

Auf einer ungeheuern Schüſſel lag
Das ſtolze Meiſterſtück der Bäckerkunſt,
Poſſirlich ausſtaffirt und würzereich
Genug, um duftend eines Kaiſers Gaum
Heranzureizen. Um ſo ſchneller ward
Dem kleinen Herrn ſein junges Herz bewegt;
Sein helles Augenpaar ward doppelthell,
Und ſagte deutlich, daß ein ſchmaler Schnitt
Von dieſem Kuchen ihm der Himmel ſchien.
Er wußte Rath. Sein immer treuer Witz
Erinnerte den Schalk, mit welcher Gunſt
Die Wirthin ihm geneigt ſei; (wer gewahrt
Desgleichen eher, denn ein Kind?) drum hüpft
Der Schlaue ſchnell von ſeinem Stuhle, drückt
Die Wangen an den Arm der Kaiſerin,
Und ſpricht verſchämt und glühend: Adelheid!
Wie du doch heut ſo ſchön biſt! Mütterchen
Zu Hauſ' iſt ſchön, allein ich gäbe viel,
Daß du zu Hauſe meine Mutter wärſt!
Deß ward die Dame lachend, ſchaut ihn an
Und ſagte: Narr, wie kommſt du grade nun
Zu dieſem Schwanke? — Sollt' ich nicht? verſetzt
Das Knäblein herzlich, o! gewiß! ich kann's
Nur ſo nicht ſagen, aber Ihr ſeid ſchön!
Was lachen denn die Ritter? Kaiſerin,
Sag' ihnen doch, daß ſie nicht lachen. Hab
Ich Falſch geredet, Männer! daß Ihr ſo
Mich Lügen ſtraft? Ich weiß! Ihr lachet nur,
Dieweil ich klein bin und ein Kind. Geduld,
Ihr Herren! und ich werde groß und ſtark;
Dann krieg' ich einen blanken, ſilbern Helm,
Nicht, lieber Heinrich? und ein hohes Roß,

Und einen langen Speer. Dann will ich gleich
Ein Schild mir ſchmieden laſſen, himmelblau
Mit güldnen Sternlein, und mit dieſem Schild
Gewaffnet bie' ich jeglichem von Euch
Die Lanz': ob er auch dann mich Lügen ſtraft?

Weil drehend ſo der Kleine ſprach, erklang
Von Beifallklatſchen der gewölbte Saal;
Der Kaiſer ſelbſt erſteht von ſeinem Sitz
Und leert frohlockend gegen Heinrichen
Den Becher auf des jungen Rittersmanns
Geſundheit. Aber ſein Gemahl erglüht,
Wie eine Roſe, räuſpert ſich und kneipt
Dem Schmeichler in die Backen. Kühner ward
Der Schmeichler, immer kühner; klettert ihr
Geſchickt mit beiden Knien in den Schoß,
Und zeigt, indeſſen er den linken Arm
Um ihren milchnen Nacken bebend ſchmiegt,
Bekümmert nach dem Kuchen: Mütterchen!
Ich kriege nichts von dieſer Schüſſel! — Still,
Du kleiner Ungeduld! erwiedert ſie
Mit aufgehobnem Zeigefinger, ſtill!
Der Truchſeß würd' uns! — Und in Wahrheit ſchlich
Der Truchſeß eben lauernd hinter ihn,
Trat düſter-grinzend jetzo näher hin,
Und zeigt' ihm ſeinen güldnen Stab. Allein!
Das gute Kind begriff den ſtillen Grimm
In ſeinem Blicke nicht; es wußte nicht,
Wie tückiſch dieſer Niederträcht'ge, nicht,
Daß er der Erbfeind des von Kempten war.
Drum lächelt es mit holden Lippen ihn
Zutraulich an, als ſpräch es: Lieber Herr,

Du thuſt es doch wol nicht? und ſchaut zugleich
Mit klugen Augen ach! ſo flehentlich
Hervor aus ſeinem dichten, güldnen Haar,
Das auf der Stirne kunſtlos abgetheilt
Sich um die runden Wangen niederkrauſ't.
Dann wendet' es ſich hurtig, ſtreckte nun
Sein rechtes Händlein nach der Schüſſel aus,
Und prüfte ſtolz den ſchnell erhaſchten Raub,
Als mörderiſch auf ſeinen Kopf der Stab
Des Truchſeß niederſchnellte. Starb das Brod
Dem armen Knäblein auf der Zunge; glitſcht
Mit ſchlaffem Knie der Kaiſerin vom Schoß,
Stampft mit dem Fuß und ſchlenkert mit der Hand,
Vor Schmerzen weinend. Heinrich ſah die That.
Sie fuhr ihm durch die Seele; ſeiner Wuth
Nicht mächtig rafft er blind, was vor ihm ſteht,
Den Teller von gediegnem Silber, auf,
Und ſchleudert ihn, daß Alles vor dem Wurf
Zurückbebt. Ach! ihm diente ſeine Kunſt
Nur gar zu wohl; ſein Gegner überkam
Den Mordſtreich in die Schläfe, ſchwankte dann
Noch einen Schritt zur Seit' und ſtürzte todt
Beim Stuhl des Kaiſers hin. Entſetzen lief,
Gleich einem Blitz, verſteinernd durch den Saal.
Das Kind ſchrie laut. Der Mörder ſtarrte dumpf
Zur Erd'. Ihm drangen wechſelnd Fieberfroſt
Und Fieberglut hinan zum Herzen; er
Begann zu ſchwindeln, — hätte gern den Wurf
Mit ſeinem Leben wieder eingekauft!
Doch Otto ſprang im Augenblick der That
Voll Grauens und Entrüſtung auf: Bandit!
Iſt man denn nirgend ſicher? Nirgend vor

Der ritterlichen Blutgier? — Ach! ihr ſeid
Wie wilde Thiere! — Rief es, und gebot
Den Wächtern, ihn zu fahn, mit ſeinem Blut
Des Todten Blut zu ſühnen. Schrecklich war
Der Urtheilsſpruch, entſetzlich! ungerecht!
Kein Ritter wird, nach altem Brauch, dem Schwert
Des Rächers überliefert, ſei es denn
Durch das Gericht, gerichtet keiner, als
Durch ſeines gleichen. Darum warfen auch
Die Ritter, all' in Aufruhr, ihren Stuhl
Zurück. Sie zuckten ihre Klingen rings
Um den von Kempten und geboten ihm,
Für ihre Rechte, für ſein eignes Recht
Zu reden. Aber der war todtenbleich
Vor Ingrimm, zittert' und vermochte nicht,
Ein Wort zu ſtammeln; brennendes Gefühl
Der Kränkung hatte mit vermeßner Kraft
Erſtickend ſeinen Trotz emporgeſchwellt,
Daß ihm wie Blei die Zung' im Munde lag.
Indeſſen tritt die ſchöne Kaiſerin
Vor ihren Herrn, das Aug' in Thränen, fleht
Um Gnade, wühlet ſchmeichleriſch den Bart
Des alten Herrſchers mit der Linken auf,
Und wiegt des kranken Knäbleins Locken in
Der Rechten, wie das roſinfarbne Blut
So mächtig durch die blonden Haare dringt.
Vernunft und Billigkeit und ach! ein Herz
Voll engliſcher Gefühle redeten
Aus ihrem Mund', aus ihren Mienen; doch
Das Alles prallte von der finſtern Wuth
Des ſtolzen Richters ab; der Widerſtand
Der Edlen kränkt' ihn gar zu tief, noch mehr

Das Schweigen des Verbrechers. Er gebot
Zum zweiten Mal den Dienern, ihn zu fahn.
Was zaudert ihr und gafft? Ergreifet ihn,
Den tückevollen Trotzkopf. Weg mit ihm
Zum Blutgerüſt! Ihm nach zum Blutgerüſt
Mit Jedem, der ſich euch entgegenſtellt!
Er ruft's und ſtürzt mit halbgezücktem Schwert
Auf die Beſchützer Heinrichs wüthend los,
Entſchloſſen, ſollte drob das heilge Reich
Zu Trümmern gehen, ſeinen Hochmuth nicht
Zu beugen. Seinem Feind' hinwider war
Die Galle kühler worden; männliche
Beſinnung bändigt' allgemach den Sturm
In ſeinem Innerſten. Er kam und trat
Mit feſtem Schritte vor das Angeſicht
Des raſenden Gebieters hin, und bog
Sein Knie:

Durchleuchtigſter! Großmächtigſter!
Ich habe ſchwer gefehlt, bereu' es ſchwer,
Und mein Vergehn, wenn Blutſchuld nur mit Blut
Gebüßt wird, hat des Todes Schmach verdient.
Doch, als Ihr einen Fieberkranken nicht
Verdammet, ob er auch vom Aberwitz
Verwirrt den lieben Vater niederſchlug:
So wäget, überall gerecht, auch hier
Nach redlichem Gewicht. Des Zornes Rauſch
Hat mich bethört; und ſollt' ich denn vielleicht
Nicht zürnen? Schleuderte der Büttel doch
Mit hohem Arme den verdammten Stab,
Als ob er.... O! ich ſahs nur gar zu wohl!
Nach meinem Herzen zielt' er, meinen Kopf

Verwundet' er. Verjährte Schmach an mir
Zu rächen, ſchlug der hämiſche Bandit
Ein armes Kind, das ihm kein Leids gethan,
Ein wehrlos Kind von hinterher! Ich ſahs,
Und ohne Wuth ſolch Bubenſtück zu ſehn,
Bin ich nicht Engel und nicht Vieh genug.
Ich warf. Bei Gott! in meiner Seele war
Kein Mordgedanke, keines war ich mir
Bewußt; allein ein Steinwurf aus der Hand
Iſt in des Teufels Macht! Drum bitt' ich Euch,
Mein Kaiſer und mein Herr! um Gottes und
Des hohen Feſtes willen, um die Ruh
Des Vaterlandes, deutet menſchliche
Gebrechlichkeit mir nicht als Vorſatz aus.
Doch dürſtet Euren Haß nach meinem Blut,
So laßt Euch warnen, daß ich Ritter bin,
Wie Ihr, und keine Straf' erdulden darf,
Die meiner Brüder graue Kunde nicht
Nach unbefangnem Rathſchlag recht befand.

Indem er alſo redte, würdigt' ihn
Der Kaiſer ſeines Angeſichtes nicht,
Schaut' überzwerch ihn grimmig an, und rief
Zum dritten Mal den Wächtern, ihn zu fahn.
Als nun der Edle ſein beſcheidnes Flehn,
So kalt, ſo frech, ſo fühllos in den Staub
Getreten ſiehet, als er das Geklirr
Der Ketten hört, indeß die Ritter ſtumm
Zur Thüre ſchleichen, übermeiſtert ihn
Die Raſerei. Sein guter Engel weicht
Dem Höllenaushauch der Verzweifelung,
Sein Blick wird Feu'r, Gebrüll ſein Hauch; er fliegt,

Gleich einem Sturmwind, zähnefletſchend auf,
Ergreift den Kaiſer, quetſcht mit ehrner Bruſt
Ihn rücklingsüber an den Boden, rauft
Den Bart ihm aus; und die vereinte Kraft
Der ſtärkſten Krieger wehrte mühſam nur
Dem zweiten Mord', als ſchon das heil'ge Blut
Des Herrſchers unter ſeinen Streichen floß.
Dann reicht er ſelbſt die gräuelvolle Hand
Den Schergen, ſie zu binden: Führet mich
Zum Tode! jetzt hab' ich den Tod verdient.
Voll ſchneidender Verachtung aber traf
Sein Blick die Ritter, ſo beſtürzt mit Scham
Und Schmerz ihr Antlitz knirſchend wendeten.
Der Hoffnung letzter Strahl war ausgetilgt,
Und Jeder ſah im Geiſte ſchon das Beil
Geſchwungen, als der Kaiſer unverhofft
Den Knechten Halt gebot. Er rafft ſich auf
Voll Staub und Blut und geht zur Tafel, füllt
Mit ſüßem Weine den Pokal und bringt
Ihn ſeinem Gegner zur Verſöhnung dar.

Hier! ſprach er, nehmt und trinket, Ritter! Sei
Vergeſſen Alles, was nicht recht geſchehn!
Vergeßt's ihr Alle! Dieſer Todte fiel
Das Opfer ſeiner Schuld, mich aber ſchlug
Nicht Kempten, nein! die Hand des Herrn durch ihn.
Wem über ſeines Gleichen das Geſchick
Die ſchwere Pflicht der Herrſchaft anvertraut,
Soll immer nüchtern, ſeines göttlichen
Berufs gewärtig, Niemand züchtigen
Im Zorn, auch ſeinen Hund nicht, denn der Zorn

Verwirft, ein roher Wüthrich, Maß und Ziel.
Ein König aber, der ſich ſelbſt vergißt,
Und die Geſetze ſeiner Leidenſchaft
Zum Götzenopfer darbringt, überſpringt
Den Zauberkreis der Majeſtät; er iſt
Kein König mehr, weil er Gerechtigkeit,
Sein Diadem, verachtend von ſich warf.

Benno, Biſchof von Osnabrück.

In Iburgs *) Tempel wandelt' ich, vertieft
In die Vergangenheit; ich ging und las
Der Leichenſteine faſt verwiſchte Schrift,
Gedächtnißſchrift von Männern, Heiligen
Und Helden, deren Staub dem Wonnetag
Der Auferſtehung dort entgegenharrt.
Da lockt' ein Denkmal, das verehrungswerth
Und hehr vor allen ſchien, die Neubegier
Des Jünglings. Freudig ahnend bebt' ich hin
Und fand in goth'ſchen Charakteren dort
Die fromme Bitte kunſtlos ausgehau'n:

*) Iburg: ein Kloſter unweit Osnabrück, welches Benno ſtiftete.

„Lies, wer ich war, — du wirſt einſt, was ich bin —
„Und ſage: Biſchof Benno, ſchlafe wohl!
Ich las die Worte: Biſchof Benno! las
Zum zweiten Mal. Ein heil'ger Schauder lief
Durch mein Gebein; es ſchwankten über mir
Des alten Tempels hohe Wölbungen,
Und ſchnell erſchüttert ſanken meine Knie'
Vor Wonn' und Andacht auf des Edlen Grab.
O Benno! Dulder Benno! Märtyrer
Der Treu'! ſo ſchläfſt du hier, ſo ruhſt du hier
Vom Heldenkampfe deines Lebens aus!
Als Knabe netzt' ich einſam oft das Blatt,
Worauf die unbeſtochne Prüferin
Geſchichte deiner Größe Zeugin ward,
Mit heißen Thränen; führt der Zufall, führt
Ein Engel jetzo mich zu deiner Gruft?
Verklärter Vater meines Vaterlands!
Sei du hinfort mein Engel! Leite du
Mich durch des Weltgewirres Labyrinth!
Bewahre du mein Herz vor Trug und Liſt,
Daß es einfältig, wie das deine, ſei!
So rief ich weinend aus. Dann wandt' ich mich,
Und flüchtete, dem ſüßen Kummer ganz
Mich hinzugeben, in den wildſten Wald,
Und von den Wipfeln grauer Eichen ſank
In lindem Säuſeln die Begeiſterung
Herab mit Träumen von der Väter Zeit.

* * *

Des Schnees Silber deckte Berg und Thal,
Der ſtrengſte Nord durchpfiff den nackten Hain,

Den niebezwungnen Waldſtrom bändigte
Des Eiſes Feſſel; ſchrecklich war der Froſt.
Allein der Winterſtürme ſpottend ſaß
Im Feierſaale ſeiner Felſenburg
Der Ritter Wulf, mit Freunden freundſchaftlich
Gelagert um ein helles Tannenfeur,
Das im Kamine knatternd Funken ſchoß.
An ſeiner Seite ruhte ſanft gelehnt
Sein liebes Weib, des Zirkels Krone, reich
An Schönheit, reicher noch an Edelſinn.
Wem, ſich in ihres Auges holdem Blau
Zu ſpiegeln, ihrer Wangen keuſche Glut
Zu ſchau'n vergönnt war, ihrer Stimme Ton
Zu hören, wahrlich! der vermißte nicht
Die Roſen, noch der Vöglein Waldgeſang.

Rings um die Ritter an der ſteilen Wand
Der Halle ſah man, ſtattlich eingefaßt,
Des Hauſes Ahnherrn all' im Konterfei,
Doch dort, wohin am klarſten durch die hohen,
Bemalten Bogenfenſter ſich der Tag
Ergoß, dem Wirthe gegenüber prangte
Der Kaiſer Heinrich, *) prangte neben ihm
Des Landes Biſchof, ſein getreuſter Freund,
Der treuſte ſicher, welchen je Natur
Und Schickſal einem Herrſcher zugeſellt.
Und Wulfens Hausfrau, die den feuchten Blick
Schon lang' auf Benno's Bildniß heftete,
Hub alſo jetzt zu ihrem Ritter an:

*) Heinrich der Vierte.

Hausfrau.

Der arme, der verfolgte Benno! Sieh
Den unerschütterlichen Männersinn
Auf seiner Stirne! Schau, wie er den Arm,
Der oft ein Schild des guten Kaisers war,
An seine stahlbedeckten Lenden stemmt!

Wulf.

Welch eine Größ' in seinem Angesicht! —
Bei Gott! es ist, als ruf' es Jedem zu:
Von mir hinweg, wem nicht ein reines Herz
Die Brust beseelt! Wie furchtbar treffend brennt
Aus seinem Blick der Seele Kraft hervor!
Und dieser Mann — o Ritter! Ihr versteht
Die Thräne, welche meinem Aug' entquillt —
Der Held, der hier in Rüstung steht, mit Roys
Und mit des Schicksals Fluch belastet, irrt
In Lumpen, ärmer, als der Aermste jetzt
Umher, und fleht umsonst die menschliche
Barmherzigkeit um Brod und Wasser an.
Der Kaiser bog sein Knie vor Papst Gregor;
Sein Herz zerschmolz, der Schranzen Schwarm entfloh
Wie aus des Eichenwipfels dunkelm Schutz
Die Käuze fliehen, wenn vom Sturm erfaßt
Der hohe Stamm bis in die Wurzeln kracht;
Sie flohn, nur Er, der Mann von Osnabrück,
Nur Benno blieb, und dafür bettelt er.

Hausfrau.

O Jammer! jammervoll! Ein solcher Fürst
So tief herabgedrückt! Geliebter Herr,
Du weißt so viel von ihm und seinem Freund;

Erzähl' uns die Geschichte doch, worüber
Ich oft geweint und immer weinen muß,
So oft du sie erzählest, die Geschichte,
Wie du auf ihrer Flucht von Harzburg sie
Im Walde trafst. Ihr Edeln, helft mir bitten!

Einer der Ritter.

Ihr nahmt das Wort vom Mund' uns, schöne Frau!
Von Heinrich, Wulf! von Benno, lieber Wulf!

Wulf.

Wolan! ich will es; trauliches Gespräch
Macht Luft um's Herz und auch ein trauerndes
Gefühl um gute Menschen thut uns wohl.
Allein bevor ich dieses Abenteur
Euch wiederhole, singt mit uns mein Weib
Mein altes Lieblingslied, den Volksgesang,
Den über Tafel an des Kaisers Hof'
Ein Sänger einst zu Benno's Preis' erfand.

So sprach der Hausherr, aber sein Gemahl
Gehorchte gerne. Wie das Minnelied
Der Nachtigall des dumpfen Wasserfalls
Harmonisches Gestrudel überschwebt,
So tönte lieblich in gelenkigem,
Bescheidnem Schwunge durch den vollen Baß
Der Männerstimmen ihrer Stimme Klang.
Der schwellenden Empfindung Strahl entglomm
In jedem Auge. Schwere Becher dröhnten
Den Takt dazwischen. Also sangen sie:

Romanze.

Des Kaisers brave Franken fliehn,
Das Heer der Sachsen siegt.

Mit uns entkam gar manche Schar,
Doch ach! in dieſen Scharen war
Der wackre Benno nicht!

Wo find' ich ihn? rief Heinrich aus,
Ihr ſchweiget? iſt er todt?
Wer ſagt mir's an? Zu ſeinem Lohn
Trägt er ein gutes Schwert davon,
Ein Schild, von Golde roth.

Wer hätt' ihn funden? Weit von uns
Verbirgt ihn Wald und Nacht,
Und um ihn wird das grüne Gras
Vom Blut der heißen Wunde naß,
Der Wunde dieſer Schlacht.

Erſt mit dem Licht des Morgens kommt
Von ungefähr zu Roß
Ein Reiter, der ihn röcheln hört,
Steigt ab, und bringt auf ſeinem Pferd'
Ihn zu dem nächſten Schloß.

Dort wäſcht er ihm die Wunde rein,
Legt milde Kräuter drauf,
Verbindet ſie mit kluger Hand,
Und Benno's Kraft, zurückgebannt
In's Leben, zittert auf.

Doch welch ein Anblick harret ſein!
Ein Ritter ſteht vor ihm,
In ſeiner Hand ein nacktes Schwert,
In jedem Aug' ein Feuerherd,
Die Wange ſchwarz vor Grimm.

Erkenne deinen Todesfeind!
So ſchallt ſein Donnerton;
Du haſt ihm geſtern in der Schlacht
Den Erſtgebornen umgebracht,
Den erſten, einz'gen Sohn.

Ich machte dich zur Leiche, ſchlüg'
In mir nicht Sachſenblut;
Mein Eiſen iſt auf dich gewetzt,
Allein ein wahrer Sachſe ſchätzt
Auch Feindesheldenmuth.

Drum, biſt du gleich in meiner Macht,
Laſſ' ich dir freie Wahl:
Du trittſt der Fahne Sachſens bei,
Und lebſt; du bleibſt den Franken treu,
Und fällſt durch dieſen Stahl.

Der Zorn verkannter Größe blitzt
In Benno's Augenſtrahl!
Sein ſtolzer Muth, den nicht Gewalt,
Nicht Drohen ſchreckt, erwiedert kalt:
„Gebrauche dieſen Stahl!"

Beſinne dich! ich biete dir
Es nicht zum dritten Mal.
„Du biſt zu gütig. Mache bald!
Das Sprechen koſtet mir Gewalt;
Gebrauche dieſen Stahl!"

Betrog'ner Starrkopf, biſt du nicht
Der Kirche Feind? verbannt?

Nicht bettelarm, als Kaiſerfreund?
Biſt du nicht Fürſt, mit uns vereint?
Ein Fürſt mit Geld und Land?

„Durch Ihn beſaß ich Land und Geld,
Ein Fürſtenthum durch Ihn;
Durch Ihn verlor ich Land und Geld,
Und gäbe doch noch eine Welt
Für Ihn mit Freuden hin.“

Lies eine Meſſe, Freund! Sie kommt
Ihm beſſer, als die Welt! —
Er ruft's mit Hohn im wilden Blick,
Und Benno ſinkt entnervt zurück:
„Ihm beſſer, als die Welt?“

Ja, ſtolzer Thor! von ſeinem Blut
Iſt dieſe Wand ſo roth.
Er flüchtete bei Sternenſchein
In dieſe Burg. Wir drangen ein;
Dein Heinrich, er iſt todt.

„Er fiel? Er fiel? — Der Eiche Fall
Quetſcht Wälder mit ſich hin.
Triumph! er quetſch' auch mich dahin!
Triumph! ſo fall' ich doch durch Ihn!
Durch Ihn! durch Ihn! durch Ihn!“

Hier ward des Ritters ganze Wuth
Von neuem wieder wach;
Doch als er jetzt das Eiſen ſchwingt,
Was iſt's, das hell die Luft durchdringt?
Horch auf! ein Trommelſchlag!

Trompeten tönen, Schwerter klirr'n,
Verwirrte Stimmen ſchrei'n.
Der Boden bebt. Ein derber Stoß
Wirft angelweit die Thüre los,
Und — Heinrich ſtürzt' herein.

Er ſieht den Sachſen, ſieht die Wuth
In ſeinem Auge glühn,
Erkennet Benno, zucket jach
Sein gutes Schwert. Ein Schwung! ein Schlag!
Des Ritters Kopf rollt hin.

„Mein Heinrich! du mein Retter? bebt
Entzückt ſein kranker Freund;
Sag' an: wie kommt mir's, daß ich dir
Mein Leben danke, du von mir
Noch kaum als todt beweint?"

Du weißt, verſetzt er, unſtät iſt,
Wie Wind, das Kriegesglück.
Nach einer unglücksvollen Schlacht
Gewann ich ſchon in dieſer Nacht,
Was ich verlor, zurück.

Der Kaiſer ſpricht's, der Kaiſer hört,
Was Benno litt für ihn,
Und himmliſches Entzücken, Schmerz
Und Wonne, ſchmelzt an Benno's Herz
Sein großes Herz dahin.

Wann hatt' ein Herrſcher einen Freund,
Der meinem Freunde glich?

Mit dir in meinen Armen, Held! —
Ihr Menſchen auf der Gotteswelt,
Wer wird geliebt, wie ich?

* * *

Die frohe Stimme des Geſangs verklang,
Und Wulf begann tief ſeufzend ſeine Mähr:,

Des Kaiſers Leben, dieſen Wunderkampf
Des Muthes mit dem Unglück kennet ihr;
Denn ſchwerlich wohnt ein Klauſner von der Welt
So ferne, daß von Heinrichs Tapferkeit,
Von ſeinen Leiden, ſeinen Thaten nie
Der ſtolze Ruf zu ihm herüberdrang.
Auch wißt ihr alle, Ritter! daß ich einſt,
Eh jene Fehde, welche jetzt noch oft
Von neuem lodert, mich nach Hauſe rief,
Mit Benno ſtets am Kaiſerhofe war.

Einſt ſaßen wir in Goslars alter Burg
Zu Tiſch, und Heinrich, noch ein Jüngling, war
Von ganzer Seele froh, wir Alle froh
Bei leichtem Scherz. Der volle Becher ging
Umher. Der muntre Troubadour begann
Beim Klang der Saiten ein entzückend Lied,
Als plötzlich, von dem bangen Weheruf
Der Stadt begleitet, athemlos vor Angſt
Ein Schreckensbot' hereintrat: Rettet Euch,
Mein Kaiſer! rettet Euch! Die Sachſen — ach!
Ihr wißt, ſie ſchwuren längſt Euch Rach' und Tod —
Die Sachſen ſind mit großer Heersmacht nah.
Von unſern Zinnen ſehn die Wächter ſchon
Den Staub, der ihrer Roſſe Tritt' entweht.

Der Becher ſank dem Kaiſer aus der Hand.
„Iſt wahr das Wort des Todes?“ — Lieber Herr,
So wahr, als Gott im Himmel lebt! — „Wolauf
Ihr Ritter, eilet! legt die Rüſtung an!
Wir flüchten; unſrer wartet Harzburgs Thor.“

Er rief's, und eilig, wie der Waller flieht,
Wenn hinter ihm vom hohen Himmel ſich
Gewitternacht voll Todes niederſenkt,
So ſtrebten wir durch Haide, Berg und Wald
Dem letzten, einz'gen Rettungsorte zu.
Den Kern des Heeres führten Heinrich und
Der Biſchof. Ich mit meinem Knappen blieb
Zurück, und folgt' auf einem kranken Roß
Dem wilden Flug des Heers von ferne nach.
Urplötzlich —

Ein junger Ritter.

Nun? die Feinde?

Wulf.

Nur Geduld!
Urplötzlich hört' ich hinter mir Geächz,
Wie Sterbender, und tönt es hinter mir,
Wie Rüſtung, die den Sinkenden umtönt.
Ich wandte ſchaudernd. Sieh! mein Knappe lag
Vom Pferd' herabgeſtürzt im hohen Graſ'
Und ſtreckte matt die Hand empor; die Hand
War angefüllt mit rothem Blut, es quollen
Aus ſeinem Gurte ſchwere Tropfen Blut.

„Woher die Wunde?“ ruf' ich hocherſtaunt.
Herr! ſtöhnt er, ſeit dem letzten Strauße deckt
Der breite Gürtel dieſe Wunde. „Wie?
Du zeigteſt mir ſie nicht.“ Ach! lieber Herr!
Ich dachte: ſagſt du's ihm, er läßt gewiß
In Goslar dich allein; ein Andrer folgt
Ihm nach in Kampf und Schlacht, und hörſt du dann
Von ſeiner Mannheit reden, ach! dich bringt
Der Kummer früher, denn die Wund' in's Grab.
Er ſprach's und ſank in bleicher Ohnmacht hin;
Ich aber, voll Beſtürzung und verwirrt
Vom Schmerz, vergaß beinah nach Hülf' und Rath
Mich umzuſchauen. Endlich ward' ich, links
Im Dickicht eines Felſens froh gewahr,
Von deſſen moosbewachsner Seit' herab
Ein helles Waſſer in die Wieſe tropft.
Wie von der Wimper des gekränkten Manns
Die ſeltne Thräne zögernd niederbebt,
So ſchwollen einzeln aus dem dichten Moos'
Die Tropfen, und vereinten unten ſich
In einen Bach, der über ſammtnes Gras
In ſpiegelklaren Wellchen fürderglitt.
Schnell neſtelt' ich die Pferd' an einen Baum,
Und wuſch dem armen Knaben, während er
Wie leblos lag, die böſe Wunde rein.
Der wackre, gute Junge, brav und treu!
Bei meinem Schwert! ich könnte meinen Sohn
Nicht wärmer lieben, wärmer mich kein Sohn,
Als er mich liebte. Selbſt ſein letzter Hauch
War meiner Rettung einzig noch geweiht.
Denn als ich jetzt, des Blutes wildem Strom
Zu wehren, eben weiche Leinwand nahm,

Ermannt' er ſich und winkte ſterbensmatt:
Der Boden dröhnet unter meinem Ohr!
Die Sachſen! ächzt' er, flüchtet! Sorget Ihr
Für Euch, — für mein Begräbniß ſorgt der Herr!

Noch einmal winkt' er ängſtlich und verſchied;
Und augenblicklich hört' ich auch den Schall
Der Trommeln; Wolken dichten Staubs, durchblitzt
Vom Waffenleuchten, wirbeln ſeitwärts auf.
Da ſprach ich ſchluchzend: Edler, ſchlafe wohl!
Mag dieſe Thräne, ſo mein Vaterherz
Dir blutend weinet, Einſegnung dir ſein!
Und ſprengte fort. Des öden Felſenwegs
Unkundig ſprengt' ich vorwärts, bis ich mich
Vor einem Walde ſah, der grauenvoll
Und unabſehbar ſich am Bergesfuß
Herunterdehnte. Von den hohen Wipfeln
Der Tannen ſchattet' ew'ge Finſterniß
In's ſchauernde Gefilde, und ſo weit
Sie ſchattete, war nichts, was lebt, zu ſehn,
War eine Stille rings, wie um den Sumpf,
Auf welchem dicke, dumpfe Luft, mit Peſt
Geſchwängert, lauernd ruht, vor deren Hauch
Ergriffen in dem Fluge ſeiner Kraft
Der ſchnellſte Vogel todt zu Boden ſinkt.
Mein Thier zog ſchüchtern den gehobnen Fuß
Zurück, und ſtand. Ich ſpähte wild umher,
Als abermals der Sachſen Feldgeſchrei
Der Pauke Donner, der Trompete Ruf
Zu mir herüberklangen, abermals
Zu raſcher Wahl mich nöthigten. Zum Glück
Gewahrt' ich jetzt, daß weiter rechts der Forſt

Ein wenig offner ward. Ich trabte dort
Hinein, und kreuzte bis zur Abendzeit,
Um irgendwo von Menſchen eine Spur
Zu finden, in dem Dickicht her und hin;
Da ſtürzte kraft- und leblos unter mir
Mein Pferd zuſammen. Wär' es nicht geſtürzt, —
Ein Zelter ohne Flügel taugte doch
Auf dieſem Pfade mir zu nichts! Der Hain
Ward immer wilder, immer finſterer
Und dichter. Bald entnervt ein Dorngebüſch
Und bald ein aufgekrümmter Wurzelzweig
Den blöden Schritt, indeſſen über mir
Der engverſchränkten Aeſte ſchwarzes Laub
Dem Sonnenſtrahle, mich zu leiten, wehrt!
Mich überfällt die Nacht; die Nacht zerrinnt;
Der Tag, nur wenig heitrer, denn die Nacht,
Erſcheint, zu neuer, grimmer Anſtrengung
Mich aufzureizen, die mich weiter ſtets
Von Menſchen, tiefer in die Wildniß bringt.
Und wieder wird es Nacht, und wieder Tag. —
Der Hunger tobt, wie Feuer tobt der Durſt
In meinem Eingeweid', — und noch erſcheint
Dem angeſtrengten Blick kein Retter! Ach!
Kein Weg! kein Laut, der auch nur Leben lügt!
Verzweifelt, knirſchend werf' ich endlich mich
Zur Erd' in's dürre Laub. An jeder Kraft
Erſchöpft, gewärtigt' ich nichts anders mehr,
Als eines Ungeheuers Rachen, oder
Des Hungertodes höllenbange Qual.

Auf einmal rauſcht es fern in dem Gebüſch,
Wie Menſchentritt. Ich horche, ſpring' empor

Dem Schalle nach, und komm' an einen Ort,
Wo überraſchend hell das ſüße Licht
Des Tages durch die Wipfel niederdringt.
Sieh da! zwei Waller ſchreiten, eingemummt
In weite Mäntel, ſchweigend durch's Gebüſch.
Geſenkten Hauptes, langſam wanderten
Sie mir vorbei. Die Sinne ſchwanden mir;
Voll wilder Gierde, wie der hagre Wolf
Die unbewachten Hürden überſpringt,
Fiel ich mit bloßem Schwert ſie brüllend an:
Gebt mir zu eſſen, Männer! oder ſterbt!
Der erſte Wandrer lächelt, wendet ſich
Und ſpricht: Helf Gott! wir haben ſelber nichts!
Der zweite Wandrer lächelt, wendet ſich
Und reicht mir eine goldne Krone dar:
Sieh dieſes Kleinod, lieber Freund! es iſt
Die Krone Kaiſer Heinrichs. Dieſer Stein,
Und der, und jener gilt ein Fürſtenthum;
Doch biet' uns trocknen Brodes halb ſo viel,
Als ſie an Gold und Perlenſchmucke wiegt,
Und ſie iſt dein. Sag, hungerſt du, wie wir,
Zwei Tage ſchon?

Er ſpricht's, der Mantel ſinkt
Von ſeiner Schulter, und — o Anblick! o
Erkennen! — ſiehe! ſtatt des Pilgers ſteht
Von Hunger ſchaudernd, wie ein Todter bleich,
Der auf der Bahr' in ſeinen Brettern ruht,
Ein Held in Rüſtung, ſteht der Kaiſer da!

Gott! welch ein Anblick! Heinrich ſelber war's,
Der auf der Bahn des tiefſten Elends mir

Begegnete! Der Herr der Erde war's,
Der für die Brocken eines Bettlermahls
Sein Diadem, den alten, heil'gen Schatz,
Vergebens feilbot! Lebt' ich tauſend Jahr'
Und abertauſend, immer würde doch
Sein Bild, ſein bleiches Antlitz und der Ton,
Womit er fragte: Hungerſt du, wie wir,
Zwei Tage ſchon? mir gegenwärtig ſein!

Einer der Ritter.

Bei Gott! ich ſeh' ihn leibhaft vor mir ſtehn.

Wulf.

Mir ward, als klammerte des Todes Hand
Sich eiskalt um mein Herz. O wehe mir!
Mein Kaiſer und mein Herr! auf welchen Mann
Hab' ich mein Schwert gezückt! So rief ich aus
Und griff nach einem Aſt, um taumelnd nicht
Zu ſinken, als mit überlautem Schrei
Der erſte Waller heftig mich umſchlang:
Biſt du's? Gerechter Himmel! Wulf, erkennſt
Du deinen Benno nicht? So rede doch!
Du biſt verirrt? nicht wahr? Wir ſind es auch.
Ein treuer Knecht entdeckt' uns Meuterei,
Verſtändniſſe mit den Rebellen. Wir
Entflohen heimlich in der erſten Nacht
Aus der umringten Burg. Die Flucht gelang.
Des Schickſals Hand enthob uns der Gefahr
Des edlern Todes; — durch die Lanzenreih'n
Der wachen Feinde führt' es tückiſch uns,
Wie dich, zum Hungertod' in dieſen Wald.

Ich schluchzt' und schwieg. O Wehmuth! wie so reich
An Wonne du! Wir hielten uns umarmt
Und weinten unaufhörlich, ungestüm,
Wie Kinder ihren langverhaltnen Schmerz
Vom Herzen weinen, wenn ein Anderer
Den Unfall, so die Kleinen traf, beklagt;
Bis Heinrich unsers stummen, süßen Bunds
Der Dritte ward, sein Arm uns Beid' umfing,
In unsre Thränen seine Thräne schmolz.
Da schlug und wuchs neukräftig unser Herz
Mit stolzem Drang' empor; da glichen wir
Drei Felsen in der offenbaren See,
Die durch ein ewig Bündniß die Natur
In einen einzigen zusammengoß.
Und freudebebend, mit erhabnem Blick
Gen Himmel, sprach der Kaiser: Alles ruft
Mir jetzo furchtbar zu: Du bist ein Mensch!
Ich fühl' es tief, allein es thut mir wohl;
Denn diese Menschenwonne, ja! sie wiegt
Den Prunk der Herrscherfreuden zehnfach auf.
Gewiß! noch fiel ich nicht zu tief; in euch
Besitz' ich mehr noch, als ein Kaiserthum.
Wolan denn! seht, schon schwimmt der breite Mond
Herauf, dort hinter jener Eiche! Fort,
So weit der wunde Fuß uns tragen mag!
Wolan! verjüngte Benno, fort! ist doch
Das Glück ein Weib. Mit ächtem Weibersinn
Verachtet es den Feigen, und versagt
Fast nimmer dem Entschloßnen seine Gunst. —
Er sagte wahr. Der erste Morgenstrahl
(O Wollust sonder Maß! dich fühlet nur,
Wer manches ew'ge Jahr in Kerkersnacht

Verſeufzt, und unverhofft entfeſſelt jetzt
Den freien, blauen Himmel wiederſieht!)
Der erſte, mit Gejauchz begrüßte Strahl
Des Morgens zeigt' uns ein bebautes Feld,
Und Obſtgebüſch, und hinter dem ein Dorf.
Wir warfen faſt zugleich uns auf die Knie
Zum Dankgebet', und ſchwuren, nimmer uns
Zu trennen. Aber ach! wir hatten kaum
Geſchworen, als aus meiner Heimat mir
Die Botſchaft kam: Dein Nachbar Ode ſteht
Als Feind vor deiner Burg, zertreten liegt
Vom Hufſchlag ſeiner Roſſe deine Saat.
Da riß ich mich, wie ſehr mein ſträubend Herz
Auch blutete, von ihrer Seite los;
Und ſeit der Stunde dieſer Trennung herrſcht
Das Schwert des Schickſals zwiſchen uns, und hält
Mich von den Edlen, ſie von mir entfernt.
O Freunde! Freunde! wo er jetzt wol irrt,
Der unglückſel'ge Benno! Wer ihn ſieht,
Verhöhnt ihn, denn in Bettlerkleidern ſucht
Der Aechter fremde Gauen, unerkannt
Zu bleiben, unverfolgt! Wie mancher Wicht,
Der vor ihm kroch, als noch der Sonnenſchein
Des Glückes hell von Heinrichs Diadem
Auf ſeine Freunde wiederglänzte, ſtößt
Verſpottend ihn zurück, und weigert ihm
Ein Stückchen trocknes Brod! Wir werden ihn
Auf dieſer Erde niemals, er wird nie
Die Berge ſeines Landes wiederſchaun,
Denn Alles iſt ja päpſtiſch um uns her;
Doch wär' es möglich, könnt' ich einmal noch,

Auf einen einz'gen Tag von Angeſicht
Zu Angeſicht ihn ſehn, ein volles Jahr
Von meinem Leben gäb' ich hin dafür!

* * *

Weil ſo der Ritter ſprach, und jedes Herz
Von ſeinem Wunſch' entbrannte, ſprang die Thür
Des Saales auf. Sein Söhnlein hüpft' herein.
Ein muntrer Knabe, (dieſer Winter war
Sein zwölfter) graden Sinns und feuervoll
Wie ſeine Väter voll Gefühls, wie ſie,
Für das, was groß und edel iſt. Wenn oft
Zur Abendszeit auf Benno das Geſpräch
Sich lenkte, glühten helle Zähren ihm
Die Wang' hernieder. Vater! ſeufzt' er dann,
Ach Vater! dieſen Benno möcht' ich ſehn!
Kommt er denn nimmer, nimmer wieder her?
Jetzt flog er hurtig durch der Gäſte Kreis
Zu Wulf.

Knabe.

Es iſt ein Bettler vor dem Thor.

Wulf.

Ein Bettler? wie? man gab ihm nicht?

Knabe.

Er will
Die Gabe nicht. Den Hausherrn müſſ' er ſehn.

Wulf.

Ein Bettler und mich ſehn! Ein Pilgersmann
Vielleicht?

Knabe.

Ich glaub' es, doch vielleicht auch mehr,
Als ſein Gewand verkündiget. Ein Wuchs
Iſt wahrhaft kaiſerlich. Ihr Alle, ſtellt

Euch um ihn her, ich wette, daß er auch
Die Größten, wie ein König, überſchaut.
Gewiß! Ihr müßt ihn ſehn! Er trägt ſein Haupt
In eine Kutte ſorgſam eingehüllt,
Nur leuchtet, wie zwei Feuer durch die Nacht,
Sein tiefes, großes Augenpaar hervor,
Daß ich hineinzublicken nicht vermag.
Heh! wenn das Benno wäre?

Wulf.

Geh! du biſt
Ein Schwärmer. — Eile! ſpring und bring ihn her!
Der Knabe lief, und zog den Fremden, ſein
Sich zu verſichern, jubelnd an der Hand:
Komm, Pilger, komm! — Der Pilger kommt, vermummt
In eine Kutt'; in langen Wellen fließt
Sein ſchwarzer Bart herab; er geht den Saal
Herdurch, ſein Anſehn Majeſtät, ſein Schritt
Voll Würde, tritt an's Tannenfeuer, neigt
Sein Haupt und ſpricht:

Pilger.

Ihr Herren, wer von Euch
Iſt Ritter Wulf?

Wulf.

Ich bin es, lieber Gaſt!

Pilger.

Herr Ritter! Gottes Gnade, ſeinen Gruß,
Und dieſen Bruderhandſchlag bietet Euch
Der Aechter Benno.

Benno! kreiſchte Wulf,
Und Benno! ſchell die weite Halle nach.

Pilger.

Derſelbe, Wulf! Entſinnet Ihr Euch ſein?

Wulf.

O ſüßer Gruß! — Vor Wonne zittern mir
Die Knie. — Wo ließ der Zufall Euch ihn ſehn?
Wo weilt er? Setzt Euch an das Feuer. Knapp,
Den Doppelbecher her! Ein Trunk vom Rhein
Erwärmt die ſtarren Adern. Setzt Euch, ſetzt
Euch hieher, Pilger, daß das Eis im Bart
Euch ſchmelze. Trinkt! und habt Ihr Euer Herz
Erquickt, ſo ſprecht, in welchem Land' und wie
Der Mann des Jammers Euch begegnete.

Pilger.

Gern will ich's, doch, Ihr Edlen, hehlt mir nicht,
Iſt Jeder dieſes Kreiſes Heinrichs Freund?
Die Ritter ſchwiegen. Statt der Antwort geußt
Ein Jeder haſtig ſeinen Becher voll:
Heil unſerm Kaiſer! Heil dem Biſchof! Heil!
So rufen ſie. Der Fremdling lagert ſich
Vertrauend an das helle Tannenfeur,
Das im Kamine knatternd Funken ſprißt,
Und leert zugleich mit ihnen den Pokal;
Starr aber weilt indeß des Hausherrn Blick
Auf ſeinem. Wenn er's wäre! wenn dein Freund
Es ſelber wäre! jauchzt mit Ungeſtüm
Sein ahndendes Gefühl; allein, es ſcheint
Unmöglich! „Dieſes Angeſicht, ſo bleich
Und hehrern, gleicht es doch dem Konterfei
Des Helden wenig beſſer, als der Tod
Dem Leben gleicht! und wie ſo tief das Haupt
Dem Pilger auf die Bruſt hängt! Nein! ach nein!" —
Er wollte reden, öffnete den Mund,
Und ſchloß ihn wieder. Und der Gaſt hub an:

Pilger.

Ihr tranket, Männer, auf des Kaisers Wohl,
Und Benno's Wohl; da habt Ihr einen Stein
Vom Herzen mir gewälzt. So höret denn,
Wo ich den Thränenwerthen sah. Ich bin
(Nach meinem Namen forschet nicht) ich bin
Ein Deutscher, habe viel gesündigt, viel
Dafür gelitten, mehr, als wol ein Mensch
Gelitten hat. Ja! hätte die Natur
In meine Schultern Riesenkraft gelegt,
Doch wär' ich meiner Last gesunken, wie
Das Knäblein unter Männerrüstung sinkt;
Allein mich tröstete das große Wort:
Ach! unbegreiflich, Herr! ist dein Gericht,
Und unerforschlich deine Wege! Wer
Hat je den Sinn' des Herrn erkannt? wer saß
Mit ihm zu Rath? und gabst du Gott zuvor,
Daß jetzt dein Stolz Vergeltung heischen darf?
Dies wand mir stets das Eisen aus der Hand,
Doch ward mir endlich Alles um mich her
Zum Ekel. Ich ergriff den Pilgerstab,
Erblickte dann der Erdbewohner viel'
Und ihrer Städt' und ihrer Sitten, sah
Das heil'ge Grab, und flüchte rastlos, wie
Von einer unsichtbaren Uebermacht
Verfolget, jetzo durch das weite Reich.
Vor kurzem ging mein Weg durch Paderborns
Uralten Forst. Ihr kennt den düstern Wald,
Wo keiner Herde wandelndes Geläut,
Kein ferner Rauch, kein Thurm dem Irrenden
Ein Ruheplätzchen oder Ziel verheißt.
Ich hatte lange nichts, was Menschenhand

Verrieth, gesehn; da traf ich noch zuletzt
Ein einzeln Strohdach an, vor dessen Thür
Ein Armer in zerrißnen Kleidern saß.
Er hielt ein dürftig Stückchen Käs' und Brod
In seiner Rechten; sein erfreuten sich
Zwei kleine Kinder, hüpften, ritten jetzt
Auf seinen Knieen, und zerwühlten ihm
Den krausen Bart; allein er spähte wild
Und schrecklich über ihre Spiele weg.
Als winkten aus des Haines Mitternacht
Gespenster ihn von weitem an. Die Qual
Unheilbar gift'ger Herzenswunden stand
An seiner Stirn mit schwarzer Schrift gemalt,
Wie an der Stirne des Verzweifelten,
Der tief im Busen Selbstmord überlegt.
Der Mann — war Benno selbst. Ich ging hinzu.
Das Unglück macht vertraut. Die Rede fiel
Auf Heinrich. Bald erzählt' er mir: er sei
Dem großen Kaiser in gar manche Fehd
Gefolget, habe manchem braven Mann
Vor seinem Angesicht die Knie gelähmt,
Und endlich seine Sünden (Freundeslieb'
Und Unterthanentreu' und was noch sonst
Zu Rom Verbrechen heißt) in Welschland schwer,
Nur nicht so schwer, als Heinrich selbst, gebüßt.
Dort sah ich, seufzt' er, dort zum letzten Mal
Den besten, schwächsten, unglückseligsten
Der Herrscher! — aber Ihr, geliebter Freund,
Wie weit gedenkt Ihr heute? „Nicht gar weit,
Erwiedert' ich, Ihr seht, das Abendroth
Verglühet, aber morgen hoff' ich doch
Die Gränzen schon von Osnabrück zu sehn."

Wie? rief er, Osnabrück? „Ich weiß dorthin
Den gradſten Weg," verſetzt' ich. — Osnabrück?
So fraget doch nach einem Ritter Wulf,
Ich bitt' Euch, fragt nach ihm, und wenn er mein
Sich freundlich noch erinnert, wenn dem Herrn
An eines Bettlers Gruße liegt, ſo bringt
Ihm meinen Gruß und Bruderhandſchlag. Echt,
Ob meine Lieben froh und fröhlich ſind,
Daß Ihr, wenn uns ein zweites Ungefahr
Vor Einer Thür zuſammenführt, dereinſt
Mit ſüßer Botſchaft mich erladen mögt.
Ich irre jetzt hinauf nach Oppenheim.
Dort hofet Kaiſer Heinrich. Seid auch Ihr
Des Pilgerlebens müde? Folgt mir! Schnallt
Den Panzer um! es gibt auch Harniſche,
Die Euch gerecht ſind. Lebet wohl! — Er ſprang
Zur Thüre, dankte feurig ſeinem Wirth
Und ging. Ihm weinten Werth und Wirthin nach,
Allein die Kindlein beide kreiſchten laut.
Ich folg' ihm ſicher bald an Heinrichs Hof,
Und o! wie labend wird das Wort ihm ſein:
Ich habe Wulfen deinen Gruß gebracht,
Und alle deine Lieben froh geſehn.

Wulf.

Ich habe leider! Fehden überlei,
Die mich in Athem halten; hätt' ich's nicht,
Ihr ginget nicht allein nach Oppenheim.
Er ſprach's. Der Fremde ſchwieg und ſchaut' indeß
Die Ritter alle düſterprüfend an,
Bis Wulfens Knabe, der verzückt bisher
An ſeines Gaſtes Lipp' und Angeſicht

Mit offnem Mund' und großen Augen hing,
Die Stille wieder brach:

Knabe.

Mein Vater, wißt
Ihr die Geschichte, so der Reisige,
Der gestern hier war, in der Küch' erzählt?
Es ist vom Bischof.

Pilger.

Lieber Ritter Wulf!
Das ist ein schöner Bub'; allein es thut
Ihm traun! nicht wohl, daß er das Alles hört
Von Benno. Stellt ihm jenen Wenzel doch
Zum Beispiel auf, der Heinrichs junges Herz,
Es zu vergiften, so geschickt gewann.
Das frommt ihm wahrlich! baß. Von Benno's Art
Ein Schößling sproſſet nie zur Eich' empor,
Die weitumschattend kleiner Bäum' ein Heer
Mit dem Gewölbe stolzer Aeste schirmt.
Er ist für keinen Boden; jeder treibt
Des bösen Unkrauts heuer gar zu viel,
Das schleichend seinen Wuchs umrankt und lähmt.

Wulf.

Sehr wahr! doch acht' ich's eher neidenswerth,
Wie Benno betteln als ein Biedermann,
Denn als ein reicher Hofschranz in den Häusern
Der Könige des Landes Mark verschwelgen.

Knabe.

Was ist's? Ihr sprecht so leise, Vater?

Wulf.

Nichts!
Erzähle du! wir hören Alle gern.

* * *

Knabe.

In dieſem Winter (es war Mitternacht)
Durchwanderte der Biſchof, eingehüllt
In ſeine dünnen Lumpen, einen Forſt,
Und hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte!
Die Sterne funkten, wie verjüngt vom Froſt,
In blauer Luft, und nieder durch's Gewebe
Der blankbeſchneiten Zweige lächelte
Der Mond auf ſeinen Pfad; die Nacht war ſchön,
Allein den Armen fror ſo bitterlich!
Nicht ſelten warfen ſchaudernd hier und dort,
Wenn er geſchwind vorüberdrang, auf ihn
Die Wipfel ihre kalte Laſt herab,
Und leblos wühlt' im ſteifbereiften Schnee
Sein Fuß; die Knies brachen; nur ſein Muth
Blieb aufrecht in der ſchmerzgeübten Bruſt,
Und endlich zeigte ſich ein Hoffnungsſtrahl.
Seht hin! was leuchtet, wie ein zweiter Mond
So helle, ſeitwärts aus dem Buſch' hervor?
Es iſt die Mauer, iſt der blaue Glanz
Der Fenſter einer Burg, und dieſe Burg
Der Wohnſitz eines Ritters, der bisher
Das Zeichen Heinrichs auf dem Schilde trug.
So matt der Biſchof war, ſo hurtig ſchwang
Er ſich die Trepp' hinauf. Er pochte wild
An's Thor, denn alle Nerven zuckten ihm
Vor Mattigkeit, und ſieh! des Schloſſes Herr,
Der noch beim Gaſtmahl wachte, trat heraus.
Gott grüß' Euch, Ritter, und verzeihet Ihr
Dem ſtarren Wandrer, wenn er Euch geſtört!
Ich bitte nur um eine Labung, um
Ein wenig Warmes nur. Der Odem friert

Mir an die Lippen. Horcht! der Wolf! er heult
Vor Kälte; tödtend iſt der Hauch der Nacht.
So bat er leiſ', allein dem Ritter klang
Die Stimme doch bekannt. Er ſchüttelte
Den Kopf, und bracht' ihm einen Becher dar.
Hier! ſprach er hämiſch, Lieber! nimm, doch trink:
Verderben über Heinrich! — Benno nahm
Und trank: Verderben über Papſt Gregor!
Der Bube tobte, riß mit Hohngebrüll
Den Labekelch ihm von der Lippe, goß
Den Wein ihm vor die Füße, daß es klang,
Und ſtieß ihn mörderiſch aus der Thür zurück;
Doch, eh er ſelbſt die Thüre wiederum
Gewinnen konnt', erfaßt ihn beim Gewand
Der Pilger: Freund: gedenkſt du ſo des Manns,
Der auf des Kaiſers Flucht von Goslar dir
Sein eignes Pferd, weil deines ſtürzte, lieh?
So ſeid Ihr Benno? ſcholl's zur Antwort, hum!
Ihr ſeid im Bann der Kirch'. Es ſchmerzt mich. Gehe
Und ſucht bei Eurem Kaiſer Dach und Fach!
Ihr knirſchet, Ritter? O gewiß! es war
Entſetzlich. Teufliſch war die That. Ihr knirſcht
Mit Recht; nur höret', welch ein Abenteur
Den Dulder bald und ſeltſam tröſtete.
Betäubt, entgeiſtert war der Jammermann
Zurückgeſtarrt; er ſchwankt' und breitete
Die Hände ſchwindelnd ſich zur Stütz' hinab,
Da kommt (du heil'ger Gott! ſo iſt es wahr,
Was mir mein Pater ſagte: Dankbarkeit,
Mein Söhnlein, ſuche bei dem Menſchen nicht,
Ein wildes Thier iſt dankbarer, denn er!)
Ein alter abgezehrter Jagdhund kommt

Herangezittert, ſchnaubt an ihm herauf
Und wedelt, leckt von ferne ſchüchtern ihm
Die blauen todten Händ', und wirft ſich dann
Zu ſeinen Füßen ſehnlich winſelnd hin,
Als fragt' er traurig: Kennſt du mich nicht mehr?
Und Benno kannte ſeinen ſtummen Freund!
Er hatte, doch vor ſieben Jahren ſchon,
Von einer böſen Wunde dieſen Hund
Geheilt; vor ſieben langen Jahren ſchon!
Und doch erinnerte ſo treu, ſo froh
Das arme Thier ſich ſein! Ihm ward die Bruſt
Zu enge für ſein blutend Herz; er zieht
Das letzte Brod aus ſeinem Bettlerſack,
Und bricht das Brod, und reicht das halbe Stück
Dem Hunde, nimmt den Reſt für ſich, und ſchluchzt
Und ruft: Beglücktes Thier, daß die Natur
Dir jenen Grad von Geiſteskraft verſagt,
Der Gottes Ebenbild zum Unhold macht!
Hier ſtockte der Erzähler. Alle ſchau'n,
Zerknirſcht vom Kummer, ſprachlos vor ſich hin;
Doch wie ein Mann, der, nah und näher jetzt
Dem freudigen Entſchluſſe, läſtige
Bedenklichkeiten abzuwälzen ſtrebt,
Sitzt unruhvoll der Pilger, wirft ſich hin
Und her, und reibt die Stirne, trocknet ſich
Die Augen. Keiner, der des Sonderlings
Erhabne Seltſamkeit zu deuten weiß!

* * *

Indeß gewann der Kleine wieder Kraft,
Zu reden, und hub ſo von neuem an;

Knabe.

Ein dürft'ger Landmann nahm den Biſchof auf,

Und pflegte sein drei ganzer Tage lang;
Am vierten setzte durch denselben Wald
Der Aechter die verweg'ne Reise fort.
Kaum aber sah er rings sich vom Gebüsch
Umfangen, als ein greller Jammerton
Und Waffenklang sein Ohr verwundete.
Sind Räuber! dacht' er; Räuber waren's wohl!
Allein der Angefall'ne? Den errieth
Der Waller nicht. Er selbst, der Ritter selbst,
Der mördrisch ihn von seiner Schwelle stieß,
Ringt, hingeworfen in den blut'gen Schnee,
Mit vier Banditen, und verwundet wälzt
An seiner Seite sich sein schnaubend Roß.
Der Held erblickt es, (dieser Anblick löscht
Das Angedenken des Geschehn'nen aus)
Zuckt einen Dolch, den er als Heiligthum,
Weil ihn der Kaiser schenkt', im Busen trägt,
Und schreitet rasch hervor. Die Meuchler fliehn.
Der Ritter wonneschauernd, hebt sein Haupt
Und schaut nach seinem Schutzgott um, erkennt
Den Pilger, stutzet, schlägt sich vor die Stirn,
Springt dann empor, und wirft sich auf die Knie':
O du, mein Engel schon zum zweiten Mal!
Du Hocherhabner, der du, mehr als Mensch,
Wie Gott dich rächst! vergib, ich flehe dir,
Vergib mir ganz, wie Gott vergibt, und komm
Zu meiner Burg! Ich will zehntausendfach
Die Kränkung dir vergelten. Edler, komm!
Doch Benno, der dem abgefeimten Schalk
Durch Herz und Nieren schaut', erwiederte
Mit schrecklich ernstem Blick: Ich bin ein Hund,
Der seinen Herrn verlor. Er sucht umher,

So weit er ſuchen kann. Da ſteht am Weg'
Ein Mann mit Brod und Fleiſch, und lockt den Hund,
Weil ihm das rege, tapfre Thier gefällt;
Der aber eilet ſeiner Straße fort,
Und achtet nicht der Speiſe, der Gedank'
An das, was er verloren, füllt ſein Herz. —
Mit feſter Stimme, tief empfindend ſprach
Der edle Knabe dieſes Männerwort,
Und weinend, Thränen ſtrömend zeugte rings
Im Kreiſe jedes Auge, daß ſein Ton
In jeder Bruſt erſchütternd wiederklang.
Der Fremde ſah die Thränen, hielt ſich jetzt
Nicht mehr; ſein Blut ward Feuer; er vergaß
Der Botenrolle, ſprang von ſeinem Sitz
Und jubelte begeiſtert himmelan:

Pilger.

Ja wohl ein Hund, der ſeinen Herrn verlor!
Allein, er find't ihn wieder! Horchet auf!
Die Trommel rauſcht! Trompeten ſchallen! Rauſcht,
Ihr Trommeln Heinrichs! ſchall, Trompete, ſchall,
Ich folge dir! ich folge dir!
Er rief's, und Wulf — doch! welche Sprache leiht
Mir Tön' und Farben, ſeinen Schrecken, ſein
Entzücken ganz zu malen, dieſen Sturm
Der höchſten Luſt, womit er außer ſich
Den ſchnell erkannten, beſten Freund umſchlang!
„Er iſt es ſelbſt! es iſt der Biſchof ſelbſt!"
'S iſt Benno! jauchzten ſich die Ritter zu,
Und Benno! Benno! ſcholl die weite Burg.
Allein der Biſchof wand aus Wulfens Arm
Sich los. Die Kutte ſank von ſeinem Haupt.
Da hing das Kinn ihm nicht mehr auf die Bruſt;

Hoch stand er, hehr und herrlich an Gestalt,
Gleich einer Eiche, wenn der Frühling naht;
Die Blätter, ihr Gewand, sind welk umher,
Doch kraftvoll dringt ihr Stamm den Wolken zu.

Benno.

Bin ich denn wirklich Benno? Nun wolan,
Ihr Biedermänner, kommt, umarmet mich!
Und du, mein Sohn, nimm diesen Kuß zum Dank!

Wulf.

Ihr wollt doch nicht? —

Benno.

Ich muß; der Jäger sind
Zu viel' umher. Sie möchten's nur zu bald
Gewahren, daß der langerharrte Wolf
Von seiner Höhle sich so weit verirrt.

Wulf.

O! kämen sie, die Jäger!

Ein andrer Ritter.

Kämen sie!
So lange Blut in diesem Arme glüht,
So lange dieses Schwert —

Wulf.

Die Sonne sinkt,
Und strenger pfeift der Nordwind. Freund ich will
Ein königliches Lager Euch bereiten.

Benno.

Der weichen Polster bin ich lang entwöhnt,
Und wohl mir, daß ich's bin! Ich darf nicht, muß
Von hinnen; was ein Mann muß, thut er schnell. —
Nur Ein's noch! Führt mich Euren Thurm hinan,
(Man sieht von Eurem Thurm doch Osnabrück?)

Daß ich noch einmal meine — meine Stadt
Noch einmal ſehe!

Knabe.

Werft das Fenſter los!
Die Burg liegt hoch. Seht da die liebe Stadt!

Benno.

In dieſem ſchönen Thal! — (er beugte ſich
Mit offnen Armen nach der Gegend hin) —
Wie ſchön ſie daliegt, von dem Sterbeglanz
Des Tag's verklärt! Wie mancher Edle dort,
Der einſt mit ſtolzer Wonne mir ſein Herz
Entgegen trug, und noch an ſeiner Thür
Mit Wonne mich empfinge! — Lebe wohl
Mit deinen guten Bürgern, gute Stadt!
Leb wohl! und wenn des großen Vaters Ohr
Der Väter letzte Wünſche gnädig hört,
So ſchwebe ſtets mein Segen, wie der Herbſt
Mit nie erſchöpftem Füllhorn, über dir! —
Ich werde weich. Fahrt Alle wohl! — Gedenkt
Mit Liebe mein!

Knabe.

So geht er doch! o Gott!
In dieſem Wetter! — Vater, laſſet Ihr
In dieſem Wetter und allein ihn gehn?
Ich wollt', er nähme mich zum Knappen an,
Wie gerne zög' ich mit! Ihr Herren, wär'
Ich Ritter, dieſe Stunde zög' ich mit.

Wulf.

Bleibt, Herr! Als Gott mir hilft, ich laſſ' Euch nicht.
Ich leb' in Fehde, mächtig iſt mein Feind,
Und grade jetzt durch Unglück bis zur Wuth

Erbittert, doch mit Einem guten Wort
Könnt Ihr uns bald versöhnen; söhnt uns aus!
Ist das gethan, so modre mein Gebein
Von dem Gewölbe fern, wo Staub bei Staub
In Frieden meine Väter alle ruhn,
Zieh' ich nicht straks mit Euch nach Oppenheim!

Benno.

Wer ist der Feind?

Wulf.

Mein Nachbar.

Benno.

Lad' ihn her!
Ich hoff' Euch zu vereinen.

Einer der Ritter.

Ziehet Wulf,
So bin ich auch dabei.

Alle.

Wir sind dabei!
Wir Alle sind dabei!

Wulf.

Sei Gott mit uns! —
Gleich einem Frühlingsmorgen geht die Zeit
Der frischen Jugend wieder vor mir auf!
Trinkt, Brüder, trinkt! Die Nacht soll unser sein,
Und wenn zum dritten Mal der Himmel graut,
Mit unserm Benno fort an Heinrichs Hof!

Alexander Pope's Verſuch über den Menſchen an St. John Lord Bolingbroke.

(Eine metriſche Ueberſetzung, mit den nöthigſten Anmerkungen.)

Erſter Brief.

Auf, Bolingbroke! laß dem Fürſtenſtolz
Sein Spielwerk und der niedern Ehrbegier;
Doch wagen wir (denn leben heißt ja nichts,
Als um ſich ſchau'n und geh'n) mit freiem Blick
Uns in der Menſchheit weite Szen' hinaus,
Ein vielverſchlung'nes, großes Labyrinth!
Allein nicht ohne Plan; ein wilder Grund,
Wo bei einander Blum' und Unkraut ſproßt;
Ein Garten, wo verbotne Früchte glüh'n.
Zwei rüſt'ge Jäger ſchreiten wir hinaus,
Durchſpäh'n den Dickicht, wie das offne Feld,
Und wo ſich Leben regt, es krieche blind
In tiefen Gängen, oder ſchwinge ſich,
Nicht minder blind, zur ſteilſten Spitz' empor,
Da folgen wir, die Tritte der Natur
Belauſchend; nach der Thorheit zielen wir,
Indem ſie fliegt, und haſchen, eh' ſie noch
Zur Höh' entflieh'n, die Sitten lebend auf,
Sind billig, wo wir können, lachen nicht,
Als wo wir müſſen, und vertheid'gen ſo
Der Gottheit Wege vor den Sterblichen.

I. Was weiß der Menſch, ſo frag' ich dich zuerſt,
Von Gott und von dem Menſchen, wenn er nicht
Auf's Unbekannte vom Bekannten räth?
Doch von dem Menſchen kennet er ja nichts,

Als ſeinen jetz'gen Stand, aus dem er ſchließt,
Zu dem er Alles endlich hinbezieht,
Und Gott, wiewohl ihn Welten ohne Zahl
Verkünden, zeigt ſich uns in unſ'rer nur.
Er, der des Raums Unendlichkeit durchdringt,
Der ringsum Welt an Welt zu Einem All
Sich bilden ſieht, bemerkt, wie Ein Syſtem
In's andre greift, welch anderes Gefolg
Von Monden ſich um andre Sonnen wälzt,
Und was für eigne Weſen jeden Stern
Bevölkern, er iſt's, der uns ſagen kann,
Warum wir grade das ſind, was wir ſind.
Allein das Inn're dieſes großen Bau's, —
Die Hebel, die ihm Trieb und Haltung leih'n,
Das enge Band, das, Ein's in's Andere
Verſchlingend, Ein's dem Andern dienſtbar macht,
Die richt'gen Steigerungen — hat dein Blick,
Hellſehend wie er iſt, es je durchſchaut?
Iſt's möglich, daß ein Theil das Ganze faßt?
Die Kett', an der harmoniſch angeregt,
Das Weltall ſchwebt, und ſchwebend ſich erhält,
Hängt ſie an Gottes, oder deiner Hand?
11. Vermeſſ'ner Sterblicher! du ſuchſt den Grund,
Warum du klein und blind und elend biſt?
Den tiefern Grund erforſche, wenn du kannſt,
Warum du nur ſo klein biſt, nur ſo blind
Und elend? Frag' die Mutter Erd' einmal,
Warum die Eich' an Kraft und Majeſtät
Den Strauch, den ſie beſchattet, überragt.
Zu jenen Lichtgefilden ſchwing' dich auf,
Und höre dort, warum denn Jupiters
Trabanten kleiner ſind, als Jupiter?

Wenn Gottes Güt' und Weisheit, als ſie ſchuf,
Aus allen möglichen die beſte Welt
Erwählen mußt' und wählte, dieſe Welt,
Wo, fehlt ein Glied, auch die Verbindung fehlt,
Wo Alles ſteigt, doch ohne ſeinen Grad
Zu überſteigen, dann — wer ſieht es nicht? —
Mußt' auf der Weſenleiter irgendwo
Ein ſolcher Rang auch, wie der unſ're ſein,
Und eure Frage — zankt ſo lang' ihr wollt —
Heißt nur: ob dieſer Standpunkt übel ſei?
Was übel uns, in Rückſicht unſ'rer ſcheint,
Kann gut im Ganzen ſein, iſt ſicher gut.
Beurtheilt nur der Gottheit weiten Plan
Nach euren kleinlichen Entwürfen nicht!
In einem Menſchenwerk, wie ſehr ſich auch
Der Künſtler müht, erringt er Einen Zweck
Durch tauſend Mittel, und erringt ihn kaum;
In Gottes Werk trifft jede Kraft ihr Ziel,
Und dient noch einem anderen zugleich.
So wirkt vielleicht der Menſch — nach ſeinem Wahn
Der Schöpfung Mittelpunkt — in einen Kreis,
Den er nicht kennt, hinüber, rührt vielleicht
In andrer Richtung andre Räder an;
Ein Theil iſt's, nicht das Ganze, was wir ſeh'n.
Wenn einſt das ſtolze Roß erkennen lernt,
Warum vom Reiter jetzt ſein Feuermuth
Im Lauf gehemmt wird, jetzt zum Lauf geſpornt;
Wenn dieſer dumme Stier den Grund erfährt,
Warum er bald die Schollen ſpaltet, bald
Ein Opfer iſt, und bald Aegyptens Gott;
Dann ſieht des Menſchen Stolz und Dummheit auch,
Was ſeines Daſeins, ſeiner Wirkſamkeit,

Was ſeiner Triebe Ziel und Nutzen ſei,
Warum er, leidend, handelnd, vorgedrängt,
Zurückgeſtoßen, dieſe Stund' ein Sklav,
Und in der andern eine Gottheit war.
So nennt denn nicht den Himmel ungerecht,
Den Menſchen unvollkommen; lieber ſagt:
Der Menſch iſt ſo vollkommen, als er muß;
Sein Wiſſen iſt nach ſeinem Rang und Stand
Gemeſſen, ſeine Zeit ein Augenblick,
Ein Punkt ſein Raum. — Wenn er vollkommen einſt
In irgend einer Sphäre werden ſoll,
Was liegt daran, ob er es früher wird,
Ob ſpäter, hier auf Erden, oder dort?
Wer heute glücklich iſt, der iſt's ſo ſehr,
Als wer es ſchon vor tauſend Jahren war.
III. Vor allen Weſen hehlt die Vorſehung
Das Buch des Schickſals; Eine Seite nur
Iſt aufgerollt: ihr gegenwärt'ger Stand.
Was Menſchen wiſſen dürfen, iſt dem Thier,
Was Geiſter wiſſen, unſerm Blick entrückt;
Und wer vermöcht' auch ſonſt des Daſeins Noth
Hienieden zu ertragen? — Jenes Lamm,
Das deine Schwelgerei verurtheilt hat,
Noch heut zu bluten, wenn ihm dein Verſtand
Beſchieden wäre, ſpräng' und ſpielt' es wol?
Vergnügt und harmlos bis zum letzten Hauch,
Durchſucht es weidend den beblümten Klee,
Und leckt die Hand noch, die das Meſſer hebt.
Wohlthät'ge Blindheit! gütig uns verlieh'n,
Daß jede Kreatur den eignen Kreis
Erfülle, den der Himmel ihr beſtimmt,
Der Himmel, der auf ſeine Werk' herab,

Als Aller Gott, mit gleichem Auge ſieht,
Ob ein Gewalt'ger, ob ein Sperling fällt,
Ob, hingewirbelt in's Verderben, hier
Ein Stäubchen, dorten ein Syſtem vergeht,
Ob eine Blaſ' und ob ein Weltkreis birſt.
So hoffet demuthsvoll, erhebet euch
Mit bebendem Gefieder, harret ſtill
Des großen Lehrers „Tod" und betet an!
Es läßt der Himmel euch ein künftig Glück
Nicht ſeh'n, doch hoffen; dies ſoll unſer Glück
Auf Erden ſein. Der Hoffnung Lebensquell,
Er wallet ewig in des Menſchen Bruſt.
Nie iſt er glücklich, immer wird er's ſein.
Verbannt von Hauſ' und eingekerkert, ruht
Die arme Pſyche nicht; ſie dringt und ſchweift
In's Leben, das da kommen ſoll, hinaus.
Den guten Indier betrachte nur,
Ihn, deſſen Kinderſinn, von Pfleg' entblößt,
Gott in den Wolken ſieht, im Wind' ihn hört!
Die ſtolze Wiſſenſchaft, ſie trug ihn nie
Bis an die Sonne, bis zur Milchſtraß' auf,
Doch hoffen — hoffen lehrt' ihn die Natur
In ihrer Einfalt. Hinter dem Gebirg,
Das ſich geheimnißvoll mit Wolken deckt,
Erwartet ein beſcheidner Himmel ihn.
Dort, in der großen Waſſerwüſte, liegt
Ein ſelig Eiland, eine beſſ're Welt,
Von tiefer Waldnacht rings umher begränzt,
Wo jeder Sklav das ſüße Mutterland
Noch einmal wieder ſiehet, wo kein Feind
Ihn martert, und kein Chriſt nach Golde lechzt.
Zu ſein iſt Alles, was er dort ſich wünſcht,

Nicht Engelsflügel, nicht des Seraphs Glut;
Nur daß, in's allgemeine Paradies
Mit eingelaſſen, ihm, ſo denket er,
Sein treuer Hund Geſellſchaft leiſten ſoll.
IV. Geh', weiſer du, als dieſer Indier,
Und mit der Sinnlichkeit Gewichte wäg'
Der Vorſicht Rathſchluß gegen deinen Wahn!
Nenn' unvollkommen, was dir alſo ſcheint,
Sprich: Hier gibt ſie zu viel, zu wenig dort!
Zerſtöre, deiner Luſt und deinem Gaum
Zu Liebe, jeder Kreatur Geſchlecht,
Und rufe: Wenn der Menſch nicht glücklich iſt,
Wenn ſich des Himmels hohe Sorg' und Gunſt
Auf ihn allein nicht hinſenkt, er allein
Nicht hier vollkommen, dort unſterblich iſt;
So hat Gott Unrecht. Haſche Wag' und Stab
Ihm aus der Hand, um die Gerechtigkeit
Auf's neu zu richten, Gottes Gott zu ſein!
Im Stolz, in einem Stolz, der ſchlimmer iſt,
Weil er vernünftelt, liegt des Irrthums Grund.
Aus ſeiner Sphär' empor, zum Himmel ein
Will Alles fliegen. Jene ſel'gen Höhn,
Sie locken immer noch den Hochmuth an;
Der Menſch will Engel ſein, der Engel Gott.
Doch Engel fielen, weil ſie Göttlichkeit
Verlangten; iſt der Menſch denn weniger,
Der Engelrang begehret, ein Rebell?
Ein jeder Wunſch nur, der des Weltenplans
Geſetze meiſtert, iſt Verſündigung
An dem, durch welchen dieſe Welt entſprang.
V. Für wen entzündet ſich der Sterne Glanz?
Die Erde, wem zum Dienſt iſt ſie beſtimmt?

„Für mich, verſetzt der Stolz; für mich allein
„Weckt ihre Zeugungskräfte die Natur,
„Säugt jede Pflanz', entfaltet jeden Kelch;
„Mir füllen Traub' und Roſe Jahr auf Jahr
„Mit Nektarſäften ſich und Balſamduft;
„Mir bringt die Mine tauſend Schätz', es wallt
„Geſundheit mir von tauſend Quellen zu;
„Mich wiegt die Woge, Sonnen ſteigen auf,
„Um mir zu leuchten; dieſer Erdball iſt
„Mein Schemel, dieſe Luft mein Baldachin."
Doch wird Natur dem liebevollen Zweck
Nicht ungetreu? auch dann nicht ungetreu,
Wenn heißrer Sonnen Glut ein blaſſes Heer
Von Toden niederſendet, wenn ein Sturm,
Ein unterird'ſches Wetter Erd' und Luft
Zerrüttet, Städt' in Eine Gruft begräbt,
Und Nationen in die Tiefe ſchleift?
„Nein! ſagt ihr mir; die erſte höchſte Kraft
„Wirkt nach Geſetzen ſtets, die auf des Alls,
„Nicht auf der Theile Wohl berechnet ſind.
„Ausnahmen waren ſelten, ſeltner noch
„Veränderungen, ſeit die Welt begann;
„Und was im ganzen Kreis der Schöpfung iſt
„Vollkommen?" Nichts! und dennoch ſoll der Menſch
Vollkommen ſein? Iſt Menſchenſeligkeit
Der Eine, große Zweck, ſo geht das Rad
Der Schöpfung irr', und ſoll der Menſch es nicht?
Der Zweck erheiſcht ja doch, daß Sonnenſchein
Und Regen auch in ſtetem, gleichem Lauf
Sich halten, nicht des Menſchen Triebe nur,
Heiſcht ew'gen Lenz, und ewig heitre Luft
Gewiß nicht minder, als er Menſchen heiſcht,

Die stets gemäßigt, ruhig, weise sind.
Verrücken Pest und Erderschütterung
Des Himmels Plane nicht, wie thät' es denn
Ein Catilina oder Borgia?
Wer weiß, entzündet Er nicht, dessen Hand
Die Blitze formt, den alten Ozean
Empört und Flügel dem Orkane leiht,
In eines Cäsars Brust die Ruhmbegier,
Und läßt Zeus-Ammons jungen Heldensohn,
Das menschliche Geschlecht zu geißeln los?
Aus blindem Stolz' entspringt, aus Stolz allein,
Das Urtheil, das der Mensch von physischen
Und sittlichen Begebenheiten fällt.
Bei jenen sprechen wir den Himmel frei;
Warum bei diesen nicht? Sich hier, wie dort,
In Demuth unterwerfen, ist Vernunft.
Erwünschter, denkt man, würd' es sein für uns,
Wenn Alles Tugend wär im Geisterreich,
Im Reich der Körper Alles Harmonie,
Daß Meer' und Lüfte nicht des Windes Macht
Empfänden, nicht die wilde Leidenschaft
Der Seele stillen Kreis zerrüttete.
Doch einzig durch der Elemente Kampf
Besteht die Welt, und Leidenschaften sind
Des Lebens Elemente. Dies Gesetz
Herrscht überall; der allgemeine Plan
Ward für den Menschen, ward für die Natur
Im Augenblick der Schöpfung festgesetzt.

VI. Was will denn dieser Mensch? Er blickt empor,
Und strebt gen Himmel; etwas weniger,
Als Engel, will er mehr, als Engel, sein;
Er blickt herab, und hält im Ernste sich

Für übervortheilt, weil des Stieres Kraft,
Des Bären Pelz ihm fehlt. Die Thiere ſind
Zu ſeinem Dienſte; ſprich! zu welchem Dienſt,
Wenn er vereinigt ſchon in ſeinem Ich
Die ganze Thierwelt fände? — Die Natur,
Den Weſen allen hold, verſchwendet nie;
Mit eigenen Vermögen, eigenen
Organen rüſtete ſie jedes aus;
Was uns ein Mangel ſcheint, es würde nur
Zum Fluche dienen, oder ward erſetzt,
Behendigkeit durch einen höhern Grad
Von Stärke, Stärke durch Behendigkeit,
Und ganz genau iſt jegliches Geſchenk
Nach dem Bedürfniß abgewogen, nichts
Hinwegzunehmen, nichts hinzuzuthun.
Der Thiere niedrigſtes, der ärmſte Wurm,
Iſt glücklich mit dem ſeinen, und es kargt
Der Himmel gegen uns, und uns allein?
Dem Thiere nur, das ſich vernünftig nennt,
Genüget nichts, wenn es nicht Alles hat?
Des Menſchen Glück' (erkennt' es doch der Stolz!)
Kann nicht in dem beſteh'n, was er ſich wünſcht,
Nicht im Vermögen, über ſeinen Kreis
Hinauszuwirken und zu denken, nicht
In größern Kräften, als der jetz'ge Stand
Und die Natur des Menſchen tragen kann.
Warum hat nicht der Menſch, den Fliegen gleich,
Ein mikroskopiſch Aug'? „Aus gutem Grund?
Er ſollt' ein Menſch, und keine Fliege ſein.
Was hülf' es, ſagt mir an, wenn ſein Geſicht,
Verfeinert nun, doch auch beſchränkter, ihm
Die Milbe zeigte, nicht den Himmel mehr?

Was hülf' es, ſtreckte ſich in jedem Nerv
Ein furchtſames Gefühl mit Zittern aus,
An allen Poren Schmerz und Todesangſt
Zu leiden? oder göſſ' ein leichter Duft
Durch ſein Gehirn ſich aus, an einer Roſ'
In wolluſtvoller Marter zu vergehn?
O! ſtürzte die Natur zur Probe ſich
Mit ihren Donnern in ſein offnes Ohr,
Und übertäubt' ihn mit der Sphären Klang,
Wie ſollt' er wünſchen, daß der Himmel ihm
Die ſanftern Harmonieen, ſeinen Weſt
Gelaſſen hätt' und ſeinen Murmelbach!
Wer ſieht der Vorſicht Güt' und Weisheit nicht
Da, wo ſie gibt, und da, wo ſie verſagt?

VII. So weit der Schöpfung unermeſſne Reih'n
Sich aufwärts dehnen, ſtreckt die Leiter auch
Der Sinns- und Geiſteskräfte ſich hinan.
Schau, wie ſie von den grünen Tauſenden,
Die in dem Graſe wimmeln, ſtufenweis
Bis zu dem Königsrang des Menſchen ſteigt!
Wie viele Mittelarten von Geſicht,
Geruch, Gehör erfüllen nicht den Raum,
Den ungeheuren, welcher Ein Extrem
Vom andern trennt; den blöden Schimmerglanz
Des Maulwurfs von des Luchſes Feuerſtrahl,
Die Löwin, die geſtreckt auf ihren Raub
Dahinſchießt, von dem Hund, der einer Spur
Auf dem berührten Graſe ſinnig folgt,
Das ſtumme Leben in der Waſſerwelt
Von jenem lauten Volk, das mit Geſang
Den Frühlingshain durchwirbelt! — Sehet hier
Der Spinne zu; wie rührig und wie ſcharf

Iſt ihr Gefühl! Es lauſcht in jedem Tritt,
Und lebt, ſo weit ihr fernſter Faden reicht.
Die kleine Biene ſeht, welch eigner Sinn,
So zart und doch ſo richtig, Heilung zieht
Aus Giften! Der Inſtinkt, wie zeigt er ſich
Verſchieden in dem Schwein, das achtlos wühlt,
Und, halbvernünft'ger Elephant, bei dir!
Doch zwiſchen dem Inſtinkt und der Vernunft,
Wie unbemerkbar iſt dem ſchärfſten Blick
Die Scheidewand, die ſie entfernet hält,
Entfernt für immer, doch für immer nah!
Wer endlich zeichnet ſie, die Linie,
Die das Gedächtniß von der Urtheilskraft,
Den Sinneneindruck vom Gedanken trennt?
Und doch, wie ſehr auch jede Mittelart
Vereinigung erſehnt, ſie überſteigt
Die Gränze nimmer. — Ohne dieſen Zwang,
Der, ewig unverrückt, in ihrem Grad
Die Kreaturen feſthält, wären ſie
Einander unterthan, und alle dir?
Der Menſch, der ihre Kräfte zähmt und lenkt,
Beſitzt er ſie nicht all' in der Vernunft?

VIII. Durchſchaue dieſe Luft, und dieſes Meer,
Und dieſe Erde! Reg' iſt aller Stoff,
Und birſt in's Daſein. Ueber dir empor,
Wer weiß, zu welcher Höh' ſich Leben ſtets
An Leben fortreiht! um dich her wie weit!
Wie tief nach unten! Großes Weſenband,
Das erſt von Gott beginnt, ätheriſche,
Dann irdiſche Naturen, Engel, Menſch,
Thier, Vogel, Fiſch, bis zum beſeelten Staub,
Zum Punkt herunter, den kein Auge ſieht,

Kein Glas erreicht! vom Ewigen zu dir,
Von dir zum Unding! — Würd' es uns erlaubt,
Hinaufzudringen in den höhern Grad,
So drängten ſie, die tiefer ſtehn, als wir,
Sich in den unſern, oder zwiſchen uns
Und ihrem Kreiſe blieb' ein leerer Raum,
Blieb' eine Lück' im vollen Weſenreich,
Wo mit der erſten Sproſſe, welche bricht,
Die ganze Leiter aus einander fällt.
Nehmt aus der Kette welchen Ring ihr wollt,
Zehn oder tauſend, ihr zerſtöret ſie.
Und wenn nun Weltſyſtem auf Weltſyſtem
In ſteigendem Verhältniß ſich bewegt,
Wenn jedes weſentlich der Harmonie
Des großen Ganzen einberechnet iſt,
So wirft die Stockung, die das Eine ſtört,
Nicht das Syſtem nur, ſondern Alles um.
Laßt unſern Ball, dem Gleichgewicht entrückt,
Aus ſeiner Laufbahn taumeln, regellos
Planet und Sonnen durch den Luftraum flieh'n,
Laßt aus den Sphären, welche ſie gelenkt,
Die Engel niederſtürzen, Welt an Welt,
An Weſen Weſen ſcheiternd untergeh'n,
Auf ihren Mittelpunkt die Wölbungen
Des Himmels niederkrachen, die Natur
Erzittern bis hinan zu Gottes Thron,
Die ganze Ordnung brechen ... und für wen?
Für dich doch nicht, erbarmenswerther Wurm?
O Aberwitz! o Stolz! o Frevelmuth!

IX. Geſetzt, die Hand, zur Arbeit vorbeſtimmt,
Der Fuß, den Staub zu treten, fühlte Luſt,
Auch einmal Kopf zu ſein, und dieſer Kopf,

Das Ohr, das Auge fänden ſich gekränkt,
Als Werkzeug bloß zu dienen für den Geiſt?
Wie abgeſchmackt! und ſo auch wünſcht der Menſch,
Ein Theil des allgemeinen Körpers, ſich
Den Platz der andern, ſo auch grämt der Menſch
Sich über jene Schmerzen, jene Müh'n,
Die ihm der Geiſt des Weltalls aufgelegt.
Die ganze Menſchheit, jede Weſenreih'
Iſt nur ein Theil des ſtaunenswerthen All's,
Von welchem die Natur der Körper iſt,
Und Gott die Seele — ſie, die anders uns
In jedem Ding' erſcheinet, anders wirkt,
Und doch dieſelb' iſt, groß im Firmament,
Und in der Erde groß, die in dem Strahl
Der Mittagsſonne glüht, im Weſt erfriſcht,
Im Sterne leuchtet, in dem Baume knospt,
In jedem Leben lebt, und ausgedehnt
Durch alles Ausgedehnte, nicht vertheilt,
Doch allverbreitet, unerſchöpflich ſchafft,
Mit Lebenshauch des Menſchen Seele füllt,
Mit Trieb und Streben ſeinen ird'ſchen Theil,
So ganz und ſo vollkommen in dem Haar,
Als in des Herzens wundervollem Bau,
Im ſchwachen Menſchen, der ſich muthlos härmt,
Als in dem Seraph, der, zur Anbetung
Dahingeriſſen, vor Entzücken flammt.
Bei ihr ſind Hoch und Niedrig, Groß und Klein
Sinnleere Wörter; ſie erfüllt, umſpannt,
Verknüpfet Alles, gleichet Alles aus.

X. So hört denn auf, und nennt die Ordnung ſelbſt
Nicht unvollkommen; euer eignes Wohl,
Es hängt von dem, was ihr verwerfet, ab.

Kennt euren Stand, den güt'gen, rechten Grad
Von Schwäche, von Beſchränktheit, welcher euch,
Zu Theil ward. Unterwerft euch, überzeugt,
Daß euch in dieſem, oder jenem Kreis
Das Glück erwartet, das ihr tragen könnt:
Geborgen in der Hand der Einen Macht,
Die Alles lenket, ſei's in der Geburts-,
Sei's in der Todesſtunde. — Die Natur
Iſt nichts als eine Kunſt, die ihr nicht kennt,
Der Zufall — Schickung, die ihr nicht bemerkt,
Verwirrung — Einklang, den ihr nicht verſteht,
Was Uebel ſcheinet — allgemeines Wohl,
Und trotz dem Stolz, der Scheinvernunft zum Trotz
Steht Eine Wahrheit feſt; Was iſt, iſt gut.

Anmerkungen.

1. Es iſt ein gewiſſes Axiom in der Anatomie der Thiere, daß ihre Geſchwindigkeit in dem Grade abnimmt, wie ihre Stärke zunimmt; oder daß ihre Stärke geringer iſt, wenn ihre Geſchwindigkeit größer wird. Anm. des Verf.

2. Die Art, wie die Löwen in den Wüſten von Afrika ihren Raub jagen, iſt dieſe: Wenn ſie bei Nachtzeit ausgehen, ſo brüllen ſie vorher laut, und dann hören ſie nach dem Geräuſche, das die Thiere auf ihrer Flucht machen, und verfolgen ſie nach dem Gehör, nicht nach dem Geruch. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Geſchichte von dem Zwergwolf, einem Thiere, das für den Löwen jagen ſoll, daher ihren Urſprung genommen habe, weil man bemerkt, daß dieſem ſchrecklichen Thiere der Geruch fehlt.
Anm. des Verf.

Zweiter Brief.

I. Erkennet denn euch ſelbſt, und grübelt nicht,
Vermeſſ'ne Sterbliche, der Gottheit nach;
Das Studium des Menſchen iſt der Menſch.
Auf dieſen Iſthmus eines Mittelſtands
Dahingeſtellt, wo ſeine Wißbegier
Mit Nacht, mit Rohheit ſeine Größe kämpft,
Für einen Skeptiker zu kenntnißreich,
Und zu gebrechlich für den Uebermuth
Der Stoa, ſchwebt und ſchwankt er mitten inn.
Was ſoll er machen? Handeln oder ruh'n?
Was ſoll er vorziehn? Körper oder Geiſt?
Wofür ſoll er ſich halten? für ein Thier?
Für einen Gott? Er wird — um zu vergeh'n,
Vernünftelt — um zu irren, gleich beſtraft,
Wenn er zu viel, wenn er zu wenig denkt;
Ein Chaos, aus Verſtand und Leidenſchaft
Geworren, immer durch ſich ſelbſt getäuſcht,
Und von der Täuſchung durch ſich ſelbſt belehrt;
Zum Steigen halb gemacht, und halb zum Fall;
Herr aller Ding' und aller Dinge Raub;
Der einz'ge Richter über Wahr und Falſch,
Von Wahn zu Wahne ſtets umhergeſcheucht;
Der Stolz, das Spielwerk, das Problem der Welt!
Geh, ſeltſames Geſchöpf! und klimm hinauf,
So hoch nur Wiſſenſchaft dich führen kann;
Geh! miß die Erde, wäg' die Luft und ſchreib
Der Ebb' und Flut ihr Gehn und Kommen vor;
Lehr die Planeten, welche Kreiſ' hindurch
Sie rollen dürfen, gib dem Sonnenlauf
Geſetz', und meiſtere die alte Zeit!

Geh! ſteig zum Empyreum, zu dem Quell
Des Guten, Schönen und Vortrefflichen
Mit Platon, oder trab' im Labyrinth
Mit Platons Jüngern rund, und raube dir
Die Sinn', um Gott zu gleichen; wie im Oſt
Der Prieſter ſchwindelnd ſich im Zirkel dreht,
Und ſeinen Kopf, der Sonne gleich zu ſein,
So wie die Sonne wendet. Geh! und ſag
Der ew'gen Weisheit, wie ſie herrſchen ſoll,
Dann ſink in dich zurück, und ſei ein Narr.
Der höhern Geiſter Chor, indem er ſah,
Wie jüngſtens die Geſetze der Natur
Ein Menſch, ein Sterblicher entfaltete,
Bewunderte die hohe Wiſſenſchaft
Des Erdgeſchöpfs, und zeigt' auf Newton hin,
Wie wir auf einen Affen. Doch hat er,
Der des Kometen Schwüng' an Regeln band,
Hat er, den Gang des eigenen Gemüths
Erforſchend, Eine Regung nur beſtimmt?
Er ſah die Himmelsfeuer hier entglühn,
Dort niederſchwinden; doch erklärt' er auch
Sich ſeines Daſeins Auf- und Untergang?
Ach! und wie ſollt' er? Unſer beßrer Theil
Erſchwingt ſich ungehemmt und klimmt empor
Von Kunſt zu Kunſt, doch kaum beginnet er
Sein eignes großes Werk, und frech zerſtört
Die Leidenſchaft, was die Vernunft gewebt.
Strebt denn nach Kenntniß, doch Beſcheidenheit
Geleit' euch. Streift zuerſt der Wiſſenſchaft
Des Uebermuthes ganzen Aufzug ab:
Was bloßer Flitter iſt und Außenwerk,
Was nur dem Luxus, der Gemächlichkeit,

Dem Witze dient, um ſeine Gaukelkunſt
Zu zeigen, kindiſch neubegier'ge Luſt,
Sinnreiche Qual, das Alles ſchafft hinweg;
Tilgt bis zur Wurzel, oder reinigt doch
Von üpp'gen Nebenſproſſen jede Kunſt,
Die unſern Laſtern ihr Entſtehen dankt;
Dann ſeht das Reſtchen an, wie klein es iſt,
Womit bis jetzo ſich die Welt behalf,
Und ſich behelfen auch wol künftig muß!

11. Zwei höchſte Kräfte ſind's, die im Gemüth
Des Menſchen walten: Selbſtlieb' und Vernunft.
Es treibt ihn jene, dieſe hält ihn an;
Doch irrt, wer darum ſchon die letzte gut,
Die erſte böſe nennt; denn jede wirkt
Nach ihrem Auftrag, wenn ſie Alles raſch
Bewegen, oder ſtill beherrſchen will,
Und, was ſie wirkt, iſt gut, ſo lange ſie
In ihrem eignen Kreis ſich mäßig hält;
Nur, wenn ſie unnatürlich ihr Geſchäft
Verwechſeln, bringen ſie das Böſ' hervor.
Selbſtliebe, der Bewegung erſter Quell,
Erregt des Menſchen Geiſt; es hemmt und lenkt
Vergleichend ihn die Wage der Vernunft.
Unthätig wär' er, fehlt' ihm jene Kraft,
Und, fehlte dieſe, thätig ohne Zweck:
Er klebt' an ſeinem Grund, der Pflanze gleich,
Die Nahrung einſaugt, ihr Geſchlecht vermehrt
Und faulet, oder flammt', ein Meteor,
Geſetzlos durch die Luft, verbreitete
Zerſtörung um ſich, durch ſich ſelbſt zerſtört.
Mehr eigne Regſamkeit erheiſcht das Amt

Des treibenden Prinzips; ſein Weſen ſelbſt
Iſt Kraft; es dringt, es ſtößt, es feuert an.
Still liegt indeß und ruhig die Vernunft,
Sie, welche, bloß gemacht zum Widerſtehn,
Nur überlegen, warnen, rathen kann.
Selbſtliebe ſtrebt und ringt, je näher ihr
Der Zweck liegt, deſto ſtärker; die Vernunft
Sucht in der Fern' ein hochgeſtecktes Ziel.
Die eine ſiehet nur mit nahem Sinn
Ein gegenwärtig Gut; die andere
Blickt in die Zukunft, auf die Folg' hinaus.
In dichtern Haufen ſtellen dem Gemüth
Sich die Begierden, als die Gründe, dar;
Auf jener Seit' iſt Hitz' und Uebermacht,
Auf dieſer, wenn es recht geht, Wachſamkeit.
Durch ſtete Wachſamkeit des Andrangs ſich
Erwehren, ſull Vernunft. Zu dieſem Zweck
Bedient euch ihrer, horchet ſtets auf ſie.
Am End' erringt ihr doch den ſchönen Kranz;
Aufmerkſamkeit, Gewohnheit, Uebung hilft
Dem ſchwächern Theile; jede neue Müh'
Stärkt die Vernunft, und ſchränkt die Selbſtlieb' ein.
Es bring' ein Grübler, der nur trennen will
Und nie verbinden, dieſe Freud' in Streit;
Der Schulgelehrte ſchärfe ſeinen Witz,
Behende ſcheid' er Gnade von Verdienſt,
Vernunft von Sinnlichkeit. Wir kennen ja
Die Art der Schule; ſie, die, Narren gleich,
Um Worte zankt, hat, wie die Narren auch,
Oft keine Meinung, oft die nämliche.
Es ſtreben beide, Selbſtlieb' und Vernunft,
Nach Einem Ziele; jede flieht den Schmerz,

Es eilet jede dem Vergnügen zu;
Allein mit wilder Gier will jene gleich
Den Gegenſtand verzehren, dieſe nur
Den Honig koſten, und die Blume nicht
Verwunden. Nach Vergnügen ringt der Menſch
Mit aller ſeiner Kraft; das Eine Wort
Schließt, wohl verſtanden, unſer höchſtes Gut,
Und, ſchlecht gefaßt, der Uebel größtes ein.

III. Für Arten nur von Selbſtlieb' halten wir
Die Leidenſchaften. Immer iſt's ein Gut,
Ein wahres oder falſches, das ſie weckt.
Allein ein Jeder kann an jedem Gut
Nicht Antheil nehmen; die Vernunft gebeut
Dem Einzelnen, daß er ſich ſelbſt verſorgt.
So dienen denn, ſelbſtſüchtig wie ſie ſind,
Die Leidenſchaften unter der Vernunft,
Und jegliche, wenn ihre Mittel nur
Gerecht ſind, macht ſich ihrer Pflege werth.
Ja! ſolche, die zur Mittheilung geneigt,
Nach einem edlern Ziel mit freiem Schwung
Hinan ſich wenden, adeln ihr Geſchlecht;
Sie nehmen einer Tugend Namen an.

Die Stoa ſucht in Unempfindlichkeit
Den Sitz der Tugend; eine Blum' im Froſt!
Verſchrumpft, zurückgezogen in ſich ſelbſt.
Im Kampfe nur gedeiht, und nicht in Ruh,
Die Geiſtesgröß'; ein naher Sturm verſetzt
Die Seel' in Handlung; einen Theil vielleicht
Zerſtört er, während er das Ganz' erhält.
So, auf des Lebens weitem Ozean
Verſtreuet, ſegeln wir verſchiednen Weg;
Vernunft die Karte, Leidenſchaft der Wind;

Und nicht nur da iſt Gott, wo Stille rings
Das Meer beherrſcht; des Sturmes Wagen auch
Beſteigt er, ſchreitet auf dem Wind' einher.
Die Leidenſchaften ſind zum Kampf gemacht,
So wie die Elemente; doch vermiſcht,
Gemildert, wirken ſie zu einem Zweck,
Wie jene. Sehet zu, wie ihr ſie zähmt
Und recht gebrauchet; denn vertilgen kann
Und ſoll der Menſch nicht, was den Menſchen macht.
Genug, wenn ihr am Beiſpiel der Natur
Nur lernet, wie man Kraft durch Kraft bezwingt;
Benutzet dieſes, folget ihr und Gott!
Die lächelnden Gefährtinnen der Luſt,
Lieb', Hoffnung, Freude — Haß, Verdacht und Gram,
Des Schmerzes traurige Familie,
Vermenget, weiſ't in ihren Spielraum ſie
Zurück, ſo machen ſie das Gleichgewicht
Der Seele: Licht und Schatten, deren Kampf
Dem Leben ſeine Farb' und Kraft ertheilt.
Vergnügungen beſchäft'gen immer fort
Des Menſchen Thätigkeit. Verlieret ſich
Ein Gegenſtand, der eben ihn ergötzt,
So ſchlüpft die Luſt ihm doch nur aus der Hand,
Dem Auge geht ſogleich ein andrer auf.
Die nächſten haſchen, den zukünftigen
Entgegenſtreben, iſt die große Müh',
Die Seel' und Körper einzig reg' erhält.
Der Freuden viele gaukeln um uns her,
Und jede breitet ihren Reiz zur Schau,
Doch reizt nicht jede gleich; verſchieden ſind
Die Sinne, für verſchiedne Luſt gemacht.
Und darum iſt denn auch der Triebe Spiel

Verſchieden; heftiger entflammen ſie
Die ſtärkeren Organ', und minder ſtark
Die ſchwachen; darum herrſcht in jeder Bruſt
Nur Einer, — Eine Lieblingsleidenſchaft
Schlingt, Aarons Schlange gleich, die andern auf.
So wie der Menſch vielleicht im erſten Hauch
Des Todes erſten Keim ſchon in ſich zieht;
Die junge Krankheit, die zu ſeiner Zeit
Ihn überwältigt, wächſt mit ſeinem Wuchs,
Erſtarkt mit ſeiner Kraft: nicht anders auch
Iſt ſeinem Urſtoff jene Leidenſchaft,
Die Krankheit des Gemüths, ſchon eingemiſcht.
Ein jeder Lebensſaft, der allvertheilt
Das Ganze nähren ſollte, gießt ſich ſchnell,
Im Körper wie im Geiſt, nach dieſer hin.
Es öffnet ſich das kindliche Gemüth
Der Welt, es ſtreckt die ſchwachen Kräfte kaum
Nach eigner Thätigkeit begierig aus,
So ſpielt auch ſchon die Einbildung ihr Spiel,
Und was das Herz erwärmt, die Seele füllt,
Sie wendet es dem ſchwachen Theile zu.
Natur gebar den übermächt'gen Trieb,
Gewohnheit ſäugt ihn groß; Verſtand und Witz
Und Geiſtesfähigkeit verſchlimmern ihn;
Selbſt die Vernunft kann nichts, als Schärf' und Kraft
Dem Uebel geben, wie der Segensſtrahl
Des Himmels nur den Eſſig ſaurer macht.
Wir armen Unterthanen der Vernunft,
Wiewohl mit Zug und Recht von ihr beherrſcht,
Verehren in der ſchwachen Königin
Gewöhnlich einen Günſtling. Wenn ſie uns
Geſetze gibt, nicht Waffen, thut ſie mehr,

Als uns erzählen, daß wir Narren ſind?
Sie lehret uns die Schwächen der Natur
Beklagen, nicht verbeſſern — ſtreng und ernſt
Als Klägerin, als Freundin arm an Macht!
Auch nimmt ſie gütiger die Rolle wol
Des Sachverwalters, ſtatt des Richters, an,
Lobt, während wir ſie machen, unſre Wahl,
Vertheidigt ſie, nachdem wir ſie gemacht.
Auf leichte Siege ſtolz, entfernet ſie
Die ſchwächern Triebe — für den mächtigern;
So rühmt der Doktor ſich, die Feuchtigkeit
Verbannt zu haben, wenn er ſie geſchickt —
In eine Gichtgeſchwulſt zuſammendrängt.
Ja! folget ſtets dem Wege der Natur;
Vernunft kann hier nicht leiten, aber wol
Als treue Wächterin zur Seite gehn.
Sie ſoll nur warnen, ſoll berichtigen,
Nicht überwält'gen, ſoll den mächt'gen Trieb
Als Freund vielmehr behandeln, denn als Feind.
Er iſt kein Feind; von einer höhern Macht
Kommt ihm die Stärke, die mit feſtem Zug
Verſchiedne zu verſchiednen Zwecken lenkt.
Die andern Triebe, wild und herrenlos,
Sie ſcheuchten ſonſt im weiten Ozean,
Unſteten Winden ähnlich, uns umher;
Beherrſcht durch Einen, dringen ſie mit ihm
Beſtändig einer ſichern Küſte zu.
Was auch den Menſchen reizt, es ſei Gewalt,
Erkenntniß, Ehre, Gold, es ſei ein Hang,
Der Alles überwiegt, der Hang zur Ruh,
Er ſucht es lebenslang und mit Gefahr
Des Lebens ſelbſt. Des Kaufmanns reger Fleiß,

Des Philoſophen Selbſtgenügſamkeit,
Des Mönches Demuth und des Helden Stolz,
In Einem Punkte ſind ſich Alle gleich:
Es redet ihnen die Vernunft das Wort.
Die Kunſt des Ewigen, die Gutes oft
Aus Böſem zieht, ſie ſtützt den beſten Theil
Von unſerm Weſen grad' auf dieſen Trieb.
Das Allzuflücht'ge, der Merkurius
Im Menſchen, kommt zur Stetigkeit durch ihn.
Vermiſcht mit unſrer eigenſten Natur,
Erhebt die Tugend ſich mit kräft'gem Wuchs;
Der gröbre Zuſatz bindet, was zu fein
Geweſen wäre, gibt ihm Feſtigkeit,
Und einverſtanden wirken Seel' und Leib.
Wie eine ſeltne Frucht, die undankbar
Den Gärtner ſtets getäuſcht, nun eingeimpft
Auf einen wilden Baum mit Blüten prangt;
So ſprießen auch die ſchönſten Tugenden
Aus Leidenſchaft, aus einem wilden Stamm,
Worin Natur mit voller Urkraft wirkt.
Wie manchen Strahl von Witz, wie manchen Zug
Von Biedertreue brachte nicht der Spleen,
Der Eigenſinn, der Haß, die Furcht hervor!
Der Tapferkeit, des reinen Eifers Statt
Vertritt der Zorn; der Geiz verwandelt ſich
In kluge Vorſicht, in Philoſophie
Die Trägheit; der Geſchlechtsluſt wilden Trieb,
Verfeinert ihn, laßt Sitt' und äußern Zwang
Ihn läutern, und als Lieb', als holde Lieb'
Entzücket er die ganze Frauenwelt.
Der Neid, dem eine kleine Seele fröhnt,
Heißt bei'm Gelehrten, bei dem Tapfern uns

Ein edler Wettstreit. Keine Tugend ziert
Das stärkre wie das schwächere Geschlecht,
Die nicht aus einer dieser Quellen fließt,
Aus Stolz entweder, oder Blödigkeit.
IV. So gibt Natur (empör' es unsern Stolz!)
Die Tugend Jedem, die zunächst verwandt
Mit seinem Laster ist. Vernunft bezwingt
Den mächt'gen Hang, sie lenkt zum Guten ihn,
Und Nero herrscht wie Titus, wenn er will.
Die Feuerseele, die mit Abscheu wir
Im Catilina sehn, bezaubert uns
Im Decius, erscheint im Curtius
Mit Götterglanz. Dieselbe Ruhmbegier
Weckt Bürgerhelden, weckt Verräther, bringt
Dem Staate Rettung oder Untergang.
Wer lös't, was so genau vereinigt ist
In unserm Chaos? Licht und Finsterniß,
Wer scheidet sie? — Der Gott in unsrer Brust.
Extreme sind in ihren Wirkungen
Sich immer gleich; im Menschen wurden sie
Verbunden zu geheimnißvollem Dienst;
Nur überstrebt die eine wechselweis
Der anderen Gebiet, wie Licht und Nacht
In fleißigen Gemälden, nur vermischt
Ihr Farbenspiel sich oft, die Linie
Wird oft unmerklich, wo die Tugend sich
Verliert, das Laster seinen Ursprung nimmt.
Kurzsicht'ge Thoren, die aus diesem Grund
Die Folge ziehn, daß gar kein Laster sei
Und keine Tugend. Ist kein Schwarz und Weiß,
Weil Schwarz und Weißes mehr, als tausendfach,
Vermengt, verschmelzt, gemildert werden kann?

Fragt euer Herz, und nichts iſt ſo gewiß,
Als dieſer Unterſchied. Ihn nicht zu ſehn,
Und das allein, erfordert Zeit und Müh.

V. Ein Ungeheu'r voll Grau'n und Ekel iſt
Das Laſter; es zu ſehen iſt genug,
Um es zu haſſen. Aber wer es ſieht,
Und wieder ſieht, wird nur zu bald vertraut
Mit der Geſtalt, bedauert ſie zuerſt,
Wirft endlich ſich dem Scheuſal in den Arm.
Doch wo des Laſters letzte Gränze ſei?
Ward niemals eingeſtanden. „Sagt mir doch,
Ihr Leute, wo iſt Norden?" An der Tweed!
Erwiedert man zu York. In Schottland heißt's:
Auf den Orkaden! Dort verweiſt man dich
Nach Grönland, Zembla und weiß Gott, wohin?
Kein Sterblicher iſt in dem erſten Grad
Zu Haus; der Nachbar gränzt ja näher dran!
Wer mitten ſelbſt in ſeiner Zone wohnt,
Fühlt ihre Glut nicht, oder läugnet ſie;
Der zärtre Fremdling grauſt vor ihr zurück,
Doch der Bewohner ſchwört, es muß ſo ſein.

VI. Ein jeder Erdenſohn iſt tugendhaft,
Ein jeder laſterhaft; zwar wenige
Bis zum Extrem, doch all' in ihrem Grad.
Der Schelm, der Narr hat Launen, wo er gut
Und weiſ' erſcheint, und ſelbſt der Beſte ſinkt
In andern Launen bis zu dem herab,
Worauf er ſonſt verachtend niederſchaut.
Es weiht ſich Keiner ganz der Tugend, ganz
Dem Laſter; nur gewiſſe Tugenden,
Gewiſſe Laſter ſind's, nach denen hin
Die Selbſtſucht wechſelnd unſer Streben lenkt.

So geht ein jeglich Wesen seinen Gang;
Allein des Himmels Plan, sich selber gleich,
Zielt immer auf das Ganze. Dieser wehrt
Der Thorheit und der Laune, dieser läßt
Das Laster wirken, was es nicht gewollt,
Nach diesem Plane ward an jeden Stand
Ein glückliches Gebrechen festgeknüpft:
Scham fiel der Jungfrau, der Matrone Stolz,
Dem Staatsmann Furcht zu Theil, ein rascher Muth
Dem Feldherrn, Anmaßung den Königen,
Dem Pöbel blinder Glauben: dieser zieht
Der Tugend schöne Frucht aus Eitelkeit,
Die keinen andern Lohn, als Ruhm, begehrt
Und kann auf Mängel, kann auf Fehler selbst
Die Lust, die Ruh, den Ruhm der Menschheit bau'n.

Ein Jeder, nach des Himmels Anordnung,
Hängt von dem Andern ab, es sei als Herr,
Als Diener oder Freund; ein Jeder soll
Um Beistand rufen, aus den Schwächen selbst
Der Einzelnen geht Aller Stärk' hervor.
Bedürfniß, Leidenschaft, Gebrechlichkeit,
Sie ziehen enger stets das große Band
Zusammen, schaffen ein gemeines Wohl;
Die Freundschaft sind wir ihnen, ihnen nur
Die Liebe schuldig, ach! und jede Lust,
Die sich aus Psyche's besserm Vaterland
Auf dieses arme Leben fortgeerbt;
Doch sie auch lehren uns, am Lebensziel,
Verzicht auf diese Lieb', auf diese Lust,
Auf jeden Vortheil der Gesellschaft thun;
Halb durch Erschlaffung, halb auch durch Vernunft

Zur Trennung vorbereitet, grüßen wir
Den Tod als Freund, und ſcheiden ſtill hinweg.
Was auch die Leidenſchaft des Menſchen ſei,
Erkenntniß, Ehre, Gold, er tauſchte ſich
Für keinen andern aus. Der Philoſoph
Iſt glücklich beim Erforſchen der Natur;
Der Thor iſt glücklich, weil er wenig weiß;
Der Reich' iſt glücklich in dem Ueberfluß,
Der um ihn her ſich häuft; dem Dürftigen
Genügt es, daß der Himmel für ihn ſorgt.
Der blinde Bettler tanzt, der Krüppel ſingt;
Hier brüſtet ſich als Held, und dort ein Narr
Als König; den verarmten Chemiker,
Wie ſelig macht ihn nicht ſein goldner Traum,
Den Dichter ſeine Leier!

Eines Troſts.

Wie ſeltſam auch, erfreut ſich jeder Stand;
Nur iſt bei jeglichem, ein Allmannsfreund,
Der Stolz zu Hauſ'. An Einer Leidenſchaft
Hängt jedes Alter; nur die Hoffnung wallt
Das Leben durch, und läßt im Tod' uns nicht.
Nimm jenes Knaben wahr! Nach dem Geſetz
Der gütigen Natur ergötzt er ſich
An einer Klapper, ſchreit vor Herzensluſt
Bei einem Strohhalm. Andrer Zeitvertreib
Erfreut als Jüngling ihn, zwar rauſchender,
Doch wol ſo leer. Dann folgen Stern und Band,
Des Mannes Spielwerk. Ein Gebetbuch nimmt
Die Stelle dieſer bei dem Alter ein.
Der Greis beſtaunt und herzet, trotz dem Kind,
Die vielgeliebte Pupp', und läßt ſie nicht,
Bis ihm der Schlaf kommt, und die Farce ſchließt.

Indeß vergoldet Freundin Phantaſie
Mit mannigfalt'gem Strahl den leichten Duft,
Der unſers Lebens Horizont verſchönt.
Ein jeder Mangel an Glückſeligkeit
Wird uns durch Hoffnung, Mangel an Verſtand
Durch Stolz erſetzt. Die ſtrenge Wiſſenſchaft,
Sie reißt ſo viel nicht ein, als dieſer baut.
Es lacht uns in der Thorheit Becher ſtets
Das Bläschen „Freude." Sinkt die Ausſicht weg,
Sogleich eröffnet eine neue ſich,
Und zwecklos ward dem eitlen Sterblichen
Der Eitelkeiten kein' in's Herz gelegt;
Sogar die Selbſtſucht wird durch Gottes Macht
Ein Maßſtab, der die Mängel Andrer ihn
An ſeinen eignen richtig meſſen lehrt.
So blickt denn auf! erkennt die Wahrheit an,
Die uns zum Troſt erſcheint: daß, wenn der Menſch
Ein Thor iſt, Gott doch immer weiſe ſei.

Dritter Brief.

1. Hier alſo ſtehn wir ſtill: „Die Allmacht wirkt
Zu Einem Zweck, doch nach verſchiedenen
Geſetzen." Im Gefühl der wildſten Kraft,
Im Prunk des Stolzes, in der Anmaßung
Des unverſchämten Reichthums, immer ſei
Dir dieſe Wahrheit nah, doch nie ſo nah,
Als wenn du predigſt oder beten gehſt.
Betrachte rings die Welt, das ſchöne Band,
Das über dir mit Lieb' und unter dir
Die Weſen all' umſchlingt! wie die Natur

In jeder Bildung dieſen Zweck verfolgt.
Wie jedes Stäubchen ſich zum andern ſehnt,
Gezogen wird und ziehet, ſo geformt
Und ſo getrieben, daß unfehlbar ſtets
Das Nächſte ſich dem Nächſten anvermählt.
Auf die Materie wirf dann den Blick!
Es ſtrebt und ringt in ihr ſo manche Kraft,
Doch ſtrebt ſie nur nach Einem Mittelpunkt,
Dem Wohl des Ganzen. Sieh! der Pflanze Tod
Ernährt das Leben; ſieh! in Pflanzen keimt
Das aufgelöste Leben neu empor.
Die Formen, ſo zergehn, erſetzen ſich
Durch neue Formen, (wechſelnd athmen wir
Das Leben ein, und ſterben) Blaſen gleich,
Erzeugt vom Meere der Materie;
Sie ſteigen, brechen, kehren heim in's Meer.
Nichts iſt dem Andern fremd; zum All gehört
Der Theile jeder; Eine Seele lebt
In allen, trägt und knüpft ſie alleſammt,
Die kleinſten Weſen an die größten feſt.
Für Menſchen ſchuf ſie Thier', und für das Thier
Den Menſchen; Alles dient und wird bedient.
Nichts ſteht allein; die Kette reiht ſich fort,
Und wo ſie endet, iſt uns unbekannt.
Erſchuf, du Thor! der Himmel nur für dich?
Für deinen Zeitvertreib, für deinen Putz,
Für dein Vergnügen, deinen Unterhalt?
Er nährt für deinen Tiſch das muntre Reh,
Allein nicht minder liebreich breitet er
Vor dieſem Reh den Blumenanger aus.
Für dich ſteigt himmelan die Lerch' und ſingt?
Vergnügen ſingt aus ihr, Vergnügen iſt's,

Was ihr die Schwingen hebt. Ergießt für dich
In Harmonien ſich die Nachtigall?
Entzücken, Liebe für ein Mitgeſchöpf
Von ihrer Art begeiſtert den Geſang.
Das muth'ge Roß, auf welchem du dich blähſt,
Es theilt mit ſeinem Reiter Luſt und Stolz.
Gehört nur dir die Saat, mit welcher du
Die Felder überſtreu'ſt? Es nehmen ja
Des Himmels Vögel erſt ihr Korn davon.
Nur dir der ganze Herbſt des goldnen Jahrs?
Ein Theil bezahlt mit Recht den treuen Stier,
Der ihn erwerben half. Das Schwein ſogar,
Das nicht erwirbt, noch deine Stimme kennt,
Du Herr der Schöpfung! lebt von deinem Schweiß.
All ihrer Kinder nimmt Natur ſich an.
Ein Pelz, der jetzo den Monarchen wärmt,
That einem Bären einſt denſelben Dienſt.
„Für mich ſind alle Dinge!" ruft der Menſch,
„Der Menſch für mich!" erwiederte eine Gans,
Die er gemäſtet; und nicht richt'ger ſchließt,
Wer meint, das Ganze ſei für Einen nur,
Und nicht der Eine für das Ganze da.
Und iſt der Starke denn des Schwachen Herr,
Iſt denn der Menſch durch Geiſtesübermacht
Tyrann der Schöpfung, ſiehe! die Natur
Bezügelt den Tyrannen. Er nur kennt
Der Weſen Schwäch' und Noth, und hilft ihr ab.
Der Falk, der auf die Taub' herunterſchießt,
Wird er, des Halſes muntern Wechſelglanz
Vielleicht bewundernd, ihr vorüberziehn?
Verweilt der Specht, das goldne Flügelpaar
Des Käfers zu betrachten? Oeffnet ſich

Des Sperbers Ohr, wenn Philomele ſingt?
Der Menſch erbarmt ſich Aller; er verſchafft
Den Vögeln ihre Wälder, ihre Triſt
Den Schafen, und den Fiſchen ihre Flut.
Für Viele lehret ihn ſein Eigennutz,
Für Andre ſeine Luſt, für Mehrere
Sein Hochmuth ſorgen; Alle zehren ſie
Von Einem eitlen Gönner, Allen quillt
Der reiche Segen ſeiner Ueppigkeit.
Das Leben ſelbſt, das ſeinen feinern Gaum
Am meiſten lüſtern macht, er ſchützt es doch
Vor Hunger, vor des Raubthiers Grauſamkeit,
Läßt ſchmauſen, die er ſich zum Schmauſ' erſah,
Beglückt ihr Daſein, eh' er es zerſtört,
Und dann auch ſehen, dann auch fühlen ſie
Den Streich ſo wenig, als des Todes Hand
Ein Götterliebling, den der Blitzſtrahl rührt.
Die Kreatur hat ihren guten Tag
Zuerſt gehabt; ſie geht nun, und auch du
Mußt, wenn dein Herr winkt, von der Tafel auf.

Die Weſen alle, welchen Denkkraft fehlt,
Von der Natur geliebt, empfingen auch
Die müß'ge Kenntniß ihres Zieles nicht.
Der Menſch erhielt ſie, doch erhielt ſie ſo,
Daß dieſe Ausſicht ſelbſt, indem ſie ſchreckt,
Für ihn ein Gegenſtand der Hoffnung wird.
Die fürchterliche Stund' iſt unbekannt;
Er rückt ſie weit hinaus, und niemals ſcheint
Der Tod ihm nah, der immer näher kommt.
Ein dauerndes, erhabnes Wunderwerk,

Daß ihrem einz'gen denkenden Geſchöpf
Des Himmels Güte dieſe Denkart gab!

11. Begabt mit Kunſttrieb, oder mit Vernunft,
Erfreut ein jedes Thier ſich jener Kraft,
Die ihm als Führerin am beſten dient.
Zum Endzweck Aller, zur Glückſeligkeit,
Durch ſie geleitet, findet es durch ſie
Zu dieſem Endzweck auch den rechten Weg.
Wenn Fülle des Inſtinkts die Kreatur
Unfehlbar lenket, welches andern Papſts
Bedarf ſie, welcher Kirche? — Die Vernunft,
Wiewohl zum Dienſt geſchickt, iſt höchſtens kalt;
Den Dienſt nicht ſuchend, will ſie ſelbſt geſucht,
Genöthigt ſein, erſcheinet, wenn du rufſt,
Und dann auch öfters in der Ferne nur:
Allein Inſtinkt, ein braver Volontär,
Eilt rüſtig, wo es gilt, an ſeinen Platz;
Er faßt und trifft das Ziel, da Menſchenwitz
Bald nicht hinanreicht, bald es überfliegt;
Getrieben durch die Schnellkraft der Natur
Ergreift er ſicher die Glückſeligkeit,
Nach welcher die Vernunft vergebens ringt.
Der eine dienet ſtets, die andere
Nur ſelten, niemals lange; jener muß
Den rechten Weg, ſie kann den Irrweg gehn.
Sieh! beide Kräfte, die bewegende,
Wie jene, die vergleicht, ſind Eine Kraft
In ihrem Weſen, in dem unſern zwei.
So rühmet denn, und über den Inſtinkt
Erhebet die Vernunft! Ich ſehe Gott,
Wo jener wirkt, in ihr den Menſchen nur.

Wer lehrt das wilde Volk in Feld und Wald
Die Speiſen finden und die Gifte fliehn?
Sich gegen Stürme, gegen Ebb' und Flut
Vorahndend ſichern? Auf der Woge bau'n,
Und Hallen wölben unter lockerm Sand?
Wer heißet ohne Schnur und Winkelmaß,
Die muntre Spinne Parallelen ziehn,
So richtig als De-moivre? Wer den Storch,
Kolumbus gleich nach fremden Himmeln ſpähn
Und unbekannten Welten? Wer beruft
Die Reiſ'gefährten, wer beſtimmt den Tag,
Wer reiht den Zug, und zeichnet ihm den Weg?

III. Der Himmel hat zu einem eignen Glück
In jedes Thiers beſonderer Natur
Den Grund gelegt, in eigne Linien
Es abgeſchloſſen; doch als ſeine Macht
Ein Ganzes formte zu des Ganzen Wohl,
Da bauet' er ein wechſelſeitig Glück
Auf wechſelſeitige Bedürfniſſe.
So lag's im erſten, ew'gen Schöpfungsplan,
Der Kreatur mit Kreatur verband,
Mit Menſchen Menſchen. Was im Aether ſich,
Dem allbeſeelenden, vom Leben regt,
Im Luftſtrom Athem ſchöpft, am tiefſten Grund
Des Meeres aufſchießt, oder üppig ſich
Am Boden fortrankt: — Eine Quelle nährt
Die Lebensflamm', und weckt die Zeugungskraft,
In ihnen allen Eine, die Natur.
Nicht bloß der Menſch, nein! was im Walde ſchweift,
Die hohe Luft durchfliegt, und ſtrombinab,
Im Wogenzuge rollt, es liebt ſich ſelbſt,

Und nicht ſich ſelbſt nur, die Geſchlechter zieht
Ein gleiches Sehnen, bis es ſie vereint.
Auch endet nicht im ſtürmiſchen Genuß
Die Luſt; ſie lieben ſich zum dritten Mal
In ihren Jungen. Treu verſehen ſie
Bei dieſen ein gemeinſchaftliches Amt;
Die Mutter nährt, es ſchützt der Vater ſie,
Und wann das Jung', entlaſſen, ſelbſt im Feld
Und in den Lüften wandert, dann verſtummt
Erſt der Inſtinkt, die Sorgfalt höret auf,
Die Bande löſen ſich, das freie Paar
Fliegt einer anderen Umarmung zu,
Der neuen Liebe folgt ein neu Geſchlecht.
Doch eine längre Pfleg' erheiſcht der Menſch,
Der hülfloſe; die längre Pflege knüpft
Ein feſter Band, das bald noch feſter wird,
Verſtärkt durch Ueberlegung und Vernunft,
Die für den Eigennutz ein weiter Feld
Und für die Lieb' eröffnen. Ernſte Wahl
Knüpft unſern Bund, die Glut der Sympathie
Bekräftigt ihn, mit jeder Leidenſchaft
Wird jede Tugend auch hervorgelockt.
Gebieteriſch läßt jeder Augenblick
Ein neu Bedürfniß, neue Hülf' entflehn
Und neue Fertigkeiten, jeder impft
Gewogenheit auf einen Liebesdienſt.
Die treue Liebe nimmt, wie um ſie her
Die Zahl der Kinder wächst, der jüngern ſich
Aus Luſt, der ältern aus Gewohnheit an,
Und dieſe reifen kaum zur Mannheit aus,
So ſehn ſie hülflos das verehrte Paar,
Von dem ihr Leben ſeinen Urſprung nahm.

Nun mahnt Erinnerung, es fordert ſie
Zu Gegendienſten die Vorausſicht auf,
Erinnerung, die auf die Jugendzeit
Zurück, Vorausſicht, die auf's Alter zeigt.
Luſt, Dankbarkeit und Hoffnung gehn vereint,
Den Wechſelvortheil der Geſelligkeit
Zu mehren, und erhalten das Geſchlecht.

IV. Auch wähnet nicht, im Zuſtand der Natur
Sei führerlos der Menſch umhergeirrt;
Der Zuſtand der Natur war Gottes Reich.
Die Eigenlieb' und die geſellige
Entſprangen mit der Schöpfung; Einigkeit
Verband den Menſchen mit der ganzen Welt.
Da war kein Stolz, die Künſte waren nicht,
Des Stolzes Nährerinnen. Mit dem Thier
Luſtwandelte der Menſch, im Mitbeſitz
Des trauten Schattens, hatte mit dem Thier
Nur Eine Tafel, Eine Lagerſtatt.
Kein Mord ernährt', es kleidet' ihn kein Mord.
In einem Tempel prieſen, in dem Wald
Voll muntern Wiederſchalls, mit Lobgeſang
Die tonbegabten Weſen ihren Gott.
Vor dem Altar, den noch kein goldner Schmuck
Bedeckte, noch kein Blut, beſudelte,
Stand, ſelbſt von Blut und von Beſtechung rein,
Der fromme Prieſter. Allerhaltung war
Des Himmels Eigenſchaft, des Menſchen Recht
Regieren, aber Schonen. O! wie gleicht
So wenig ihm der Menſch der ſpätern Zeit!
Des halben Lebens Würger und ſein Grab!
Er höret rings den bangen Wehelaut,
Und doch, der Schöpfung Feind, ermordet er

Das Thiergeſchlecht, verräth ſein eigenes.
Allein mit Rechte folgt der Schwelgerei
Die Krankheit nach, und jede Mordthat wird
Ihr eigner Rächer; aus dem Blute gährt
Die Höllenbrut der Leidenſchaften auf,
Und raſtlos hetzen auf den Menſchen ſie
Der Thiere wildeſtes, den Menſchen, los.
Sieh, wie er nun, der leitenden Natur
Entweichend, zu der Kunſt ſich langſam hebt!
Jetzt muß Vernunft den fliehenden Inſtinkt
Durch Nachahmung erſetzen. Alſo ſprach
Zum Menſchen dann die Stimme der Natur:
„Geht hin, und ſuchet bei der Kreatur
Belehrung! Was der Wald für Nahrung beut,
Lernt von dem Vogel; lernet von dem Thier,
Wo es im Felde ſich Geneſung holt.
Von dieſer Biene lernt die Kunſt zu bau'n,
Vom Maulwurf ackern, weben von dem Wurm,
Lernt ſegeln von dem kleinen Nautilus,
Wie er den Luftſtrom haſcht, und meerhinein
Sein dünnes Ruder ausſtreckt. 11 Jede Form
Geſelligen Vereines findet ihr,
Der leeren Quelle, welche die Vernunft
Dem menſchlichen Geſchlechte ſpät ertheilt:
Seht unterird'ſche Werk' und Staaten hier,
Dort eine luft'ge Stadt, an einem Baum
Im Winde ſchwankend. Seht die Art und Zucht
Von jedem kleinen Volk, die Republik
Der Ameiſ' und der Bienen Monarchie;
Wie dorten zu dem öffentlichen Schatz
Der Bürger alle ſeine Schätze trägt,
Und Ordnung ſich mit Anarchie vereint,

Wie Jedem hier, wo doch ein König herrſcht,
Sein Eigenthum in eigner Zelle bleibt.
Schau, wie ſich unverändert jeder Staat
Durch unveränderte Geſetz' erhält,
Geſetze, weisheitsvoll wie die Natur,
Und wie das Schickſal unerſchütterlich.
Umſonſt, daß einſt die klügelnde Vernunft
Ein feineres Geſpinſt zu weben ſucht,
In's Netz der Satzung die Gerechtigkeit
Verwickelt, härtet das zu harte Recht,
Bis es zum Unrecht wird, und doch zu ſchwach
Dem Starken bleibt, dem Schwächeren zu ſtark.
Doch geh, und ſo beherrſche denn die Welt,
Durch dieſe Weisheit unterwirf ſie dir,
Für Künſte, die du vom Inſtinkt geborgt,
Sei als Monarch gekrönt, als Gott verehrt!"
V. Natur gebot, dem Ruf der Mächtigen
Folgt' aufmerkſam der Menſch. Es formten ſich
Vereinigungen, wurden Städt' erbaut.
Hier ſtieg ein kleiner Staat, nicht ferne wuchs
Ein anderer durch gleiche Mittel auf,
Und ſchloß ſich bald, aus Neigung oder Furcht
Dem erſten an. Die Bäume trugen jetzt
Vermehrte Laſten, vom Gebirge goß
In reinern Wellen ſich der Strom herab.
Der Handel brachte, was der Krieg geraubt,
Und wer als Feind gekommen, ſchied als Freund.
Gewaltig mochten Lieb' und Umgang wol
Die Menſchen damals aneinanderziehn,
Als Liebe Freiheit war, Natur Geſetz.
So bildeten ſich Staaten, doch es blieb
Der Name König ſtets noch unbekannt,

Bis Aller Vortheil Einem Macht verlieh.
Durch Tugend, welche bald im Waffenfeld,
Und bald durch Künſte glänzte, Menſchenheil
Verbreitet' oder Unheil wendete,
Durch Tugend nur, die Kind und Kindeskind
Im Ahnherrn ehrte, ward der erſte Fürſt
Zum Vater eines ganzen Volks erhöht.

VI. Bis dahin ſaß, gekrönt von der Natur,
Ein jeder Patriarch ehrwürdig da,
Fürſt, Prieſter, Vater ſeines jungen Staats;
An ihm, an ihrer zweiten Vorſehung
Hing Jeder andachtsvoll, ſein Blick Geſetz,
Sein Wort ein Götterſpruch. Auf ſein Gebot
Hob mit Verwunderung die Furche ſich
In goldnem Schmuck; er lehrte ſein Geſchlecht
Wie man das Feu'r beherrſcht, die Fluten zwängt,
Die Ungeheu'r der Tief' an's Licht herauf,
Zur Erd' hinab den luft'gen Adler zieht,
Bis ſie ihn kränkeln, welken, ſterben ſahn,
Und ach! als Menſchen den betrauerten,
Den ſie als Gott verehrt. Dann ſchaut' ihr Blick
Von Ahn zu Ahnen auf, und bis an's Ziel
Der ganzen Reihe klimmend forſchten ſie
Den Einen, großen, erſten Vater aus,
Und weiheten dem Erſten ihr Gebet.
Vielleicht vererbt' ununterbrochen auch
Die Ueberlieferung von dieſes Alls
Entſtehung ſich vom Vater auf den Sohn.
Man ſchied den Meiſter deutlich von dem Werk,
Und niemals frug der ſchlichte Menſchenſinn
Nach mehr als Einem. Eh der ſchiefe Witz
Noch dieſes ſtete Licht in Strahlen brach,

Erkannte, wie ſein Schöpfer, auch der Menſch,
Daß Alles gut war. An der Hand der Luſt
Schritt er der Tugend Bahn, und „Vater" rief's
Im Herzen, wenn er Gottes Namen ſprach.
Ihr ganzer Glauben, ihre Huldigung
War Lieb'; im Menſchen konnte die Natur
Kein göttlich Recht ſich denken, und in Gott
Nicht Menſchenbosheit fürchten; ihr Begriff
Vom höchſten Weſen war ein höchſtes Gut.
Der wahre Glaube, wahre Staatskunſt ging
Vereint, weil Glaube — Gottesliebe nur,
Die ganze Staatskunſt — Menſchenliebe war.
Wer predigte zuerſt vor einem Volk
Von Sklaven, einem unterjochten Reich,
Den Lehrſatz: Alle ſei'n für Einen da?
Die ungeheure Lüge, die, im Streit
Mit jedem Urgeſetze der Natur,
Das Weltall umkehrt, und dem heil'gen Plan
Des Weltenſchöpfers frech entgegenwirkt?
Gewalt erobert, und Erob'rung gibt
Geſetze, bis des Aberglaubens Macht
Dem Dränger furchtbar wird, des Drängers Thron,
Dann unterſtützet, dann ihm Hülfe leiht,
Zum Gotte den Erob'rer, und zum Knecht
Den Bürger umſchafft. Er, von Blitz umzuckt,
Umrollt von Donner, wenn die Gipfel rings
Der Berge ſchwanken, und der Grund erdröhnt,
Er lehrt den Schwachen knie'n, den Stolzen flehn
Zu einer Uebermacht, die unſichtbar,
Doch allgewaltig ſich verkündiget.
Sein Auge ſah den Abgrund aufgethan,
Die Luft zerriſſen; Götter ſtiegen hier

Im Glanz herab, dort Höllenmächt' empor;
Dort war des Schreckens, hier der Seligen
Beglückter Wohnſitz; Teufel ſchuf die Furcht,
Und ſchwache Hoffnung Götter, heftige
Dem Unrecht holde, wetterwendiſche
Parteiengötter, deren Göttlichkeit
In Wolluſtgier und Rach' und Wuth beſtand,
Wie nur ein Sklav ſie denken, ein Tyrann,
Sein Ebenbild erkennend, glauben mag.
Verſchwunden war die Lieb', und Eifer nahm
Als Führer ihren Platz; die Hölle ſtand
Auf Haß erbau't, auf Stolz das Paradies.
Des Aethers Lichtgewölbe ſcheinen jetzt
Kein würd'ger Tempel mehr, der Opferſtein
Wird Marmor, und der Marmor dampft von Blut;
Zum erſten Male koſtet der Druid
Lebend'ge Speiſ', am Fuße des Idols,
Das, grauſer noch, von Menſchenblute trieft;
Des Himmels eignen Donner braucht er jetzt,
Die Erde zu erſchüttern, braucht den Gott
Zum Fehdewerkzeug gegen ſeinen Feind.
So kämpft und wirkt, durch Recht und Unrecht hin,
Die Selbſtſucht für die Macht, die Ehrbegier,
Den Geiz, die Wolluſt eines Einzigen;
Doch, Allen eingepflanzt, wird dieſer Trieb
Ein Hebel, welcher Damm und Bollwerk ihm
Entgegenwälzt: Verfaſſung und Geſetz.
Denn reizet Alle, was den Einen reizt,
Was kann des Einen Wille, gegen den
Sich Aller Willen auflehnt? Wie ſich deß
Verſichern, was in Schlaf und Wachen ihm
Des Schwachen Liſt, die Macht des Starken nimmt?

Er muß der Sicherheit die Allgewalt
Der Willkür opfern, Aller Wachſamkeit
Muß, feſtvereint, umſchirmen, was für ſich
Ein Jeder heimlich zu beſitzen wünſcht.
So, eingeſchränkt durch Selbſtvertheidigung
Auf Tugend, lernten ſelbſt die Könige
Gerecht und gütig ſein; die Selbſtſucht trat
Zur Seit', und fand auf ihrer neuen Bahn
Das Wohl des Einzelnen in Aller Wohl.
Und der Moment begeiſtert' einen Kopf
Voll hohen Sinnes, ein erhabnes Herz;
Nacheiferer der Götter oder Freund
Der Menſchen, Dichter oder Patriot,
Erhob der Retter ſich, um Sittlichkeit
Und Glauben herzuſtellen, die zuvor
Uns die Natur ſchon gab; kein neues Licht,
Die alte Fackel nur entzündet' er;
Er zeichnete, wenn nicht ihr Ebenbild,
Der Gottheit Schatten doch; er unterwies
Im richtigen Gebrauche der Gewalt
Den König und das Volk; er lehrte ſie
Wie man gelind, und dennoch ſtraff genug,
Die zarten Chorden ſpannt, und ordnete
Die feinen wie die gröbern ſo genau,
Daß, wer nur eine rührt, ſie alle trifft,
Bis in dem wildſten Streit der grelle Lärm
Selbſtſücht'ger Kräft' in Einen Laut verklang,
Den Wohllaut eines gutgemiſchten Staats.
So geht des Weltbau's größre Harmonie
Aus Ordnung, Eintracht, aus dem kräftigen
Zuſammenwirken aller Ding' hervor,
Wo Jedes, Größ' und Kleinheit, Schwäch' und Macht,

Beſtimmt zum Dienſte, nicht zur Dienſtbarkeit,
Zur Unterſtützung, nicht zum Ueberfall
Je nöth'ger Andern, deſto mächtiger,
Und glücklicher, je mehr es ſelbſt beglückt,
Zu Einem Punkte drängt, daß Einem Ziel
Die Weſen all' entgegenſtreben, Thier
Und Menſch und Engel, Knecht und Herr und Fürſt.
Es mag ein Thor um Staatsverfaſſungen
Zu Felde ziehn; der Formen trefflichſte
Iſt, die am trefflichſten verwaltet wird.
Um Glaubensnormen zanke ſich der Stolz
Liebloſer Eifrer; iſt der Wandel recht,
So kann der Glauben auch nicht irrig ſein.
Im Glauben und im Hoffen wird die Welt
Sich nie verſtehn, doch Eins iſt Allen noth:
Die Liebe. Was von dieſem großen Ziel
Uns ablenkt, das iſt falſch, und das von Gott,
Was Menſchen beſſert, oder glücklich macht.
Der zarten Rebe gleich, gedeiht der Menſch
Nicht ohne Stütze; die Umarmung nur,
Womit er ſelbſt ſich hingibt, leiht ihm Kraft.
Wie um ſich ſelber ein Planet ſich dreht,
Und ſeinen Kreislauf um die Sonne doch
Zugleich vollendet; ſo bewegen auch
Zu einer Zeit zwei Triebe das Gemüth,
Von denen einer ſich auf unſer Selbſt,
Und auf das All der andere bezieht.
So ſchlang Natur das allgemeine Band,
Und Selbſt- und Menſchenliebe wurden Eins.

Anmerkungen.

1. Verſchiedene unter den Alten, und viele Morgenländer nach ihnen, ſahen die vom Donner Gerührten für heilige Perſonen und für beſondere Lieblinge des Himmels an.

Anmerk. des Verf.

2. Oppian Halieut. Lib. I. beſchreibt dieſen Fiſch alſo: Er ſchwimmt oben auf der See auf dem Rücken ſeiner Schalen, welche genau dem Körper eines Schiffes gleichen. Er hält zwei Füße, wie Maſten, in die Höhe, und breitet die Haut zwiſchen denſelben aus, welche zum Segel dient; die beiden andern Füße braucht er an den Seiten als Ruder. Man ſiehet ihn gemeiniglich im mittelländiſchen Meere.

Anmerk. des Verf.

Vierter Brief.

1. Glückſeligkeit! des Daſeins Wunſch und Ziel!
Vergnügen! höchſtes Gut! Zufriedenheit!
Und wie der Sterbliche noch ſonſt es nennt,
Das Etwas, dem der ew'ge Seufzer gilt,
Das ihm Geduld zu leben, oder Muth
Zu ſterben gibt, das ihm ſo nahe liegt,
Und doch ſo ferne, daß der Weiſ' und Thor
Bald gänzlich überblickt, bald doppelt ſieht,
Gewächs des Himmels, wenn du je zu uns
Herabfielſt, ſage! welcher Erdfleck nahm
Im Lande der Vergänglichkeit dich auf?
Wo öffnet deiner Schönheit Knospe ſich?
Im Sonnenſchein der Hofgunſt, oder tief
Im Schoß der Mine, wo der Demant flammt?
Schlingt mit den Lorbeern des Parnaſſes dich
Des Ruhmes Hand in Kränze? Rafft der Held
Dich mit des Wahlfelds Eichenernten auf?
Wo blüht — wo blüht es nicht? Mit Unrecht klagt
Der Pflanzer, wenn er Müh' und Zeit verliert;
Der Anbau war, und nicht der Boden, ſchuld.
An keinen Grund gebunden, muß das Glück
Sich nirgend finden, oder überall;
Nicht käuflich, wählt es frei ſich ſeinen Herrn,
Und Fürſten meidend, wohnt es, Freund! bei dir.

Frag an bei den Gelehrten! Sie ſind blind.
Hier ſagt man dir, das rechte Mittel ſei
Den Menſchen nützen, dort, die Menſchen fliehn;
Der ſucht in ſtiller Muß', in Thätigkeit
Ein Anderer das Glück, du hörſt es bald
Vergnügen nennen, bald Zufriedenheit;
Der Eine ſank bis zu dem Thier hinab,

Und fand, es ende jede Luſt in Schmerz,
Und wieder Einer, der, von Wahn geſchwellt,
Zum Gott ſich aufgebläht, bekennt dir jetzt,
Die Tugend ſelbſt ſei Wahn; ein großer Theil
Befindet ſich am beſten beim Extrem,
Und glaubt, gemächlich, Alles oder nichts.
Und ſo belehrt von Jedem, weißt du denn
Am Ende, was du freilich nicht gewußt,
Glückſeligkeit ſei — was Glückſeligkeit.

11. Folg hier auch der Natur, entwinde dich
Der Meinung Labyrinthen; die Natur
Eröffnet dir ein Glück, das jedem Kopf
Begreiflich, jedem Stand' erreichbar iſt.
Nicht in Extremen wohnt es, freundlich ſchwebt
Es in der Nähe, ſucht nur einen Mann,
Der richtig denket, und das Gute will.
Klagt über Ungleichheit, ſo viel ihr wollt,
Gewöhnlicher Verſtand, gewöhnlich Glück
Iſt überall vertheilt. Erinnre dich
O Menſch, der Wahrheit, „daß der Allmacht Plan
Auf's Univerſum, nicht auf einen Theil
Berechnet iſt," daß alſo jenes Gut,
Was du Glückſeligkeit mit Rechte nennſt,
In Aller Wohl, nicht Einzelner, beſteht.
Es quillet auf das einzelne Geſchöpf
Kein Glück hernieder, das nicht irgend ſich
Dem Ganzen zuneigt und hinüberfließt.
Kein mordgewohnter Meuchler, kein Tyrann,
Den Hochmuth raſen macht, kein Eremit
In ſeiner Bergluft iſt ſich ſelbſt genug.
Ja! wer mit hohem Ernſt den Timon ſpielt,
Er ſuchet nur Bewundrer, oder wünſcht

Ein Herz zu feſſeln. Nehmt euch wirklich vor,
Nicht mehr zu wiſſen, was ein Andrer denkt,
Ein Andrer fühlt, und alle Luſt erkrankt,
Und alles muth'ge Selbſtgefühl verſiegt.
Ein Jeder hat ſein Theil. Wer mehr begehrt,
Wird finden, daß die langerſehnte Luſt
Ihm nicht die Hälfte ſeiner Müh bezahlt.
Der Weltregierung höchſtes Urgeſetz
Iſt Ordnung, und wo Ordnung herrſchen ſoll,
Da iſt und muß der Eine mächtiger,
Vernünft'ger, reicher, als der Andre, ſein;
Allein der Schluß, er ſei auch glücklicher,
Beleidigt den geſunden Menſchenſinn.
Wir würden gern die Unparteilichkeit
Des Himmels anerkennen, hätt' er uns
An Einem nur, an Glücke, gleich gemacht;
Doch eben dieſes Glück beſteht und wächst
Durch wechſelſeitige Bedürftigkeit;
Die Mannigfaltigkeit in der Natur
Iſt, was den Frieden der Natur erhält.
Beſchaffenheit, Verhältniß, Außenſchein
Sind nicht die Sache ſelbſt; das wahre Glück
Iſt beim Beherrſchten und bei'm Herrſcher ein's,
Bei'm Schützer und Geſchützten, bei dem Mann,
Der Freundſchaft fühlt, und dem, für wen er fühlt.
Des Himmels Odem gießt durch jeden Raum
Des Ganzen ein gemeinſchaftliches Glück,
Wie eine Seele; doch Fortunens Gunſt,
Wenn ſie auf ihre Schätz' ein gleiches Recht
Uns Allen gäbe, gäbe ſie uns nicht
Den Stoff zum ew'gen, allgemeinen Krieg?
War alſo Jeglichem Glückſeligkeit

Vom Schöpfer zugedacht, ſo konnte nicht
In Außendingen unſer Glück beſtehn.
Es ſchalte denn Fortuna grillenhaft
Mit ihren Gaben, Jenen heiße man
Glückſelig, Dieſen einen Unglücksſohn;
Der Himmel iſt gerecht, und als gerecht
Erſcheinet er, ſo lange Hoffnung ſich
Dem Unglück, Furcht dem Glücke zugeſellt.
Das gegenwärt'ge Gut und Böſe nicht,
Das künft'ge Beſſer oder Schlimmer iſt's,
Was dieſes Lebens Fluch und Segen macht.
O Erdenſöhne! ſtets noch ſtrebet ihr,
Auf Bergen Berg' erthürmend, zum Olymp?
Verachtend lächelt auf die eitle Müh
Der Himmel nieder, und begräbt im Schutt
Der tollen Anſtalt die Belagerer.
III. Wißt, alles Gute, ſo dem Einzelnen
Sich darbeut, alles Heil, ſo die Natur
Den Menſchenkindern gibt und geben kann,
Der Geiſtesfreuden jed' und jede Luſt
Der Sinnen ſchränkt ſich auf drei Wörtchen ein:
Geſundheit, Ruh, Genüge. Doch es krönt
Geſundheit Keinen, als den Mäßigen,
Und Ruh, o Tugend! Ruh iſt einzig dein.
Fortunens goldne Frucht iſt ein Gewinſt,
Der Jedem winkt, dem Guten wie dem Schalk,
Doch deſto minder rein iſt der Genuß,
Je ſchmutziger die Hand iſt, die ſie bricht.
Sag, wenn's Vergnügen oder Vortheil gilt,
Wer wagt das Meiſte, der nach dieſem Preis
Durch gute Mittel, oder ſchlechte, ringt?

Wenn Schalk und Biedermann zuſammengehn,
Wer iſt es, dem im Unglück wie im Glücke
Verachtung, wer, dem wahres Mitgefühl
In jedem Blick und Gruß entgegen kommt?
Das glückliche Verbrechen zähle mir
Den Lohn der Schande vor; ich ſehe nichts,
Als was der Edle mit Verachtung flieht;
Und hat er Alles, Eines fehlt gewiß
Dem Böſewicht: man hält ihn nicht für gut.
Wie blind für Wahrheit, für der Gottheit Plan
Sind Jene, die im Glück des Laſters Frucht,
Im Mißgeſchick der Tugend Folge ſehn!
Wer jenen großen Plan am beſten kennt,
Am freudigſten befolgt, er kennet auch
Das Glück am beſten, iſt der glücklichſte.
Allein dem Thoren heißt der Tugendfreund
Schon darum elend, weil ein Unglück ihn,
Ein Zufall trifft, der Alle treffen kann.
Sieh, Falkland ſtirbt, der ſtrenge Freund des Rechts
Und jeder Tugend! 1 Sieh der Gottheit Bild,
Turenne, liegt vom Blei dahingeſtreckt! 2
Es fließt im Speergemenge Sidneys Blut! 3
Weswegen? iſt es, weil ſie gar zu hoch
Die Tugend, oder weil ſie zu gering
Das Leben ſchätzten? Hat die Tugend auch,
Wiewohl der Himmel Niemand mehr verlieh,
Beweinter Digby! dich in's Grab geſenkt? 4
Sprich, wenn der Sohn für ſeine Tugend ſtarb,
Warum denn wandelt, ehr- und lebensſatt,
Der tugendhafte Vater unter uns?
Warum denn ſchöpft Marſeille's guter Hirt
Dort reine Luft, wo die Natur erkrankt,

Und jeder Athemzug Verderben iſt?
Und wie geſchieht es, daß des Himmels Gunſt
So lange ſchon (wenn irgend etwas lang
In dieſem Erdenleben heißen kann)
Den Armen eine Mutter leiht und mir? 5

VI. Wo liegt des Uebels Grund, des phyſiſchen,
Wie jenes, das im Reich der Sitten herrſcht?
Dort irrt Natur, der Wille ſtrauchelt hier.
Kein Uebel kommt von Gott. Der Weiſe ſieht,
Daß aus dem Uebel, ſo die Theile trifft,
Das Wohl des Ganzen quillt. Es drängt ſich ein
In's Spiel der Möglichkeiten, es entfällt
Auf ihrem großen Gange der Natur;
Doch iſt es kurz und ſelten, bis der Menſch
Durch eigne Thorheit jedes häuft und mehrt.
Ihr fordert nicht vom Himmel Rechenſchaft,
Wenn Kain des Gerechten Blut vergießt;
Doch könntet ihr's mit nicht geringerm Fug,
Als ihr ihn anklagt, wenn ein frommer Sohn
Der Krankheit Opfer wird, die ſchändlich ihm
Ein ſittenloſer Vater angeerbt.
Wie? oder iſt vielleicht der Weltenherr
Ein ſchwacher Fürſt, der, wenn ein Günſtling nur
Es fordert, ein Geſetz um's andre lähmt?
Soll plötzlich, wenn's ein Philoſoph begehrt,
Der donnernde Veſuv ſein Wuthgebrüll
Verſtummen heißen, ſeinen Feuerſtrom
Zurückberufen? 6 Sollen Meer und Luft
Sich wenden, um vom Drucke deine Bruſt,
O tadelloſer Bethel! zu befrein? 7
Wenn, losgetrennt, der Fels herniederbebt,

Verlangſt du, daß die Kraft der Schwere ſtockt,
Weil du vorbeigehſt? Daß der Tempel dort,
Gebückt zum Falle, ſeinen alten Thurm
Für eines Chartres Kopf verſparen ſoll? 8

V. Doch die Welt, für Buben ſo bequem,
Gefällt euch immer nicht. Ihr habt den Plan
Zu einer beſſern? Mag's ein Königreich
Des Tugendhaften ſein! nur wüßt' ich gern,
Woran ihr dieſe Tugendhaften kennt?
Die Guten ſind der Sorge Gottes werth,
Doch wer, als Gott, kann ſagen, wer ſie ſind?
Der Eine meint, es ruhet auf Kalvin'
Des Himmels Geiſt, ein Andrer ſieht in ihm
Der Hölle Rüſtzeug. Wenn Kalvinen nun
Des Himmels Ruthe, wenn die Segenshand
Der ew'gen Huld ihn trifft; ſo ruft man hier:
Es iſt ... und dorten: Nein! es iſt kein Gott!
Was dich empört, mag Andre ſehr erbau'n,
Zu Aller Glück genügt nicht Ein Syſtem.
Die wahrhaft Guten ſelbſt, ſie trennen ſich
In ihrer Neigung; deiner Tugend Lohn,
Er würde Strafe für die meine ſein.
„Was iſt, iſt gut." Gewiß war dieſe Welt
Gemacht für Cäſarn — doch für Titus auch;
Und wer beglückter? der ſein Vaterland
In Sklavenbande ſchmiedet', oder er,
Deß Tugend ſeufzt' um eines Tags Verluſt?

VI. „Oft darbt die Tugend und das Laſter ſchwelgt."
Und wie denn? iſt der Lohn der Tugend Brod?
Brod iſt der Arbeit Preis; ein Böſewicht
Mag ihn verdienen, und verdienet ihn,
Wenn er der Erde ſeinen Schweiß vertraut.

Verdienet ihn, wenn er in's Meer ſich wagt,
Wo Thorheit Königen zu Liebe ficht,
Und dem Gewinſt zu Lieb' hinuntertaucht.
Der gute Mann iſt oft gemächlich, oft
Ein ſchwacher Mann; auch wünſcht er Fülle nicht,
Sein ganzer Anſpruch iſt Zufriedenheit.
Doch gebt ihm Reichthum! Hat er nun genug?
„Nein! ſoll Geſundheit ihm, und ſoll denn Macht
Dem Guten fehlen?" Wohl! beſitz er auch
Geſundheit, Macht, jein jedes Erdengut.
„Warum beſchränkte Macht? Warum iſt er
Ein mächt'ger Unterthan? warum nicht Fürſt?"
Nicht weiter? Fügt den äußern Gaben doch
Die innern Güter bei! Warum iſt nicht
Der Menſch ein Gott, die Erd' ein Himmelreich?
Wer ſo begehrt, dem gibt Gott nie genug,
So lang er etwas noch zu geben hat.
Bei gränzenloſer Macht wird gränzenlos
Sein Anſpruch; ſage mir, auf welchem Punkt
Im Reich der Dinge wird er ſtille ſtehn?
Was unſerm Wunſch nichts Irdiſches gewährt,
Nichts Irdiſches entreißt, der Sonnenſchein
Der ſtillen Seel' und Herzensfreudigkeit
Sind Lohn der Tugend. Einen würdigern
Beſtimmſt du ihr? So laß dich Demuth denn
Mit Sechſen fahren, der Gerechtigkeit
Gib ein Erobrerſchwert, ein Ordensband
Der ernſten Wahrheit, gib dem Freiheitsſinn,
Was ſeinen edlen Kummer weckt und nährt,
Die Krone. Schwacher, thöricht eitler Menſch!
Wird zur Vergeltung uns der Himmel dort
Das Spielzeug reichen, deſſen Flitterglanz

Den Blödſinn hier gekörnt? Du warſt ein Kind,
Nun biſt du Mann, und ſtets noch ſeufzeſt du
Nach Marzipan und Aepfeln? Wohl! ſo geh,
Und mit dem Wilden harr' in jener Welt
Auf deine Flaſche, deinen Hund, dein Weib!
Denn minder noch, als die, kann ſolch ein Tand,
Wie Schätz' und Kronen, die Beſtimmung ſein,
Die dort uns winkt, — ein unwillkommner Lohn
Für wahre Tugend, für die ſchwache Gift, —
Die Klipp', an der mit ſechzig Jahren oft
Ein Heiliger von zwanzig ſcheiterte.
Wem kann der Reichthum wol Zufriedenheit,
Wem kann er guten Ruf und wahre Luſt
Verſchaffen, als dem Redlichen allein?
Senat' und Richter wurden oft erkauft;
Nie waren Lieb' und Achtung feil für Gold.
O Thoren, die ihr wähnt, es haſſe Gott
Den Edelmüthigen, der Menſchheit Freund
Und ihren Liebling, da doch darum nur
Sein Blut geſund iſt, ſein Gewiſſen rein,
Weil er nicht jährlich tauſend Pfund beſitzt.
Was Ehr' und Schande bringt, iſt nicht der Stand;
Thut, was ihr ſollt, da liegt der Ehre Grund.
Es zeigt ſich wol in mancher Kleinigkeit
Ein Unterſchied; den Einen läßt das Glück
In Lumpen ſchlottern, weil ein Anderer
In Gold und Seide dir vorüberrauſcht,
Es hängt dem Handwerksmann ein Schurzfell vor,
Dem Pfarrer eine Beffe, ſetzt dem Mönch
Die Kutte, dem Monarchen Kronen auf..
„Was liegt denn weiter von einander ab,
Als Kron' und Kutte?" Was? — du weißt es nicht? —

Im Ernſte denn: ein Weiſer und ein Thor.
Du wirſt es finden, wenn der Fürſt einmal
Den Kloſterbruder, und der Seelenhirt
Den Helden in der Pfennigſchenke ſpielt:
Werth macht den Mann, und Mangel innern Werth's
Den Taugenichts; der Reſt iſt Schnörkelwerk.
Sei rings behängt mit Bändern und verziert
Mit einem Titelſchweif von Königen
Und Königsdirnen, rühm' ein altes Blut,
Das ohne Störung von Lukrezien
Sich immer auf Lukrezien ergoß;
Doch ſchätzeſt du nach deiner Väter Werth
Den deinigen, ſo bring' auch Keinen mir
In Anſchlag, der nicht gut und edel war.
Geh! wenn, an Alter reich, an Adel arm,
Dein Blut ſeit Noah ſchon durch Schurken kroch,
Gib dein Geſchlecht für jung, und laß die Welt
Es ja nicht merken, daß von deinem Haus
Die Stammherrn ſchon ſo lange Thoren ſind.
Was kann den Geck, den Niederträchtigen,
Den Feigen adeln? Wahrlich! alles Blut
Der edlen Howards alle könnt' es nicht!
Blickt auf die Größe denn, und ſagt mir an:
Wo find' ich Größe? „Wo, erwiedert ihr,
Als bei dem Staatsmann und dem Helden nur?
Die Helden ſehen ſich, wir wiſſen's ja,
So ziemlich gleich, von Philipps tollem Sohn
Bis auf den Schweden. Alles, was da lebt,
Zum Feind zu haben, oder mit Gewalt
Dazu zu machen, iſt ihr Wunſch und Ziel;
Zurück ſieht Keiner, voran ſchreitet er,
Und ſchaut nicht weiter vor, als Einen Schritt.

Nicht minder ähnlich ſind einander auch
Die Staatserfahrenen. Ein Jeder treibt
Weit um ſich lauernd ein verächtlich Spiel:
In ſorglos froher Stund' erhaſchen ſie
Die Menſchen, weiſer nicht, als Andere,
Doch auf die Schwächen Andrer abgelernt.
Und ſei es auch, daß durch Eroberung
Der Held gewinnt, der Staatsmann durch Betrug,
Was für ein Sprachgebrauch, der Büberei
Zur Größe prägt! Wer klug mit Bosheit iſt,
Mit Tollheit kühn, der iſt nur um ſo mehr
Ein Thor, nur um ſo mehr ein Böſewicht.
Wer edle Mittel braucht zu edlem Zweck,
Und, ſchlägt er fehl, den Feſſeln und der Acht
Entgegenlächelt, glänz' er auf dem Thron
Gleich Mark Aurelen, oder trink' er Gift
Mit Sokrates, der Mann iſt wahrlich groß.
Was iſt der Ruhm? Ein eingebildet Sein,
Das bettelhaft von fremdem Hauch ſich nährt,
Ein luſtig Eigenthum, von welchem wir
Vor unſerm Tode ſchon nicht Meiſter ſind.
Du haſt nur, was du hörſt; was nicht zu dir
Herüberdringt, iſt völlig ein's, Mylord,
Ob's dir gemeint iſt oder Cicero'n,
Und was du hörſt, entſtehet und verſiegt
In deiner Freund' und Feinde kleinem Kreis.
Für Jeden außer dieſen iſt der Held
Nur Traumgeſtalt, ein lebender Eugen
So wie ein todter Cäſar, wo er auch
Geglänzt hat oder glänzt, ob an dem Rhein,
Ob an dem Rubikon. Der witz'ge Kopf
Iſt eine Feder, und der Held ein Stab,

Ein braver Mann des Himmels ſchönſtes Werk.
Auch eines Gauners Namen kann der Ruf
Dem Tod' entreißen, ſo wie aus der Gruft
Der Henker oft noch ſeinen Körper zieht,
Wenn das, was beſſer der Vergeſſenheit
Gewidmet blieb', jetzt hoch empor gehängt
Die Welt vergiftet. Jeder Ruhm iſt fremd,
Der nicht verdienet iſt, den Kopf allein
Umgaukelt er, gelangt nicht an das Herz.
Ein Stündchen reinen, innern Selbſtgefühls,
Es wiegt ein ganzes Jahr voll Siegsgeſchreis
Und dummen Staunens auf; geächtet fühlt
Marcellus höhre Luſt, als Cäſar kennt,
Wenn ein Senat an ſeiner Ferſe keucht.
Was für ein Glück gewähret der Beſitz
Von größrer Geiſteskraft? Belehre mich,
(Du kannſt es, Freund!) was heißt denn weiſe ſein?
Nichts anders doch, als wiſſen, wie beſchränkt
Das Wiſſen ſei, die Fehler Andrer ſehn,
Die eignen fühlen, und verurtheilt ſein,
Im Joch des Amtes oder für die Kunſt
Sich abzumühen, ohn' Ermunterung,
Weil Keiner mit dir ſtrebt, und ohne Lohn,
Weil dem Vortrefflichen ein Kenner fehlt.
Wahrheiten willſt du lehren, willſt vom Fall
Dein Land erretten? Wenige verſtehn,
Nicht Einer ſchützt, und Alle fürchten dich.
O arme Gabe! Vorzug aller Qual!
Der über dieſes Lebens Schwächen uns,
Und — und über ſeine Tröſtungen erhebt!
Berechne doch die ſchönen Ding' einmal
In Eine Summe, zeuch den Schaden ab,

Und ſieh den wahren Werth, wie hoch er ſteigt.
Wie viel dir der Erwerb des Einen Guts
An andern Gütern koſtet, wie ſo oft
Eins für das Andre ganz verloren geht,
Wie ſchlecht die Güter einer höhern Art
Damit beſtehen, wie du manches Mal
Das Leben wagſt, und immer deine Ruh,
Das überleg', und regt ſich noch dein Neid
Um dieſe Sachen, rede! möchteſt du
Der Mann ſein, den das Glück damit beſchenkt?
Wenn du ſo kindiſch biſt, um Stern und Band
Zu ſeufzen, ſieh auf Umbra, wie ſo fein
Sie ſeiner Lordſchaft und Sir Willy ſtehn!
Iſt gelber Staub der Wunſch, wofür du lebſt?
Herrn Gripus ſchau nur und Frau Gripus an.
Lockt Geiſtesſchimmer dich? So denke nur
Wie Bacon glänzte, der berühmteſte,
Gelehrtſte — niedrigſte der Sterblichen! 9
Reißt eines Namens ſtolzer Klang dich hin?
Betrachte Cromwell'n, den ein ew'ger Fluch
Zum Ruhm verurtheilt! 10 Oder ziehn, vereint,
All dieſe Gaben deinen Ehrgeiz an?
So ſchlag des Alterthums Annalen auf,
Und lerne dort, ſie Alle zu verſchmähn.
Dort, in den Reichſten, den Geehrteſten,
Berühmt'ſten, Größten, ſich und miß ſie ganz,
Die falſche Leiter der Glückſeligkeit!
Die in dem Herzen ihres Königs einſt,
Im Arme ihrer Königin geruht,
Ihn zu verderben, ſie zu hintergehn,
Wie glücklich! Aber ſieh die Krümmen auch,
Die ſchmutzigen, durch welche ſich ihr Ruhm

Emporgewunden, wie aus Schlamm und Rohr
Venedig ſich, der Städte Fürſtin, hub;
Wie Schuld und Größe gleichen Schrittes ging,
Und, was der Held gewann, der Menſch verlor.
Um ihre ſtolze Stirn betrachte nun
Europa's Lorbeern, doch mit Menſchenblut
Beſudelt, oder ſchlecht erkauft für Gold!
Dann ſiehe ſie an jeder Kraft erſchöpft,
Zerdrückt durch Arbeit, oder hingewelkt
Im Nichtsthun, oder ehrlos durch den Raub
Geplünderter Provinzen. 11 O wie arm
Iſt aller dieſer Reichthum, arm an Reiz,
Da keine Edelthat, durch reinen Glanz
Ihn heiligend, der Scham den Zutritt wehrt!
Welch größer Glück, das ihrer erſt noch harrt
Am Schluß des Lebens! Eine Lieblingin
Voll Habgier, ein gebieteriſches Weib
Dringt ſtürmiſch in die Bogen voll Trophä'n,
Die thatbemalten Säl', und hetzt den Schlaf
Aus dieſen pomperfüllten Schatten weg.
Ach! laſſet nur durch ihres Mittags Glanz
Euch nicht verblenden, rechnet in den Tag
Nur auch den Morgen, auch den Abend ein,
Und ſtatt des ganzen ungeheuern Ruhms,
Was ſeht ihr dann? Ein luſtig Farbenſpiel,
Wo Ruhm in Schand' und Schand' in Ruhm zerfließt.

VII. So wißt denn, was zu wiſſen uns genügt:
„Nur Tugend iſt hienieden Seligkeit."
Der Schwebepunkt iſt ſie, wo Menſchenglück
Sich hält und haftet, — wo es möglich iſt,
Ein Gut zu koſten, das nicht überhängt
Zum Uebel, — wo allein der brave Mann

Sich dauerhaft belohnt ſieht, gleich beglückt
Durch das, was er empfängt, und was er gibt,
Belohnt durch Freude, wenn ſein Zweck gelingt,
Der keine Freude gleicht, und kummerfrei,
Wenn er ihm fehlſchlägt, — ohne Sättigung,
Wenn auch des Heiles Füll' ihn überſtrömt,
Und angefeuert durch das Unglück ſelbſt, —
Wo ſelbſt die heiße Thräne, die das Herz
Im Stillen weint, den Edlen mehr erquickt,
Als mitten im Gewühl der Freudenrauſch
Fühlloſer Thorheit. Jeder Gegenſtand
Iſt eine Segensquell', ein jeder Ort;
Er ſchöpfet immer und erſchöpft ſie nie;
Nie fühlet er durch fremdes Unglück ſich
Gehoben, nie durch fremdes Glück gekränkt;
Kein Mangel drückt ihn mehr, und jeder Wunſch
Verſtummet, denn der einz'ge, der ihm bleibt,
Der Wunſch nach größrer Tugend, iſt Gewinn.
Dies iſt der Segen denn, der einzige,
Den Allen die Natur mit gleicher Huld
Gewähren konnte. Jedes Herz, das fühlt,
Kann ihn genießen, jeder Kopf, der denkt,
Erkennen. Aber blind mit Wiſſenſchaft
Mit Reichthum arm, verfehlt der Böſ' ihn ſtets,
Indeſſen er dem Guten ungeſucht
Begegnet, — ihm, der, keiner Sekte Sklav,
Nicht einen eignen abgelegnen Weg
Sich ſuchet, ſondern frei durch die Natur
Zum Gotte der Natur das Aug' erhebt,
Der Kette folget, die den Plan des Alls,
Den unermeßlichen, verknüpft und hält,
Die Erd' und Himmel und mit Sterblichem

Das Göttliche verbindet, — der begreift,
Daß kein Geſchöpf ſich eines Glücks erfreut,
So über ſeiner Sphär' und unter ihr
Nicht andre mitberührt, — der in dem Gang
Des engverſchlungnen ſteigenden Syſtems
Der Menſchheit erſten, letzten Zweck erkennt,
Und deutlich ſieht, daß Glauben und Geſetz
Und Sittlichkeit aus Einem Punkt entſpringt,
Und wieder hin zu dieſem Einen Punkt,
Zur Gottesliebe und Menſchenliebe, führt.
Ihn lenkt der Hoffnung Hand, und ihn allein,
Von Ziel zu Ziel hinauf, und hebt ſein Herz
Und regt es ſtets zu neuem Streben an,
Bis, zu des Glaubens Höhn emporgeführt
Und gränzenlos erweitert, das Gemüth
Den Segen ausgießt, der es ganz erfüllt.
Er ſieht, warum Natur (die kein Geſetz
Vergebens gibt, in keines Weſens Bruſt
Begierden legt, die ſie nicht ſtillen will)
Warum ſie in den Menſchen Hoffnung doch
Und Glauben, Hoffnung auf bekanntes Glück,
Und Glauben an ein unbekanntes pflanzt.
Sehr weiſ' iſt ihr Geſchenk; ſie knüpft dadurch
Die höchſte Tugend an das höchſte Glück;
Der Wink, der uns die ſchönſte Ausſicht zeigt
Auf eigne Seligkeit, er zeigt uns auch
Den ſtärkſten Antrieb, Andern beizuſtehn.
So zur Geſelligkeit, zur Gottesliebe
Hinangetrieben, heißt die Selbſtſucht dich
In deines Nachbars Glück dein eignes ſehn.
Iſt dies zu wenig für ein großes Herz?
So dehn' es aus, nimm deine Feinde ſelbſt,

Nimm, allumspannend, Welten von Vernunft,
Gefühl und Leben auf in Ein System
Von Wohlgewogenheit, mit jedem Grad
Von höhrer Güt' auch um so seliger,
Das höchste Glück nur höchste Menschlichkeit.
Des Himmels Liebe senkt vom Ganzen sich
Auf's Einzelne; des Menschen Seel' erhebt
Vom Einzelnen zum Ganzen sich empor.
Selbstliebe dient, ein tugendhaft Gemüth
Nur anzuregen, wie ein kleiner Stein
Den stillen See; der Mittelpunkt wallt auf,
Es folgt ein enger Kreis, ein größerer,
Und noch ein größrer breitet sich umher;
Verwandte, Freunde, Nachbarn wird zuerst
Dein Herz umfassen, dann das Vaterland,
Und dann die ganze Menschheit. Weiter stets
Und weiter nimmt der Ausstrom des Gemüths
Ein jedes Wesen auf von jeder Art,
Die Erde lacht umher, beseliget
Durch Güte sonder Maß, der Himmel blickt
Herab, und sieht sein Bild in deiner Brust.
Wolan denn, du, mein Freund, mein Genius!
Des Dichters Meister und des Liedes, komm!
Und während bald hinab die Muse sich
Zum niedern Spiel der Triebe, bald hinauf
Zu dieser Trieb' erhabnem Ziele schwingt,
So lehre mich, wie du, durch Weisheit fest
Im Wechsel der gebrechlichen Natur,
Mit Würde fallen, und mit Mäßigung
Mich heben, wie dein Umgang mich gelehrt
Vom Ernst zum Scherz, vom Munteren zum Ernst
Den Uebergang zu finden, Richtigkeit

Mit Geiſt zu einigen, Beredſamkeit
Mit Ruh und Klarheit, Strenge der Vernunft
Mit ſeinem Sinn, der ſchonet und gefällt.
O! ſag', indeß den Zeitenſtrom entlang
Dein Name ſiegend fleugt, und ausgeſpannt
All ſeinen Ruhm verſammelt, ſage mir,
Darf meine kleine Bark' auf ſeiner Spur
Von ferne ſegeln, folgen dem Triumph,
Sich miterfreuen des erwünſchten Fluchs?
Wenn Staatsmann, Held und König alle ſchon
Im Staube ruh'n, und Scham den Enkel färbt,
Deß Vater unter deinen Feinden war,
Darf künftigen Geſchlechtern dieſer Vers
Mein Glück verkündigen, daß Bolingbrok'
Mein Führer war, mein Philoſoph, mein Freund?
Daß ich auf ſein Geheiß die mächt'ge Kunſt
Von leerem Schall zu Sachen, von dem Spiel
Der Phantaſie zum Herzen hingelenkt,
Des Witzes falſchen Spiegel aus der Hand
Geworfen, um die Fackel der Natur
Emporzutragen, und den Stolz gelehrt,
„Was iſt, ſei recht," Vernunft und Leidenſchaft
Vereine ſich an Einem großen Ziel,
Die Eigenliebe des Verſtändigen
Sei Menſchenliebe, Tugend unſer Glück
Und Selbſterkenntniß unſre Wiſſenſchaft?

Anmerkungen.

1. Falkland war Staatsſekretär König Karls des Erſten von England. Der Graf von Clarendon, in ſeiner Geſchichte der bürgerlichen Kriege, verbreitet ſich weitläufig über die Verdienſte deſſelben. Anmerk. des Marquis de St. Simon zu ſeiner Ueberſ. des V. d. M.

2. Turenne, der Gottheit Bild. Dieses Attribut hat eine ihm besonders eigne Richtigkeit, weil der große Mann, dem es beigelegt wird, sich nicht sowohl durch seine vorzüglichen Eigenschaften, als durch seine väterliche Sorge für Diejenigen, die er in den Krieg führte, von andern Feldherrn unterschied. Diese Sorge war so groß, daß die Hauptabsicht, worin er das Kommando übernahm, die Erhaltung der Menschen gewesen zu sein scheinet. Diese göttliche Fürsorge bewies er vorzüglich während des Feldzugs, worin er das Leben einbüßte. Warburton.

3. Philipp Sidney fiel 1586 in einem kleinen Treffen zwischen den Engländern und Spaniern nicht weit von Zütphen. Er hatte sich ein solches Ansehen erworben, daß die Polen Willens waren, ihn zu ihrem Könige zu wählen. St. Simon.

4. Robert Hayn, dem Pope in mehreren Stellen seiner Werke das schmeichelhafteste Lob ertheilt, war seinen Freunden mehr durch die Sanftheit seiner Sitten, als dem Publikum durch glänzende Eigenschaften bekannt. Derf.

5. Dieses letzte Beispiel, wodurch der Dichter die Wege der Vorsehung erklärt, hat eine ihm eigne Schönheit. Er entrichtet darin, wie in einer Danksagung, seiner Mutter einen Tribut der kindlichen Liebe, und bedienet sich desselben zum Dienste seiner Rechtfertigung des großen Gottes und Vaters aller Dinge. Die Mutter des Verfassers, eine Person von großer Frömmigkeit und Menschenliebe, starb in dem Jahre, in welchem dieses Gedicht fertig wurde, nämlich 1733. Ward.

6. Der Dichter zielt auf das Schicksal der beiden großen Naturforscher, Empedokles und Plinius, welche beide ihr Leben verloren, weil sie sich dem Aetna und Vesuv zu sehr näherten, um die Ursachen ihres Ausbruches zu erforschen. Derf.

7. Diesem Bethel sind mehrere Werke des Dichters zugeschrieben. In der zweiten Satyre nach dem Horaz, die ebenfalls an ihn gerichtet ist, nennt Pope ihn „einen Mann, zwar unbekannt mit der Schule, aber stark an Verstand, und weise, ohne die Regeln zu kennen.“ An einer andern Stelle heißt es: So sprach Bethel, ein Mann, der immer sagt, was er denkt, und immer denkt, was er soll. Seine gleichmüthige Seele ist das Muster, nach dem ich mich bilde, eben so eifrig ihm nachzuahmen, als ich ihn liebe.

8. Franz Chartres, ein Mann, der wegen aller Arten von Lastern berüchtigt war. Als er als Fähndrich bei der Armee stand, wurde er als ein Betrüger aus dem Regiment gestoßen. Hierauf ward er nach Brüssel verwiesen, und aus derselben Ursache aus Gent gejagt. Nach hundert Gaunerstreichen im Spiel, fing er an, Geld auf übermäßige Interessen und auf Prämien auszuleihen, wenn es nicht zu gesetzlicher Zeit bezahlt wurde. Er häufte dadurch Prämien,

Intereſſe und Kapital zu einem neuen Kapital, und griff ſeine Schuldner in der Minute an, wo die Bezahlung fällig war; mit Einem Worte, durch eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Laſter, Bedürfniſſe und Thorheiten der Menſchen erwarb er ſich ein unermeßliches Vermögen. Sein Haus war ein beſtändiges Pfandhaus. Er ward zweimal der Nothzucht beſchuldigt und begnadigt. Das letzte Mal aber ward er zu Newgate gefangen genommen, und mußte viel verlieren. Er ſtarb in Schottland 1731, im 62ſten Jahre ſeines Alters. Der Pöbel war bei ſeinem Begräbniß ausgelaſſen, zog den Körper aus dem Sarg, und warf todte Hunde mit ihm in's Grab. Dieſer Mann hatte von liegenden Gründen jährlich ſieben tauſend Pfund einzunehmen, und beſaß gegen hundert tauſend Pfund an baarem Gelde. Ward. in der Anm. zu Pope's moraliſchen Verſuchen. Brief 3.

9. u. 10. Dieſe Beiſpiele ſind mit großer Einſicht ausgewählt; vielleicht gibt es keine zwei gleiche. Bacon entdeckte und ſetzte die zwei Grundſätze feſt, durch deren Hülfe Newton im Stande war, das ganze Geſetz der Natur zu entwickeln. Er zeichnete ſich eben ſo ſehr aus durch ſeine ſchöpferiſche Einbildungskraft, als durch die Klarheit ſeiner Begriffe und die Stärke ſeines Ausdrucks; allein als Vorſitzer des höchſten Kanzleigerichts wurde er in der Verwaltung der Gerechtigkeit der Beſtechung überwieſen, und bemühte ſich durch die niedrigſte Schmeichelei gegen dieſes Gericht, ſeinem verfallenen Glücke wieder aufzuhelfen. Schon damals, als er in dieſes Gericht eintrat, hatte er ſich an ein kriechendes Benehmen gewöhnt, das dem Charakter eines Gelehrten unanſtändig war. — Cromwell ſcheint ſich durch ſeine Fähigkeiten vor all den großen Verbrechern, welche die Freiheit ihres Landes zerſtört haben, auf die hervorragendſte Art auszuzeichnen. Andere unternahmen dieſes zu einer Zeit, wo der Geiſt der Freiheit durch eine allgemeine Ueppigkeit und Geneigtheit ſich beſtechen zu laſſen unterdrückt und erloſchen war; aber Cromwell unterjochte ſein Land gerade damals, als dieſer Geiſt durch einen glücklichen Kampf wider die Eingriffe des Hofes ſeine Höhe erreicht und als derſelbe von einer Anzahl der größten zur Regierung geborenen Genies, welche die Welt jemals geſehen hat, mit vereinten Kräften unterſtützt wurde.

Derſ.

11. Dieſe ganze Tirade iſt eine Satyre auf den Herzog von Marlborough, der ſich nach Blenheim zurückgezogen hatte, einem prächtigen Schloſſe, geziert mit Triumphbogen, Gemälden u. ſ. w. das die Nation ihm nach der Schlacht bei Höchſtedt, welche die Engländer die Schlacht bei Blenheim nennen, hatte bauen laſſen.

St. Simon.

Ehrgefühl und Liebe oder der Eid.

(Ein Trauerspiel in vier Aufzügen.)

Personen:

Don Fernand der Erste, König von Kastilien.
Don Diego.
Don Gomez, Graf von Gormas, Feldherr des Königreichs.
Don Rodrigo, Sohn des Diego.
Donna Leonore, Tochter des Grafen.
Elvire, Leonorens Gesellschafterin.
Don Raphael von Monventura.
Don Arias.
Don Miguel Moncada.
Don Sanchez.
Andre Granden, Hofleute, Bewaffnete u. s. w.
Gonsalez, ein Edelknabe.

Der Schauplatz ist in Sevilla.

Erster Aufzug.

(Im Hause des Grafen von Gormas.)

Leonore. Elvire.

Leonore. Gib den Gedanken auf, Elvire, und dringe für jetzt nicht weiter in mich. Ich war gestern entschlossen, aber es kann nicht sein — heute nicht, Elvire! So verstört — so düster — so uneins mit mir selber!

Elvire. Soll ich meine Guitarre holen?

Leonore. Du würdest mich vollends verstimmen. Musik macht wehmüthig — mich wenigstens — auch die lustigste.

Elvire. So kommen Sie mit in den Garten. Es kann doch einmal nicht wieder aufgeschoben werden. Sie müssen sich aufheitern.

Leonore. Morgen!

Elvire. Was würde Rodrigo sagen? O daß Sie seine Freude gesehen hätten, als er gestern von mir hörte,

daß sie endlich entschlossen seien, sich Ihrem Vater zu entdecken. Antworte Leonoren, sagte er, daß ich morgen sobald als möglich zu ihr eilen werde, um an ihrer Hand mein Urtheil zu empfangen. Unsre Liebe trotzt dem Schicksal, fuhr er fort, allein so oft ich daran denke, daß ihr Vater .... (Sie stockt.)

Leonore. Warum ward mir so wenig von seinem Muthe zu Theile! — Habe Geduld mit mir, Elvire! Du kennst mich. Ich habe Herz, und Alles geht mir von der Hand, so lang ich still und unverworren meine kleinen Entwürfe verfolgen kann; aber eine fremde Erscheinung, Ein Vorfall, der die Verhältnisse vor meinen Augen durcheinander schiebt, macht mich kleinmüthig und ungeschickt.

Elvire. Und Rodrigo hätte vielleicht noch Ursache, sich vor dem entscheidenden Schritt zu fürchten. Er hält Ihren Vater für stolz, das weiß ich, und vielleicht mit Recht. Wer darf auch stolz sein, wenn Don Gomez sich der Erinnerung seiner Thaten nicht erfreuen soll? Aber Sie! Die beneidenswürdigste der Töchter, die einen Wunsch nur errathen zu lassen braucht, um ihn schon erfüllt zu sehn!

Leonore. Elvire!

Elvire. Wolan denn, Gräfin! Ich wüßte keine Bedenklichkeit, die Sie abhalten dürfte.

Leonore. Du würdest Recht haben, Elvire! wenn es nur eine Bedenklichkeit wäre; denn was man gewöhnlich so nennt ... Aber du weißt ja noch nicht ..!

Elvire. Ich darf nichts wissen. Den heutigen Tag hat das Schicksal selbst für Sie und Rodrigo'n ausgezeichnet. Davon bin ich nun einmal überzeugt, und davon kann und muß ich auch Sie überzeugen, ehe der muthige Jüngling uns überfällt; denn wahrscheinlich ist er

ſchon auf dem Wege hieher. Eine ſolche Verbindung von Umſtänden kommt nie wieder.

Leonore. (Seufzend). Wir wollen es hoffen!

Elvire. Denken Sie nur, Gräfin! — dieſes Einzige muß entſcheiden — denken Sie nur, daß Ihr Vater heute dem glänzendſten Lohne ſeiner Verdienſte entgegen ſieht. Der König hat dieſen Tag dazu beſtimmt, um dem Infanten einen neuen Gouverneur zu wählen, und wem könnte dieſe Würde zugedacht ſein . . . .

Leonore. (Lächelnd.) Als dem Vater Rodrigo's? Keinem.

Elvire. Ich bitte Sie!

Leonore. Du meinſt doch nicht, Elvire . . .

Elvire. Ihrem Vater! Keinem, als Ihrem Vater.

Leonore. Aber das iſt doch bloß deine Meinung, will ich hoffen? . . . . . Mädchen, Mädchen! Du kannſt mir keine tödtlichere Nachricht bringen, als daß mein Vater ſich Erwartungen zu dieſer Stelle macht!

Elvire. Und ſie glauben nun, daß Diego dazu beſtimmt ſei. Diego! der alte, ſchwache Diego!

Leonore. So urtheil' ich bei dem erſten Anblick, und ſo wird ſicher auch mein Vater und jeder Kaſtilier urtheilen. Tritt einmal vor die Thür und frage den Erſten, der vorübergeht. Die Männer werden lachen, und die Kinder dir ſtatt der Antwort den Heldenruhm des Greiſes in einer Romanze verſingen. Diego war es, der die Mohren Südſpaniens beſiegte, bändigte, unterwarf. Rodrigo's Vater iſt es, dem Don Fernand einen neuen Thron verdankt.

Elvire. Aber nicht er allein. Ohne Don Gomez wäre dieſer Thron noch ſchneller wieder eingeſtürzt, als er erbauet war. Der ihn ſchützte, hat ihn gegründet.

Leonore. Mein Vater vertheidigte, was Diego gewonnen hatte. Laß ihre Verdienſte ſich gleich ſein! So darf der König doch nicht überſehen, daß Diego's Anſprüche, wie ſeine Thaten, um zwanzig Jahre älter ſind. Sein Haar iſt unter dem Helme grau geworden, indeß mein Vater in der Mitte des Lebens noch der Fülle ſeiner Kraft genießt.

Elvire. Eben dieſe grauen Haare, Gräfin!

Leonore. Du willſt ſagen . . .

Elvire. Ich würde Ihnen vielleicht beiſtimmen, müſſen, wenn hier von dem größeren Rechte oder überhaupt von einem Wettſtreit zwiſchen dem Grafen und dem Vater Rodrigo's die Rede ſein könnte. Aber ich ſetzte von Anfang an voraus, daß der Letztere ſeine Anſprüche durchaus nicht geltend machen werde. Grade ſein hohes Alter! ſeine Eigenheiten! ſeine Alles überwiegende Neigung zum ruhigen, häuslichen Leben! ſeine beinahe abergläubiſche Furcht vor jeder Art von Verantwortlichkeit!

Leonore. (Verwundert.) Am Ende könnteſt du doch nicht ganz Unrecht haben.

Elvire. O, ich weiß das zu gut! Ihr Vater braucht keinen Nebenbuhler zu fürchten, und fürchtet ihn auch gewiß nicht. Ich begegnete ihm erſt im Garten. Sie müßten hinuntergehen, um Muth und Heiterkeit aus ſeinem Anblick zu ſchöpfen. Er iſt heute keiner ungehaltenen Miene fähig, und wenn er ſie auch erzwingen wollte. Muntern Sie ſich auf. Die Gelegenheit zeigt ſich nur einmal.

Leonore. So bin ich ſehr zu bedauern.

Elvire. Gräfin! — Wenn ich nicht Ihre Schüchternheit kennte!

Leonore. Die frohe Stimmung meines Vaters hebt das Hinderniß nicht, das mich muthlos macht. —

Hör', Elvire! — Setze dich mir gegenüber und ſieh mich ſo recht unbefangen an. Deine klugen Augen haben oft ſchon einen Weg gefunden, wo meine Schüchternheit, wie du es nenneſt, nichts als Sturm und Nacht um ſich her ſah.

Elvire. (Sehr aufmerkſam.) Wenn es Ihnen nur nicht gelingt, mir dieſe Schüchternheit mitzutheilen!

Leonore. Du erinnerſt dich vielleicht, daß ich Rodrigo'n — ach! ich weiß nicht, welch ein verborgner Widerſtand ihn von meinem Vater entfernt hält! — daß ich ihn einmal inſtändigſt gebeten habe, genauern und öffentlichen Umgang in unſerm Hauſe zu ſuchen. Ich äußerte ihm meine Furcht, daß ein Andrer ſich der Liebe meines Vaters in dem Maße, wie ich ihm ſie wünſche, bemeiſtern könne. Er folgte mir nicht, und nun . . .!

Elvire. Wie, Leonore?

Leonore. Es iſt geſchehen.

Elvire. Unmöglich! In allen Königreichen von Spanien iſt kein junger Mann, den der Graf ſo ſchätzte und ſchätzen konnte, als Rodrigo'n. Erinnern Sie ſich des Morgens, als unſre Krieger von dem letzten Zuge gegen die Ungläubigen zurückkehrten.

Leonore. Des Sterbetags meiner Ruhe!

Elvire. Erinnern Sie ſich des Augenblicks, als der Monarch auf Ihren Vater zuritt, und ihm die Hand entgegen ſtreckte, und das Volk vor Freude trunken zu Tauſenden ihn umſtrömte — wie der Graf da ſchweigend ſich zur Seite begab, mit einer Hand die flatternde Fahne an ſich zog, und mit der andern auf Rodrigo'n zeigte, der zu Pferde dahinter hielt. —

Leonore. Ach! damals wagt' ich's zuerſt, mir meine Liebe zu geſtehen. Ich ſeh ihn noch wirklich. Noch hör' ich jedes Wort, das mein guter Vater zu ſeinem Lobe

ſprach. — Wer hätt' es für möglich halten ſollen, daß ein Jüngling ſeinem Vaterlande glorreicher angekündigt werden könne? Und doch iſt meine Beſorgniß eingetroffen. Don Raphael von Monventura hat Rodrigo'n die Gunſt des Volkes und meines Vaters abgewonnen.

Elvire. (Nachſinnend.) Den Raphael von Monventura! Ich begreife nicht, Gräfin, wie dieſer Mann Rodrigo'n und Ihnen ſchädlich werden könnte, geſetzt auch, daß es mit der Sache ſelbſt ſeine Richtigkeit hätte. Indeſſen zweifle ich auch hieran, da ſeine Verdienſte und die Verdienſte Rodrigo's von einer ſo verſchiednen Art ſind, daß ſie gar wohl neben einander beſtehen können.

Leonore. Du haſt Recht, meine Liebe! Raphaels Verdienſte ſind unglücklicher Weiſe von einer andern, ſie ſind von einer ſeltnern und — wenn wir uns einmal außer uns ſelbſt verſetzen, und mit den Augen Anderer urtheilen wollen — von einer weit höhern Art, als die Thaten Rodrigo's. Rodrigo hat ſich in dem letzten Feldzug als Krieger ausgezeichnet; er hat die Befehle des Feldherrn mit Glück und mit noch größerer Tapferkeit ausgeführt. Don Raphael hingegen hat ſein Vaterland durch einen Friedensſchluß gerettet, der einzig das Werk ſeiner Klugheit iſt. In welcher Angſt befanden wir uns vor einem Monat! Das ganze mohriſche Grenada war plötzlich gegen uns aufgeſtanden. Wir hielten uns für verloren, und erwarteten ſtündlich den Feind vor unſern Mauern. Auf einmal hieß es: Friede! Ein junger unbekannter Edelmann hatte ſich ohne einen andern Schutz, als ſeine Beredſamkeit, in das Lager eines wüthenden Feindes gewagt und im Namen, aber ohne Vorwiſſen, Don Fernands einen ehrenvollen Vergleich geſchloſſen. Bewundrung und Freude hinderten den König an den Eingriff zu denken, der durch

dieſes doppelte Wagſtück in ſeine Rechte geſchehn war. Er beſchied den Retter ſeiner Krone nach Sevilla. Don Raphael kam.

Elvire. In der That! der Glanz, womit er hervortrat ....

Leonore. Er ward empfangen wie ein Halbgott. Die Erſten des Reich's ſuchten ſeinen Umgang, die Stolzeſten ſeine Freundſchaft. Alle gewannen ihn lieb und Keiner mehr als mein Vater!

Elvire. Indeſſen —

Leonore. Ich ſelber freute mich des neuen Ankömmlings. Die Schwermuth in ſeinen Mienen zog mich an ihn. Sein Geſpräch voll Geiſt beſchäftigte mich lieblich. — Ach! daß ich die Männer nicht beſſer kannte! Auch der Beſcheidenſte überhört kein gutes Wort, und deutet die gleichgültigſten Zeichen unſers Wohlwollens zum Vortheil ſeiner Eigenliebe.

Elvire. Verſteh ich Sie, Gräfin? das wäre luſtig. Wie? er ſollt' es wagen dürfen, ſeine Augen zu Leonoren zu erheben? Don Raphael ſollt' es wagen dürfen, ſich neben den Sohn Diego's zu ſtellen? Der melancholiſche Träumer neben den feurigen, kühnen, lebensfrohen Rodrigo? Vielleicht hat er ſich gar ſchon ...

Leonore. Gegen mich hat er bis jetzt geſchwiegen. Aber ich weiß von Einem, der zufällig Ohrenzeuge geweſen iſt, daß er meinem Vater geſtern ſeine Neigung entdeckt, und daß dieſer ſie mit dem ganzen heftigen Feuer ſeines Willens gebilligt hat.

Elvire. Ich wünſchte, daß ich der Ohrenzeuge geweſen wäre.

Leonore. So würdeſt du ...

Elvire. Ich würde mir die Mühe gegeben haben, Ihrem Vater eine Unbesonnenheit zu ersparen. — Nein, Herr Graf! das geht nicht! das geht in Ewigkeit nicht!

Leonore. Ich begreife dich nicht, Elvire. Kennst du denn meinen Vater nicht? Du weißt, wie unabänderlich sein Entschluß —

Elvire. Und wie theuer ihm seine Tochter ist.

Leonore. Nicht so thuer, als sein Ehrenwort. Gott! und ich hätte das Alles vermeiden können, wenn ich mich eher an meine Pflicht erinnert hätte! — Sieh, Elvire! daß ich selbst die Verwirrung veranlaßt, daß ich durch eigene Schuld diese nur zu harte Strafe mir zugezogen — dies ist es, was mich muthlos macht, was eine schlaflose Nacht hindurch mit feurigen, peinlichen Gedanken mich geängstet hat! — Warum hast du nicht eher deine kindische Unentschlossenheit überwunden, und zu rechter Zeit geredet? Der brave Raphael würde nicht gehofft, und dein Vater ihm nichts versprochen haben. So rief ich mir zu — und jetzt! Mit diesem wüsten Kopfe! Nein! es kann nicht sein. (Man hört kommen.) Wer ist das? Wer ist das?

Elvire. Dem Gange nach Don Raphael.

Leonore. Ihm entgegen, Elvire! Ich bin unpäßlich — ich bin — Es ist Alles gleichviel. Sag ihm ... (Elvire geht.) Doch nein! laß ihn kommen. Er soll nichts entgelten, wo er nichts verbrochen hat. Laß uns geduldig die Hände niederfalten, und erwarten, was aus dieser seltsamen Lage sich von selbst entwickelt!

(Elvire ab. Raphael tritt auf.)

Raphael. Meine Kühnheit, Gräfin ...

Leonore. Sie wissen, Don Raphael, daß Sie zu jeder Stunde willkommen sind.

Raphael. Wenn ich es nicht ſein ſollte; ſo wird die Abſicht meines Beſuches mich entſchuldigen. Ich komme, mich Ihrem Andenken zu empfehlen.

Leonore. (Erſtaunt.) Wie? Sie werden doch nicht . . .

Raphael. Unerwartete Vorfälle . . .

Leonore. Doch ja! ich hab es wol gedacht, daß der König Sie nicht lange unbeſchäftigt laſſen würde. Man hat davon geſprochen, daß ein Abgeſandter nach Granada gehen werde, um einige Streitigkeiten beizulegen, die den Frieden zwiſchen uns und unſern Feinden noch immer unſicher machen.

Raphael. Sie verzeihen, Gräfin! Für diesmal ſind es meine eigenen Angelegenheiten. —

Leonore. Und wann dürfen wir hoffen . . ?

Raphael. Ich gehe zurück nach Monventura.

Leonore. Das heißt . . .

Raphael. Sie erinnern ſich, daß ich bei meiner Hierkunft den Vorſatz hatte, nicht länger in Sevilla zu bleiben, als die Aufklärungen, die ich dem König zu geben hatte, es nöthig machen würden.

Leonore. Und die Laufbahn wieder zu verlaſſen, oder vielmehr nicht zu betreten, die Sie ſich mit einem ſo außerordentlichen Verdienſt eröffnet haben?

Raphael. Verdienſt! Nennen Sie eine Handlung nicht ſo, woran mein Eigennutz wenigſtens ſo viel Antheil hatte, als meine Vaterlandsliebe. Waren meine Aecker nicht die erſten, welche die Mohren verwüſtet haben würden? Nein! ich weiß zu gut, wie wenig meine That mir koſtete, um mich hier dafür belohnen zu laſſen.

Leonore. Sie wollen alſo lieber der Dankbarkeit ausweichen?

Raphael. Ach!

Leonore. Wär' es möglich? — Sollten Sie ſich darum ſchon wieder aus dem Kreiſe losmachen, den das Wohlwollen eines vortrefflichen Königs, eines guten Volks und ſo viel braver Freund' um Sie geſchaffen hat?

Raphael. Warum vergeſſen Sie, der Freundin zu erwähnen? (In heftiger Bewegung.) Gräfin!

Leonore. (Beſtürzt.) Ich würde . . .

Raphael. Sollten Sie nie geahndet haben, daß . . . daß nicht die Freundſchaft . . . (mit einem Schritt nach der Thür.) Ich kann nicht reden. Und doch! — Jetzt oder nie! — Wie ſoll ich von der Himmliſchen ſcheiden, eh ſie wenigſtens weiß . . . (ſich wieder nach ihr wendend.) Leonore!

Leonore. (Bei Seite.) Ich Unglückliche! warum mußte das Wort mir entfallen!

Raphael. Sie erwähnten meiner Freunde, Leonore! um mir die Verhältniſſe vor die Seele zu rufen, die mich für immer an Sevilla feſſeln müßten. Ich weiß mein Glück zu erkennen. Ihr Vater hat keinen aufrichtigern Bewunderer, als mich. Und doch war es nicht die Freundſchaft, die mich meiner Heimath ſo lange vergeſſen machte. Das konnte nur ein ſtärkrer, nie empfundner Zauber. Freunde, Männer, deren Herz mit dem meinigen gleich ſchlug, waren mir nicht ſelten auf meinem einſamen Wege begegnet. Eine Freundin hingegen — eine Freundin, die nur entfernt dem Bilde geglichen hätte, das meine Sehnſucht ſchwärmend ſich entwarf . . . ! — Verwaiſ't von der Natur im Stillen auferzogen, allein mit ihr und der treuſte von ihren Söhnen, irrt' ich umher in meinen Hainen und blickt', und ſeufzte nach einem Weſen, das ich nicht fand und nicht zu finden hoffte!

Leonore. O! daß es Ihnen begegnet wäre! daß es mitten aus seinen Träumen den Einsiedler lächelnd geweckt hätte!

Raphael. Es begegnete mir noch unerwarteter. — In der üppigen Königsstadt! (er ergreift ihre Hand.) Ein anspruchloses, himmlisches Mädchen! Meine ganze Seele ward hingezogen. Es war ein Blick in den offenen Himmel. Ich trat schüchtern näher, und ward freundlich empfangen.

Leonore. Sie mußten . . .

Raphael. (läßt ihre Hand wieder fahren und tritt zurück.) O ich unzufriedner, glückberauschter Thor!

Leonore. Sie mußten fühlen, daß Ihnen Alles mit herzlicher Freud' entgegen kam. Sie wurden Freund und Sohn und Bruder, wo Sie in einen häuslichen Zirkel traten. Die That, wodurch Sie uns Alle retteten, hatt' Ihnen in Sevilla einen schönen Platz bereitet.

Raphael. Warum ward ich nicht selig wie ein Gott? war die Wirklichkeit nicht schön genug, daß meine Hoffnungen sich über sie hinaus verirrten? Meine stolzen Hoffnungen! Soll ich es Eitelkeit nennen und gestehen, daß ich hart gestraft zu werden verdiente, oder darf ich mich mit dem Irrthum jedes Unglücklichen entschuldigen, der seinen einzigen, heißen Wunsch so gern für wahr hält? — Ich liebte — und nahm Wohlwollen für Gegenliebe. — Wenden Sie sich nicht von mir, Leonore! Lassen Sie mich in dem heiligen Augenblicke, da ich Sie zum letzten Male sehe, noch ein Mal die Schatten meiner Träume zurückrufen, um dann für immer schrecklich zu erwachen. Welch ein Leben, das ich mir dachte! Ich war jetzt nicht mehr allein. Eine süße Gefährtin wandelt' an meinem Arme zwischen den goldnen

Aehren, in meinen Hainen, an meinen Bächen und Quellen. — Leonore freute ſich mit mir des Fleißes meiner Ackersleute, des Luſtgeſangs meiner Winzer. Leonore ſaß mir gegenüber an dem einfachen Tiſch, indeß goldlockige Knaben um unſre Knie ſpielten und die ſinkende Sonne wie ein Hausfreund durch die weinumrankten Fenſter lachte. Monventura war ein Paradies — und nun liegt es öd' und düſter, wie die fluchbeladne Erde vor mir!

Leonore. Eine beßre Leonore wird es zum Himmel umwandeln. Gewiß, edler Mann! — vertrauen Sie mit Kinderſinne dem Geſchick — gewiß iſt Ihrem Herzen das Glück beſtimmt, wofür es ſo zart gebildet wurde.

Raphael. O nein! Bei dem unbegreiflichen Verhängniß, nein! Zwar bin ich von dem Schickſal hart gewöhnt; zwar hab' ich längſt gelernt, die Zaubergebäude meiner Phantaſie mit einem kalten Lächeln wegzuſpotten; aber dieſes Glück war mir zu nah — zu wirklich! — Ich werde nie vergeſſen. Vergeſſen? Wenn ich es könnte, würd' ich es wollen? Nein, Leonore! mein einziger Troſt iſt die Gewißheit, daß ich einem Würdigern weiche.

Leonore. Sie wiſſen . . . ?

Raphael. Leider! erſt ſeit geſtern Abend. Leben Sie wohl — auf ewig, meine Freundin! (Er küßt ihre Hand.) Leben Sie wohl und ſagen Sie jenem Würdigern, daß ich es ſehr bedaure, ihn nicht näher kennen gelernt zu haben. Er und ſein Vater erſcheinen ſo ſelten öffentlich! Ich hab' ihn nur ein Mal geſehen und nie geſprochen. Aber ich hab' ihn ſprechen hören mit Andern, beſonders mit dem Monarchen. Der muthige Jüngling riß mich hin. Mein Herz ſchlug ihm damals entgegen, und nie wird es, wenn gleich ein leiſer Seufzer ſich dagegen empört, den erſten Eindruck verläugnen. (Rodrigo tritt auf.)

Leonore. Hier ist er selbst. Sie kommen grade noch zu rechter Zeit, Rodrigo! . . .

Rodrigo. Um diese Thränen abzutrocknen? Was ist vorgefallen, theuerste Gräfin? (Auf Raphal zeigend.) Die Gegenwart dieses Mannes pflegt doch sonst keine Trauer zu verbreiten. Oder ist es nicht unser Friedensstifter, den ich sehe?

Leonore. Don Raphael von Monventura.

Raphael. Ich bin dem Zufalle Dank schuldig, der uns, wie auf meinen Wunsch, den Sohn des großen Diego zuführt.

Rodrigo. Noch lebhafter ist mein Vergnügen, einen Mann zu treffen, dem man nicht erst seinen Vater nennen darf, um ihn zu überzeugen, daß seine Bekanntschaft uns kein kleines Glück scheint.

Raphael. Nur nicht gespottet, Don Rodrigo. Gönnen Sie mir immer mein Theilchen Ehre, so lang' es dauern will. Sie sind Jahre jünger als ich und um meinen Ruhm zu erringen, bedarf es für Sie doch nichts als einer Verbindung von Umständen, die jeder Augenblick herbei führen kann.

Rodrigo. Ohne Schmeichelei, Don Raphael! . . .

Raphael. Ohne Schmeichelei, die ich noch keinem Sterblichen sagte. (Auf Leonoren deutend.) Hier ist eine Zeugin, daß meine Freude über ihren Eintritt nicht anders, als aufrichtig, sein konnte.

Rodrigo. Den Guten freut jede Gelegenheit, neue Bande zu knüpfen.

Raphael. Unglücklicherweise. —

Rodrigo. Lassen Sie uns einander näher kommen. Wir sahn uns einander bei Hof, und ich weiß nicht, ob Sie die Ungeduld bemerkt haben, womit ich durch das

Gewühl der Schranzen zu Ihnen vorzudringen ſuchte. Die läſtigen Schwätzer hatten mich zu wohl gefaßt. Seitdem hab' ich mich bei mehreren Freunden vergebens nach Ihnen umgeblickt. (Zu Leonoren indem er ſieht, daß Raphael ſich in Gedanken verloren hat.) Ich hätte das Haus des Grafen von Gormas mehr beſuchen müſſen.

Leonore. Warum geſchah es nicht!

Rodrigo. Warum nicht! Und das ſagen Sie mit einem ſo tiefen — tiefen Seufzer, als ob ich nicht bloß viel dadurch verloren, ſondern — verdorben hätte. (Ernſter.) Was iſt es, das man mir verbirgt? Sie weinten wirklich, als ich in das Zimmer trat, und dieſer — höret und ſieht nicht! Seine irrenden Blicke! Dieſe Verzückung! (Raphael ſchauert plötzlich auf.) Wo waren Sie, Raphael?

Raphael. Verzeihen Sie meine Zerſtreuung. Einfälle! Grillen, worüber — ach! worüber ich beinah vergeſſe, warum ich hier bin. Noch einmal denn, meine Freundin! . . .

Leonore. Alſo wollen Sie doch . . .

Raphael. Ich muß, muß aus den Ringmauern der Stadt.

Rodrigo. Was hör' ich?

Leonore. Don Raphael iſt hier, um Abſchied zu nehmen.

Rodrigo. Abſchied? Das geht nicht. Und die Urſache?

Raphael. Leben Sie glücklich, Don Rodrigo.

Rodrigo. Nein! nein! ich ſollte Sie nur geſehn haben, um Sie zu verlieren? Raphael!

Raphael. Ich werde Sevilla ſchwerlich wieder ſehen.

Rodrigo. Unmöglich!

Raphael. Nimmer.

Rodrigo. So reit' ich mit.

Raphael. (Betroffen.) Sie wollten . . .?

Rodrigo. Wenn Sie mir's nicht verbieten. Erschreck' ich nicht bei der Ankündigung Ihrer Abreise, als ob . . . Ja, Raphael! Mein Herz sagt mir lauter, als jemals, wir müssen Freunde werden.

Raphael. (Ihn messend.) Das wäre wirklich — wirklich die Stimme Ihres Gefühles?

Rodrigo. Sie war es, sobald ich Sie sah.

Raphael. Leonore! mir war ein schöner Platz bereitet!

Rodrigo. Wann hat mein Mund Empfindungen geheuchelt? Warum sollt' er es jetzt?

Raphael. Rodrigo!

Rodrigo. Bei Gott! es müssen traurige Erfahrungen sein, die Ihnen jede voreilig dargebotne Hand verdächtig machen. Sie sind unglücklich, Don Raphael.

Raphael. (Glühend.) Nicht ganz, so lang ich mir Herzen gewinnen kann. (Er stürzt nach der Thür zu.)

Rodrigo. Wohin? (ihm nach.) Welche Anwandlung!

Raphael. Aufs Wiedersehen. (ab.)

Rodrigo. Er ist fort, wie vom Sturme getragen. Sahst du das, meine Theure? Sahst du, wie alle seine Züge sich plötzlich aufhellten? Ein rascher, großer Gedanke schien mit Himmelsklarheit in seine Seele zu fallen.

Leonore. (Nachsinnend.) In der That! es ist seltsam. — Aufs Wiedersehen, sagte er?

Rodrigo. Er ist ein herrlicher Mann — Leonore! Wir gehen heute nicht zu deinem Vater.

Leonore. Doch, doch, Rodrigo!

Rodrigo. Stolz und freudig, als ob ich zu fordern und nicht zu bitten ginge, kam ich hierher, und wie zur Strafe begegnet mir dieſer Menſch mit ſeiner ungekünſtelten Beſcheidenheit. Meine Zuverſicht iſt hin. Wie? wenn dein Vater mir ihn entgegenſtellte? Wenn er ihn mir als Muſter zeigte, und mit jenem Tone, den ich kenne, mich zurückwieſe? „Kein namenloſer Knabe freit die Tochter eines Helden.“ Mädchen!

Leonore. Aber ich bitte dich — wie kommſt du auf den Gedanken? Sollteſt du erfahren haben ...?

Rodrigo. Nichts! Nichts, als daß dein Vater den Fremdling ſchätzt, außerordentlich ſchätzt. Allein daß ich nicht Alles weiß ...

Leonore. So wirſt du gewiß nicht mitgehn, wenn ich dir ſage, daß dieſem Fremdling — deine Leonore verſprochen iſt.

Rodrigo. Verſprochen? — Dein Vater? — Don Raphael liebt dich?

Leonore. Ach, Rodrigo! —

Rodrigo. Und Don Gomez hat deine Hand ihm zugeſagt?

Leonore. Ohne mein Herz zu befragen!

Rodrigo. Und er war hier, um Abſchied zu nehmen, und dann Sevilla für immer zu verlaſſen?

Leonore. Du faſſeſt dieſe Widerſprüche nicht?

Rodrigo. Bei Allem, was unbegreiflich iſt! nein.

Leonore. Die Geſchicht' iſt doch ſehr einfach. — Don Raphael kommt auf Befehl des Königs nach Sevilla — wird in dem Hauſe des Grafen von Gormas eingeführt ...

Rodrigo. Und ſieht und liebt!

Leonore. Und hoffet! Mein mißverſtandenes Betragen nährte ſeine unglückliche Flamme, doch zu — wie ſoll ich ſagen? — zu furchtſam, mir zu entdecken, wandt' er ſich zuerſt an den Vater, deſſen Geſinnungen er mit Gewißheit kannte. Geſtern Morgen erhielt er deſſen Einwilligung. Geſtern Abend erfuhr er unſere Verbindung. Heute reicht er mir die Hand, um, wie er ſagt, einem Würdigern zu weichen.

Rodrigo. (mit Erſtaunen.) Um meinetwillen alſo? Konnt' ich das rathen? Ich faſſ' ihn jetzt noch weniger. Nicht als wenn es mir ein Heldenwerk der Entſagung ſchiene, daß er ſo ſchnell auf ſeine Wünſche, auf das Wort des Vaters, auf alle Bemühungen Verzicht thut, die nur die Ruhe ſeiner Geliebten ſtören würden. — Auch ich wäre zurück und raſch zurückgetreten. — Nur die Unbefangenheit mir gegenüber! Nur die Wärme begreif' ich nicht ... Und wenn er mich für den Erſten der Menſchen hielte — er weicht mir — **mit guter Art.** Bei meinem Herzen! **er täuſcht ſich oder uns.**

Leonore. **So nehmen wir immer von uns ſelbſt** den Maßſtab!

Rodrigo. Mein Herz iſt geſund. Ich weiß, wie weit Menſchengeduld reicht.

Leonore. Wir werden ihn wiederſehn. Verſchieben wir bis dahin unſer Urtheil. Dieſe Stund' erheiſcht andere Sorgen.

Rodrigo. Wie, Leonore? Du beharreſt ...?

Leonore. (Bittend.) Ja! Ja, Rodrigo!

Rodrigo. Wir ſollten jetzt zu Don Gomez? jetzt? jetzt? Um Alles nicht! Der Entwurf iſt vereitelt. Raphael kann deinem Vater ſein Verſprechen **zurück geben;**

allein wer ſagt dir, ob dieſer und mit welcher Mien' er es wiedernimmt? Wer ſagt dir . . .

Leonore. Halt ein, Unglücklicher! und wirf mich nicht ſo grauſam in die Verwirrung zurück, worin die erſte Nachricht von Don Raphaels Bewerbung mich ſtürzte — worin der Vorwurf mich ſtürzte, dieſes Hinderniß unſrer Liebe ſelbſt veranlaßt zu haben.

Rodrigo. Wer machte dir denn dieſen Vorwurf?

Leonore. Ich ſelbſt.

Rodrigo. Aber wodurch veranlaßt?

Leonore. Durch das verbrecheriſche Stillſchweigen, das wir bis jetzt gegen meinen Vater beobachteten.

Rodrigo. Engliſches Mädchen!

Leonore. Mein Herz erkrankte — ich gab Alles verloren. Don Raphaels Abſchied löſ'te vollends mein Inneres in Wehmuth auf. Jetzt iſt der Kleinmuth von mir gewichen. Mit deinem Anblick — mit deinem Anblick, Rodrigo! kam ſtolzer Fried' und Muth in meinen Buſen. Meine Seel' iſt erſtarkt und hält ſich freudig an der Gewißheit, daß mein Vater — ein guter, liebevoller Vater iſt. Laß es uns wagen! Tod oder Leben! Bezahlen wir endlich die alte häßliche Schuld der Kindespflicht und ſichern uns vor jeder neuen Gefahr. Selbſt das Nachgefühl meiner Angſt mahnt mich, keinen Augenblick mehr zu zögern.

Rodrigo. Wenn wir nun aber ſtatt uns zu ſichern . .

Leonore. Um unſrer Liebe willen! laß uns gehn.

Rodrigo. An deiner Hand ins Verderben! nur kann ich mir nicht verhehlen, was gar zu deutlich ſich mir aufdringt. Vielleicht weiß Don Gomez noch nicht,

daß Raphael seine Wünsche den meinigen opfern will. Und wenn er es weiß — wird nicht eben diese Großmuth ihn noch mehr für den Edlen gewinnen? Wird sie ihm nicht den Mann verhaßter machen, um dessentwillen er einen solchen Sohn verlieren soll?

Leonore. Ach Gott!

Rodrigo. Auch ich will stark sein. Auch ich sage dir Lebewohl! und erst dann, wenn ich ohn' Erröthen um die Tochter eines solchen Mannes werben darf, wenn mit Don Raphaels Namen das Volk den meinigen feiert, erst dann oder niemals .... (Er stutzt bei Don Raphaels Anblick, der indeß zurückgekommen ist.)

Raphael. (Lächelnd.) Reden Sie nicht aus, mein Freund! Vollenden Sie das grausame Gelübde nicht, das Sie Ihrem gereizten Ehrgeiz auf Kosten der Liebe bringen wollen. Wenigstens bitt' ich Sie, vorher eine Neuigkeit anzuhören, die sich während Ihres Hierseins ereignet hat.

Rodrigo. Welche Begebenheit könnte ...

Raphael. Zwei Minuten vermögen viel.

Leonore. Doch eine frohe Neuigkeit? nicht wahr?

Raphael. Wenn es Ihnen ahnen sollte, Gräfin!..

Leonore. Sicher, Don Raphael! Ich schließ' es aus dieser Ruh auf Ihrem Gesicht. Spannen Sie unsre Neugier nicht höher. Jedes Ereigniß, das Ihnen Vergnügen macht, ist auch für uns eine festliche Botschaft.

Raphael. (Mit einem unterdrückten Seufzer.) Von meiner jetzigen Nachricht wenigstens darf ich hoffen, daß sie Ihnen willkommen sein wird. Ich fürchte nur, daß die Lebhaftigkeit Ihrer Theilnahme mich öfter unterbrechen wird, als meine Geschäfte ....

Leonore. O nein! nein!

Rodrigo. Reden Sie! reden Sie!

Raphael. Wolan denn! in zwei Worten. Ich begab mich von hier in den Garten, um den Grafen aufzusuchen, und fand ihn in dem lieblichen Gehölze, das hinter dem Lusthause bis an den Flügel des Dominikanerklosters fortläuft. Mit starken Schritten ging er auf und nieder; wie es schien, in vollem glühendem Vorgenuß der Ehre, womit die königliche Dankbarkeit ihn heute krönen wird. (Er schweigt einen Augenblick, indem er Rodrigo'n ansieht.)

Rodrigo. Ich verstehe.

Raphael. Da ich eine Bitte an ihn auf dem Herzen hatte, so war es mir natürlich sehr angenehm, ihn grade in dieser Gemüthsverfassung zu treffen; allein ich mußte zugleich befürchten, daß er meine Vorstellung mit dem Gegenstande seiner Hoffnungen auf eine nachtheilige Weise in Beziehung bringen würde. Das geschah denn auch wirklich. Sie wissen, Raphael, antwortete er mir mit innerer Heftigkeit, — Sie wissen, daß die allgemeine Stimme mich zum Erzieher des Prinzen ausgezeichnet hat. Ich hab' ihr nicht widersprochen. Indeß ist es nicht ganz unmöglich, daß der Wille des Königs anders entscheidet, und wenn dieses geschehen sollte, so ist Gomez — Feldherr des Königreichs gewesen. Ich werde alsdann wahrscheinlich einen Schritt thun, der den Rang meines Hauses zu tief unter Diego'n setzen würde. —

Rodrigo. Aber, lieber Raphael! . . .

Raphael. Glücklicherweise . . .

Rodrigo. Sie reden in Räthseln, Raphael!

Raphael. Glücklicherweise war diese Besorgniß nur die Grille eines Augenblicks. Gewißheit trat an ihre Stelle, sobald ich ihn erinnerte, daß der Vater Rodrigo's

ſchon eine andre, nicht minder glänzende Belohnung zurück gewieſen habe, um ſich die heitern Tage ſeines Alters nicht durch fremde Sorgen zu verkümmern, — und dieſe . . . (er nimmt Beide bei der Hand.) dieſe ſtolze Gewißheit macht' es ihm unmöglich, mir ſeine Einwilligung . . .

Rodrigo. Ha! wär' es möglich!

Leonore. Götter! mir ahnet's!

Raphael. Seine Einwilligung zu der Verbindung des ſchönſten Paares in Kaſtilien zu verſagen — Leonore! . . . Rodrigo! . . . ſeid glücklich! (er will ſchnell hinweggehn, ſie halten ihn.)

Rodrigo. O! ſchwinde nicht, Engel!

Leonore. (auf Raphael hinſtarrend, der ſein Antlitz wendet) Rodrigo! er weint.

Rodrigo. Raphael! Edler!

Raphael. Ich verſtehe dich, aber . . .

Rodrigo. (indem er Raphaels Hand an die Bruſt drückt) Fühle den Schlag meines Herzens!

Raphael. Wer der Dankbarkeit ausweicht, vertilgt ſeine Wohlthat. Aber, Rodrigo! — kennſt du die Wonne der Wehmuth — kennſt du das ſüßeſte der Menſchengefühle, ſo wehre mir nicht, es — einſam zu genießen. (ab.)

Leonore. Rodrigo, bleib!

Rodrigo. Ich werd' ihm unwillkürlich nachgezogen.

Leonore. Laß den Großmüthigen ſeiner Edelthat froh werden. Sie wird ihn durch ein göttliches Bewußtſein, ſo wie uns durch ihre Folgen beſeligen. — So iſt es denn wahr, Rodrigo! So ſind wir denn plötzlich allem Kummer enthoben! Du biſt mein! mein! und ich darf es nicht mehr wie eine Sünde verhehlen, daß ich das

glücklichſte Mädchen bin in ganz Kaſtilien! — Ach! du fühlſt das nicht, kannſt es nicht fühlen. Sagteſt du nicht einmal, du habeſt noch nie den Gedanken gedacht, daß das Schickſal — daß jene tauſend widrigen Möglichkeiten — daß wir unglücklich werden könnten?

Rodrigo. Nie ausgedacht, ja. Und warum ſollt' ich, ſo lange jene Möglichkeiten nur noch Möglichkeiten waren? Sollt' ich muthwillig da mich irre machen, wo jeder Zweifel — Verzweiflung iſt?

Leonore. Du haſt meine Sorgen nicht mit empfunden; du kannſt meine Freude nicht theilen.

Rodrigo. Nicht ſo, Leonore! Beſorgniſſe von ſich entfernt halten und ſeines Glückes gewiß ſein — die Kluft zwiſchen dieſen zweien iſt groß, iſt groß genug, um mich es ganz mitfühlen zu laſſen, wie wohl es dir ſein muß, da wir endlich unſern Bund durch den Segen deines Vaters geheiligt ſehn. Indeſſen — verzeih mir — wie ein helles, ſeltſames Traumbild das ſelbſt den Strahlen des Tags nicht weichen will, wie die Lichtgeſtalt eines Heiligen ſteht Raphael noch immer zwiſchen mir und der Wirklichkeit und wehret mir, ſie mit raſcher Freude zu umfaſſen.

Leonore. Er verdient es, daß du auf ihm verweilſt. Aber wenn ſein Bild dich hindert, den ganzen Umfang unſers Glückes zu erkennen, ſo laß uns doch wenigſtens über den Fürſprecher — des Gebers nicht vergeſſen.

Rodrigo. Deines Vaters.

Leonore. Meines und deines.

Rodrigo. Komm! komm!

Leonore. Nach ſeinem Zimmer? Dazu iſt es zu ſpät. Raphael war eben zurück gekommen, als ich meinen Vater auf der Straße ſprechen hörte. Sonſt wär' ich nicht mehr hier.

Rodrigo. Ich will ihm nach.

Leonore. In den Staatsrath? In die Verſammlung der Grandezza?

Rodrigo In die Gegend des Palaſtes, um ſobald er heraustritt . . .

Leonore. O thu das! Bring ihm unſern feurigſten, kindlichſten Dank!

Rodrigo. Dem Vater unſern Dank, dem Gouverneur unſern Glückwunſch. Wahrſcheinlich ſeh ich ihn mit meinem Vater die Teraſſ' herunter kommen und überraſche die Beiden im Geſpräch über ihre Kinder. Ach, mein Vater! Du wirſt ihn nun bald kennen lernen, wie ich ihn kenne. Könnt' ich dich mitnehmen! Könnt' ich ſo in meinem Arm dich halten, wenn ich jubelnd ihm zurufe: Diego! Leonor' iſt deine Tochter!

(Im Palaſt des Königs.)

Der König. Don Diego. Don Gomez. Don Arias. Andere Granden.

Der König (zu Don Gomez.) Ihre Bemerkungen, lieber Graf, ſind ohne Ausnahme einer großen Aufmerkſamkeit und meines aufrichtigſten Dankes würdig. Sie ſind ſo wichtig, daß ſie mich vielleicht beſtimmen ſollten, die Wahl, wozu wir uns heut verſammelt haben, noch auf einige Zeit hinauszuſchieben. — Laſſen Sie mich noch eine Beobachtung hinzufügen. Der Charakter des Infanten hat in eben dem Maße, wie ſeine Geiſteskräfte ſich ausgebildet haben, ein gewiſſes ſtolzes Selbſtvertrauen angenommen, das die Grundſätze ſeines Lehrers nur dann nicht hindern wird, einen tiefen und dauernden Eindruck zu machen, wenn des Lehrers eignes Leben, wie ein ehr-

würdiges Vorbild aus beſſern Zeiten ſie erklärt und heiligt. Und doch ſind es dieſe Grundſätze, die Kaſtilien beglücken, die, feſt und muthvoll ausgeübt, das unvollkommene Gebäude eines neuen Staats von innen vollenden und von außen gegen die Wuth eines raſtloſen und krieggeübten Feindes ſichern ſollen. — Alle dieſe Betrachtungen aber, weit entfernt mich zu beunruhigen, müſſen für mich ein Quell der Freud' und des Vertrauens werden. Sie erinnern mich auf die angenehmſte Weiſe an den Kreis von Helden, womit die Vorſehung unſern Thron wie zum Unterpfand ihres Wohlwollens umgeben hat. Sollte der Neid der Ungläubigen uns in neue Fehden verwickeln, ſo wird Ihr Beiſpiel, Graf, dem Infanten voranglänzen; es wird ihn Feldherrnklugheit vor der Gefahr und in der Gefahr die Heldenkunſt des Sieges lehren. (Während Gomez im Begriff iſt zu antworten, wendet der König ſich, ohn' es zu bemerken, zu Diego'n.) Ihnen aber, älteſter meiner Kriegsgenoſſen, möcht' ich gern einen andern Theil meiner Sorgen anvertrauen.

Gomez. (bei Seite.) Tod und Vernichtung! was ſoll das werden?

Der König. Erfüllen Sie die letzte ſchöne Hälfte Ihres Berufs. Sein Sie meinem Sohne, was Sie mir geweſen ſind. Zwar haben Sie nur zu oft, ſich ähnlichen Bürden zu entziehn, mich auf die Schwäche des Alters hingewieſen; allein die Wirkungen der Rathſchläge, die Sie mir nicht verſagen konnten, wenn die dringende Lage des Reiches Sie aus Ihrer Einſamkeit hervorrief, haben mich immer mehr überzeugt . . .

Diego. Mein König.

Der König. Keine Weigerung, Diego, wenn Sie nicht einen Schatten auf die ganze glänzende Reihe Ihrer

Thaten werfen wollen. Es ist hier nicht der alte Freund, der Sie bittet, das ganze Vaterland fordert durch meinen Mund Sie auf.

Gomez. (zwischen den Zähnen knirschend.) Laß dich erbetteln, alter Gleißner!

Diego. Die Befehle meines Königs . . .

Der König. Mein Vater.

Diego. Die Wünsche Don Fernands sind mir zu theuer, als daß ich irgend eine Mühe scheuen sollte, — wenn Sie anders wirklich für gut finden, noch einen letzten Versuch mit mir anzustellen. — Der beste Wille, die innigste Dankbarkeit, womit ich das Vertrauen meines Monarchen anerkenne, wird meine Kräfte begeistern, und wenn Sie dann — nach einer hinlänglichen Probe — noch glauben . . .

Der König. Ihre Hand, vortrefflicher Greis. Mein durch Sie beglücktes Volk wird Ihnen einst statt meiner danken. (ab.)

Einer der Granden. (die sich alle um den Alten drängen.) Erlauben Sie uns, diesem Danke vorzugreifen . . .

Ein Anderer. Ich finde keine Worte . . .

Arias. Die Freundschaft überhebt mich der Mühe, Ihnen meine Empfindungen auszudrücken. (Zu den Uebrigen.) Wir haben Ursache, nicht Diego'n, sondern dem Könige Glück zu wünschen. (Verbeugungen. Alle ab bis auf Diego'n und Gomez, der finster und unbeweglich stehen bleibt.)

Diego. (sich eine Thräne aus den Augen wischend.) So in Gedanken, Graf? der König täuscht sich. Meinen Sie nicht? O ja, ja! Er sieht mich noch immer, wie ich war und will nicht wissen . . . Doch das ist nun einmal so. (Er geht näher zu ihm, froh und geschäftig.) Wir

Beiden haben noch etwas Anders abzuhandeln. Wenn ich den Wink verſtanden habe, den Sie mir bei dem Hereintreten gaben ....

Gomez. Ich entſinne mich, Gouverneur ....

Diego. Familienangelegenheiten, nicht wahr? Ein unerwartetes Geſtändniß meines Sohnes hat mir geſtern Abend entdeckt, daß ſeine Wünſche auf eine Verbindung gerichtet ſind, die von jeher den ſchönſten Theil meiner Ausſichten in die Zukunft ausmachte. Ohne Umſchweife. Don Gomez, finden Sie nicht mit mir ...

Gomez. Daß die Liebe ſelten ſo geſcheite Streiche ſpielt? In der That! es ſchien ſo.

Diego. Es ſchien?

Gomez. Ohne Umſchweife, Diego! Was ſeitdem geſchehen iſt, hat uns in andere Verhältniſſe geworfen. Dem Sohne des Gouverneurs iſt eine Sphäre aufgethan, die Rodrigo'n verboten war. Von ihrem Anblick beflügelt, wird der Ehrgeizige ſich zu einer Höhe emporſchwingen, von der er ſchwerlich wieder zu meiner Tochter niederblickt.

Diego. Um des Himmels willen! ...

Gomez. Leonore ſoll ihn nicht hindern.

Diego. Wenn Sie nicht zu ernſthaft ſähen, um zu ſcherzen — wenn der Ton, womit Sie, mein alter theurer Waffenbruder, mich zurückſtoßen, weniger geſpannt und bitter wäre — wenn Sie in dieſem Herzen leſen könnten, daß ich wenigſtens um nichts verändert vor Ihnen ſtehe... Verändert! Bei meiner Ehre, Graf, Sie müſſen die Sachen in einem beſondern Lichte ſehen.

Gomez. (Ihm auf die Schulter klopfend.) In dem nämlichen hellen Lichte, das dieſen guten ſchwachen Alten ſeiner gewohnten Bedenklichkeiten vergeſſen machte.

Diego. So ſchwör' ich Ihnen, daß die Rückſichten — gerechter Himmel! — daß die Rückſichten, auf welche Sie anſpielen, nie lebhafter vor meinen Augen ſtanden. Die Sorgen eines Fürſtenerziehers . . . .

Gomez. Hüten Sie ſich fortzufahren. Ihre Furcht vor dem Geſchenke macht den Geber lächerlich. Er drang die Rüſtung, die ihrem rechten Mann ein Tanzſchmuck ſcheinen würde, dem Schwachen auf, der von ihr erdrückt zu werden ſcheuet.

Diego. Sein Wille iſt mein Geſetz, das ich dankbar ehre.

Gomez. Brav geſprochen, Diego! Solche Geſinnungen müſſen ſolche Früchte tragen. Der Wille eines Königs iſt immer weiſe, göttlich! Uns Andern, zum gehorchen Gebornen — und wenn wir uns auch noch der Zeiten erinnerten, wo er nicht mehr noch minder, als unſers gleichen war — uns armen Lehnsmännern bleibt nichts übrig, als die Orakel des Einzigen anzuſtaunen, unſere Geiſteskräft' in ſeinen Geſchäften, unſer Blut in ſeinen Schlachten zu vergeuden, und — wenn wir endlich den einzigen, lange verdienten Lohn einem Andern, der ſich mit Händen und Füßen wehrt, an den Kopf geworfen ſehen — unſre Vernunft unter dem Glauben gefangen zu nehmen.

Diego. Dagegen aufzuknirſchen iſt wenigſtens Thorheit.

Gomez. Beſonders in ſo begreiflichen Fällen. Und was iſt begreiflicher, als daß Thaten, die, durch den Nebel der Entfernung und die Zuſätze der Erzähler vergrößert, wie Götterwerke vor uns ſtehn, daß Thaten, die vor zwanzig Jahren geſchehen ſind, belohnenswürdiger ſcheinen, als jedes andere Verdienſt, das den Vortheil der Erdichtung entbehren muß.

Diego. Sie rasen, Graf! Sie vergessen, daß ich unter den Augen Don Fernands kämpft' und siegte.

Gomez. Desto natürlicher! der alte Zeitgenoß ist uns näher, als der jüngre Diener.

Diego. Achtzehn Feldschlachten gründeten Kastiliens Thron. Ich schlug sie vor dem Angesicht des Monarchen. Er sah mich bluten, sah dieses jetzt eisgraue Haar in seinem Dienste vor der Zeit verbleichen.

Gomez. O! eine dieser Locken wiegt die Arbeit meines Lebens auf. Was hätt' ich dagegen vorzuzeigen? Daß ich als Jüngling und Soldat in allen Ihren Treffen stritt, daß ich als Mann und Feldherr jedes Blatt der Annalen Spaniens mit neuen Triumphen bezeichnete, — daß Kastilien in Einem Monat wieder Sklavin der Barbaren sein würde, wenn Arragon und Granada nicht vor diesem Schwerte bebten .....

Diego. (Nicht ohne Lächeln.) Dieses Bewußtsein, Don Gomez! ...

Gomez. O es ist tröstlich!

Diego. (Voll Ernst und Feuer.) Dieses Bewußtsein würde dem wahrhaft stolzen Mann unendlich mehr gelten, als der eitle Glanz aller Würden, die ein König verschenken kann.

Gomez. Und die überdem noch so schwer zu tragen sind.

Diego. Ich werde der meinigen vorzustehen wissen.

Gomez. Verzweifeln Sie ja nicht. Königsgunst und Frauenliebe! Beide wecken oft unerwartete Kräfte.

Diego. Ohne Wunder, Don Gomez!

Gomez. Der Flor der Nachwelt wird zum Entzücken aufblühn! Gehn Sie, eilen Sie. Jede Minute ist Verlust für den Staat. Erziehn Sie den Infanten zu

Ihrer Weisheit. Glückliches Kastilien! Wunderglücklich unter deinem Salomo! Unsere Weingärten und Aecker werden doppelte Früchte tragen. Mögen in Afrika, mögen an allen Gränzen Millionen Feinde sich waffnen — Diego's Name wird wie der Engel mit dem Flammenschwert vor dem neuen Paradiese stehen — (Diego will sich mit Verachtung entfernen! er setzt langsam und bedeutend hinzu) indeß wir Anderen unsere unnützen Waffen an die Wand hängen und die Felder unserer Väter in Frieden bau'n.

Diego. Don Gomez.

Gomez. Diego.

Diego. Welch ein Gedanke! Nein! ich habe Sie nicht verstanden. Sie sind nicht fähig, die Gnade des besten Königs . . .

Gomez. Verschonen Sie mich mit Ihrem König.

Diego. Die Liebe Ihres Wohlthäters . . .

Gomez. Sparen Sie Ihre Kanzelgaben für das Kabinet des Infanten. Mein Entschluß ist gefaßt und auf Sie warten Geschäfte von größerer Wichtigkeit. — Eine mächtige Flotte kreuzt auf der See, um mit der ersten Flut bei Sevilla zu landen.

Diego. Die Mohren also . . .

Gomez. Von Afrika aus. Lesen Sie diese Briefe. Vielleicht stehn sie schon diese Nacht vor unsern Thoren. Leben Sie wohl, Gouverneur. Ich eil' auf meine Güter, um Ihre Thaten in bescheidener Ferne zu bewundern.

Diego. (Der die Schriften durchlaufen hat.) O mein unglückliches Vaterland! Kastilianer! Wem noch ein Tropfen von dem Blute der Gormas in seinen Adern rollt..

Gomez. Was wollen Sie? was beben Sie? Vergnügt vom Sonnenstrahl der königlichen Gnade, wie

können Sie die Gelegenheit fürchten, die Ihnen Ihre alte stolze Laufbahn wieder öffnet?

Diego. Ich fürchte sie nicht. Ich werde diese Laufbahn betreten und einen Tod finden, um den Sie mich einst in Verzweiflung beneiden werden. Ja ich sehe nun, daß der König sich nicht täuschte; Sie rechtfertigen seine Wahl nur zu sehr.

Gomez. Die Folgen werden es. Das Gejauchze der Seviller, wenn die einbrechenden Barbaren morden, wird sie lobpreisen und die Flamm' überstimmen, die aus der lodernden Hauptstadt gen Himmel prasselt.

Diego. Nein, Nein! bei der waltenden Vorsicht! Noch hat Kastilien Ritter — Ritter, die den schwarzen niedrigen Gedanken nicht begreifen würden . . .

Gomez. Mord und Donner! (Er zieht.)

Diego. (Zieht ebenfalls.) Ritter, die mit mir sich lieber unter den Ruinen des Throns begraben würden, als unter den Fahnen eines — Gomez siegen.

Gomez. Wärst du nicht kindisch!

Diego. Nicht halb so kindisch, als der Neid, dem du dein Vaterland opfern willst. Geh! kröne das Werk des Teufels, der dich besitzt! Geh! zu den Heiden!

Gomez. Bei allen Teufeln! ich möcht' es. Sie sind edler, sie müssen dankbarer sein, als dein König. Sag das Don Fernand. Es sei mein Lebewohl für ihn. Dies für den Günstling! (Er gibt ihm einen Schlag mit der flachen Klinge.)

Diego. O das ist hämisch! (Auf ihn eindringend.) Nimm auch mein Leben.

Gomez. (Schlägt ihm das Schwert aus der Hand.) Führe den Zepter! Laß deinen Rittern das Schwert. (Ab.)

Diego. (Mit einſinkenden Knien.) Beſchimpft! Vernichtet! Zur Wuth gemartert und gezüchtigt wie ein Sklave! (Emporſtrebend, knirſchend im Jammer.) O du ewige Güte! Mußte das mir noch aufbehalten werden! Ohne das dürft' ich nicht ſterben! Darum mußt' ich mein ganzes Daſein für Andre verſchwenden! Nur um mit größerer Schmach zu fallen, ward ich zuletzt noch ſo hoch gehoben — um mit Hohngelächter herabgeſtürzt zu werden und nimmer wieder aufzuſtehn. Nimmer! Nimmer? Und ich bin noch? fühle noch, um dieſe Hölle von Qualen auszuempfinden? Um ein ehrloſes Leben — O ich Thor! warum trag' ich's? Warum ſtürzt' ich ihm nicht nach? (er greift ſeinen Degen auf.) Warum zwang ich ihn nicht durch immer neuen Angriff, mich wie einen Raſenden zu durchbohren? Hätt' er alsdann triumphirend auf meine Bruſt die Ferſe ſetzen, meine Leich' umherſchleifen, ſein Auge ſatt an meinem Blute weiden mögen — ſatt bis zum Erbarmen. Ich Elender! Das Alter iſt nicht bloß kraftlos, es iſt unentſchloſſen, es iſt feig und läßt uns nichts, als ein heilloſes treues Gedächtniß! — Weg! weg! und wohin? Wo Spott in jedem Auge mich erwartet? — Man kommt — Was hör' ich? Es iſt ſein Tritt, es iſt ſeiner! (Rodrigo tritt auf.) Rodrigo! Rodrigo mein Sohn! Willkommen, Einziger, Muthiger, Tapferer! So bin ich doch nicht ganz vernichtet! In dir lebt die Kraft meiner Jugend! du wirſt mich .... (von ihm weg, mit bebender, ſterbender Stimme.) Ach! er liebt ja die Tochter! (Nach der Thür eilend, Rodrigo umſchlingt ihn.) Laß mich!

Rodrigo. Mein Vater! — mein beſter Vater! Was ſoll ich denken? — Dies bloße Schwert — deine

ſchreckliche Freud' und dieſe noch ſchrecklichere Bläſſe — Wie deine Knie ſchaudern an den meinigen!

Diego. Was willſt du hier? Was ſucheſt du in dieſem Saale?

Rodrigo. Ich kam — ich wollte — Gott! Gott! was ahnet mir!

Diego. Du biſt ihm begegnet — ich weiß es — du biſt ihm begegnet.

Rodrigo. Wem? wem?

Diego. Und er hat dich in den Palaſt geſchickt, um dich zum Zeugen eines merkwürdigen Schauſpiels zu machen. So ſagte er. Und du verſtandeſt ihn nicht. Du verſtandeſt den Hohn nicht, womit er auf den Sohn Diego's herunterſah!

Rodrigo. Den Hohn? — In den Palaſt? den Hohn? Da ſteh ich wie ein Knabe vor einem Geſpenſt, das ungeheuer und geſtaltlos vor ihm aufſteigt! Ich faſſe keins deiner Worte, aber entnervend wie Zauberklänge ſchlagen ſie durch das Innerſte meines Herzens. So rede! rede! Was ſollt' ich in dem Palaſt! Wer ſollte mit Hohn auf mich herunterſehn? Du zitterſt. Lehre mich, ob ich wüthen oder wie du vor Angſt vergehen ſoll. Sei es das Fürchterlichſte! Fürchterlicher iſt nichts als dieſer Anblick.

Diego. Mein Sohn! Das ſprach mein Sohn. Ja! fürchterlicher iſt nichts, als Beſchimpfung!

Rodrigo. Ha! was war das? Beſchimpfung?

Diego. Du kannſt es nicht dulden? nicht wahr? Duldeſt lieber Alles als Beſchimpfung? Alles, Alles? — Ich bin beſchimpft — mißhandelt!

Rodrigo. Mißhandelt! du — du — du miß-

handelt? O! wiederhol' es noch ein Mal, denn ſelbſt deinem Munde kann ich das nicht glauben. In dem Palaſt? Ha! nun begreif' ich. Solch eine Miſſethat hört' ich nie als von Königen. Wer iſt es, Vater? Nenn ihn! Und wär' es der Geſalbte — keine Leibwache, kein Tempel ſoll den Heiligthumsſchänder retten. Ich will ihm ſein Diadem um die Gurgel winden, und fall' ich, dann ſoll mein letzter Athemzug rufen: Er iſt mißhandelt! und hunderttauſend beſſre Rächer für ihren Feldherrn waffnen. Gib mir dein Schwert! Ich will es deiner würdig führen.

Diego. Beſinne dich wohl, mein Sohn!

Rodrigo. Nur ein Sklave beſinnt ſich hier.

Diego. Es iſt Don Gomez

Rodrigo. (taumelt zurück. Diego will gehn. Er greift ihn bei der Hand.) Nein, nein! — Ich bin entſchloſſen. — Ich will, mein Vater!

Diego. (mit Thränen in den Augen.) Es iſt der Vater Leonorens. Ich forde kein gezwungnes Opfer.

Rodrigo. Der Vater Leonorens! — Ha! du haſt Recht. Da darf ich mich beſinnen. Der Vater Leonorens? Nein! es iſt nicht bloß ihr Vater, der ſterben muß und ſterben ſoll, ſo wahr dein Blut in meinen Adern ſchlägt! es iſt ihr inniggeliebter, ihr angebeteter Vater! — O, in der That! es heißt doch viel gefordert.

Diego. Wolle, was du kannſt. Ich mache dir keinen Vorwurf. (ab.)

Rodrigo. (der ſeinen Gedanken ſtreng verfolgt und bald einige Schritte vorwärts, bald zurück thut, ohne auf Diego'n zu merken.) Opfer, ſagſt du? — Opfer! — Wenn ich nun hineile — wenn nun an der Thür des geliebten Hauſes das letzte mächtigſte Grauen mich er-

greift — die Erinnerung all der Freuden aufwacht — all meine goldnen Träume, wie zarte Kinder, mir entgegen kommen und den ſchauernden Henker um Gnade flehn — da gilt es ein Opfer, und ich werde können. — Aber wenn nun auf ſeinem Zimmer ihr Bildniß mir in's Auge fällt, wenn ſie ſelbſt mir entgegenfliegt, auf ihre Knie ſich hinſtürzt und mit bebenden Lippen ausruft: durch dieſe Bruſt geht der Weg zu der ſeinen! — dann, Vater! — Wo iſt er? — Vater! er iſt fort in Verzweiflung! Mein mißhandelter Vater! Und ich ſtehe noch hier, um ſeinen Argwohn zu rechtfertigen? Ich muß, Leonore! ich muß. Vielleicht fall' ich — und fall' ich nicht, nun! ſo iſt ja der Schuldbrief der Kindespflicht abbezahlt, und ich bin wenigſtens Herr von einem elenden Leben, wenn das ſie verſöhnen kann!

Zweiter Auftritt.

(Im Hauſe des Grafen.)

Leonore. (allein.)

Dies war es alſo, was mein Herz mir weißſagte! dies jene Verbindung von Umſtänden, woraus Elvire mir ſo viel Glück verhieß! — Du hatteſt Recht, gutes Mädchen. Es ſollte ſich heut entſcheiden, und für immer — ja! für immer, wenn es wahr iſt .... Ich höre Jemand. Vielleicht wieder eine Schreckenspoſt! Das Unglück findet tauſend willige Diener. — Und käme doch endlich nur ein ſichrer Bote! Wo bleibt Elvire mit ihren Erkundigungen? Der brave Raphael wollte gleich wieder hier ſein. Wann werd' ich die Wahrheit hören, die alle

ſine Widerſprüche vereinigt? O! dieſe ſchwankenden, dumpfen Gerüchte ſind wie Mörderſtimmen in der Nacht, die dem Dolchſtoß vorangehn und den Tod vertauſendfältigen! — Doch ſchwankend? Was ſag' ich? Armes Herz! du wagſt noch zu hoffen? „Sie haben ſich entzweit. Es iſt zu Thätlichkeiten gekommen.“ Darin ſind Alle nur gar zu einig. Zu Thätlichkeiten! Wir ſind verloren. Vergebens hofft Raphael, in der Macht des Königs einen Vermittler zu finden — vergebens baut der Edle mit blutendem Herzen an dem Glücke ſeines Gegners — das Schickſal ſpottet ſeiner eitlen Bemühungen! (Sie ſieht, daß Elvire hereingetreten iſt und geht ihr entgegen.) Seiner eitlen Bemühungen! Warum erkundigen wir uns, Elvire? Ach! wir Unglücklichen! wir ſind Kindern ähnlich, die ſich geſichert wähnen, wenn ſie vor dem Gegenſtand ihrer Furcht die Augen zudrücken. Um die tödtliche Gewißheit eine Minute weiter von uns zu entfernen, haſchen wir nach Unwahrſcheinlichkeiten und ſuchen doch wenigſtens aus Einem Munde das Gegentheil von dem zu hören, was wir fürchten.

Elvire. Wir thun unſre Schuldigkeit. Eben um die Gewißheit aufzufinden, müſſen wir die Stimmen gegen einander aufzählen. Zeugen gegen Zeugen, Gerüchte gegen Gerüchte.

Leonore. Wenn bloß Gerüchte an der Einen Seite wären! Sahſt du nicht meinen Vater, als er aus dem Staatsrath heim kam? Wie er mir vorüberſchritt, feindlich und ſchrecklich düſter, um auf ſeinem Zimmer ſich einzuſchließen. Ich ſah ihn nie ſo, ſelbſt vor drei Jahren nach dem unglücklichen Feldzuge nicht. Auch damals ſchreckt' er Jeden durch ſeine flammenden Blicke weg, aber mich umarmt' er, als er vom Pferde ſtieg. Und nun!

Elvire. Sie irren, Gräfin!

Leonore. Wehe mir!

Elvire. Er hat Sie nicht wahrgenommen.

Leonore. Du sahst das nicht. Er fuhr zurück vor meinem Anblick und verdoppelte dann seine Schritte.

Elvire. Vielleicht war er nie mehr Vater, als in diesem Augenblick.

Leonore. Elvire! Liebe Elvire! Ich könnte dir herzlich gram werden. Sieh! ich glaube, wenn wir Beide uns auf einem Schiffe befänden; der Donner wär' über uns und die Fluten drängen herauf durch hundert Spalten — ich glaube, du würdest lächeln und sagen: es ist nicht so.

Elvire. Vielleicht — so lang ich Rettung vor mir sähe. Denken Sie nach, Leonore. Warum floh der Graf? Warum verdoppelt' er seine Schritte? Gewiß, weil der Anblick seiner Tochter ihn an eine Folge jenes Zwistes erinnerte, die er in der Hitze des Streites übersehen hatte — an eine Folge, die für das Herz eines so zärtlichen Vaters der empfindlichste Vorwurf sein muß. Gehn Sie ja nicht zu ihm und ich bürg' Ihnen, daß er Gelegenheit suchen wird, das Geschehene ungeschehen zu machen. Und während — ich hoff' es sicher — während die Liebe zu seiner Tochter ihn zur Versöhnlichkeit herabstimmt, in eben dieser Zeit wird Diego'n das Gefühl seiner Schwäche —

Leonore. Das Gefühl seiner Schwäche! So kennst du die Männer? Ach! eben dies Gefühl seiner Schwäche wird ihn auf's höchste erbittern und seinen Zorn in rasenden Haß verwandeln. Gott! Gott! schon seh ich diese Feuersbrunst sich über ganz Sevilla verbreiten! Diego's zahllose Freund' in Waffen, und an ihrer Spitze ....

Elvire. Welch ein Gedanke!

Leonore. An ihrer Spitze — Rodrigo! — Ach! der Unglückliche! was muß er empfunden haben! Mich hatten schwermuthsvolle Ahnungen auf etwas Fürchterliches vorbereitet. Ihn traf der Donner im Taumel des Entzückens. Er eilte, seinem Vater zuzurufen: Leonor' ist deine Tochter! — Sie ist deine Feindin! scholl es ihm entgegen.

Elvire. Er kann nicht. Es ist unmöglich.

Leonore. Du weißt ja wie er seinen Vater liebt. Er wird können, und wenn er nicht kann — die Gesetze der Ehre — Tyrannisches Geschick! — was soll er thun, um diesen auszuweichen? Weißt du nur irgend eine Ausflucht?

Elvire. (verwirrt bei Seite.) Keine andre, als das Grab.

Leonore. Und doch — doch! — Ich sollte ihn und meinen Vater im Kampfe sehen! — Nein! ich will hoffen. Es ist gar zu schrecklich.

Elvire. Er weiß ja, daß er keinen Streich auf Don Gomez führen kann, ohne Leonoren tödtlich zu verwunden.

Leonore. Ach ja! mein Rodrigo — ich will ihn noch den Meinigen nennen — mein Rodrigo gehört nicht zu unsern Halbwilden, die keinen süßern Laut als das Geklirr der Schwerter kennen. Wenn nur Ein günstiger Umstand .... Was hast du erfahren, Elvire? Ist es wahr, wie Einige sagen, daß Rodrigo dazu gekommen ist und sie getrennt hat? Aber du weißt vielleicht so wenig ...

Elvire. Als man außer den Mauern des Schlosses überhaupt weiß. Was man erfahren hat, ist durch einige Edelknaben bekannt geworden, die grade in der

Nähe des großen Saales beſchäftigt waren, als der unſelige Zwiſt begann.

Leonore. Wo biſt du denn geweſen?

Elvire. Allenthalben — auf der Straße — am längſten bei Don Arias. Die Knaben ſind ſogleich vor den König gerufen, ſagte dieſer, und der Monarch wird ſein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis Alles in ſeine alten Verhältniſſe zurückgebracht iſt. Vielleicht hält das ſo ſchwer nicht, ſagte er. Man weiß nichts Beſtimmtes. Das Meiſte iſt wol nur Geſchwätz des Pöbels, der eigne Luſt und Gabe hat, Schreckensgerüchte zu vergrößern.

Leonore. Ja! ich habe Hoffnung. Ich darf ſie haben. Wenn Don Arias...

Elvire. Daß ich Ihnen das nicht den Augenblick ſagte! Er hat mir heilig angelobt, ſogleich ſelbſt zu dem König zu gehn und alle ſeine Kräfte aufzubieten, um den Folgen dieſer Begebenheit vorzubeugen, und wenn er Wort hält — Sie kennen den Mann, Leonore! Wer weiß beſſer als er, dem Sturme der Leidenſchaften zu gebieten, ſie zu ſchonen und ſchonend zu lenken?

Leonore. Und weiter iſt wirklich nichts bekannt geworden?

Elvire. Bis jetzt nicht, aber gedulden Sie ſich nur einen Augenblick.

Leonore. (erſchrocken.) Wie ſo?

Elvire. Don Raphael iſt am Hof' und ſicher bei dem Verhör der Edelknaben gegenwärtig. Sobald man nur mit den Hauptumſtänden in's Reine iſt —

Leonore. So werden wir endlich hören — o Himmel!

Elvire. Beruhigen Sie ſich. Mich deucht, ich hör' ihn.

Leonore. Wer dieſer Wallung gebieten könnte!

Alles, was er mitbringen wird — auch das Schrecklichste — Alles hab' ich mir vorgesagt. Ich hab' ihn mit Ungeduld zurückgewünscht, und nun fürcht' ich vor ihm hinzusinken. So schlägt mir das Herz. Er kommt! (Don Raphael tritt auf. Sie gehen ihm entgegen.) Nun, Don Raphael? Nun?

Raphael. Sie können völlig ruhig sein, Gräfin! ruhig, wie ich es bin. Alle Maßregeln sind getroffen. Don Sanchez, ein vertrauter Freund Diego's, ist abgeschickt, um ihn und seinem Sohne das Versprechen abzufordern, daß sie ohne ausdrückliche Erlaubniß vom König ihre Wohnung nicht verlassen wollen.

Elvire. Vortrefflich!

Raphael. Der gute Greis hat sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die mit seiner sonst so milden Sinnesart gar nicht übereinstimmen. Ich bin so gewiß, wie von meinem Leben, überzeugt, daß er sich selbst schon die bittersten Vorwürfe darüber gemacht hat. Wenn Don Sanchez ihn indessen auch noch nicht zu einem zuvorkommenden Schritte bereitwillig finden sollte, so darf er sich doch dem Befehle des Königs nicht weigern. An Ihren Vater aber, Gräfin, wird der Monarch in der Person des Don Arias einen Mann senden, dessen Klugheit schon ganz andre Schwierigkeiten gehoben hat, als er hier aus dem Wege zu räumen finden wird.

Leonore. Andre, Don Raphael, andre!

Elvire. Nun ängstigen Sie sich wieder, Leonore!...

Leonore. Ich kann kein Zutrauen zu diesen Anstalten fassen, so lang ich nicht auf's genauste unterrichtet bin. Selbst Don Arias — Sie selbst, Don Raphael! sind nicht im Stande, da zu vermitteln, wo überhaupt keine Vermittelung möglich ist.

Raphael. Und wo sollte sie das nicht sein?

Leonore. Laſſen Sie uns hören, was Sie wiſſen.

Elvire. Die Ausſagen der Knaben. Sie waren doch am Hofe, Don Raphael?

Raphael. Was man herausgebracht hat, beſchränkt ſich auf folgende Umſtände. Einige Edelknaben, die nach der Entlaſſung des Staatsraths über die Gallerie gingen, wurden durch einen Lärm gereizt, ſich der Thür des Verſammlungsſaals zu nähern. Es war ein Wortwechſel zwiſchen den beiden Erſten des Königreichs. Soviel ſie verſtanden, betraf es die Mohren und einige Ritter, die ihre Pflicht nicht gethan haben ſollten.

Elvire. Kindergeſchwäz! nichts weiter, leibhaftes Kindergeſchwäz!

Raphael. Endlich verſtanden ſie, daß Diego ſeinen Gegner — niederträchtig und hämiſch nannte.

Leonore. Diego meinen Vater? Niederträchtig und hämiſch? O Gott! ſo hört' ich erſt den Anfang! Ich bitte Sie, Raphael! Ich beſchwöre Sie! Lebt Diego?

Raphael. Wie können Sie glauben....

Leonore. Und nicht verwundet?

Raphael. Lebt und nicht verwundet. Trauen Sie mir, Gräfin. Sie wollen die Wahrheit und Sie ſollen ſie hören; denn nur die ganze Wahrheit beruhigt den Verſtändigen. (Er ſezt ſich, Leonore ebenfalls.) Ein Kampf iſt allerdings vorgefallen.

Elvire. Um des Himmels willen! —

Raphael. Ohne Zweifel hat der Graf ſeinen Gegner entwaffnet. Die Knaben hörten das Geklirr der Degen, das nicht lange währte. Darauf kam der Sieger aus der Thür. Diego blieb, und einen Augenblik ſpäter —

Elvire. (mit einem Wink.) Verhehlen Sie uns nichts, Don Raphael!

Leonore. Nichts! auch Ihre Ueberzeugung nicht, daß ein ſolcher Zwieſpalt nur durch Blutvergießen endigen kann. — Und? einen Augenblick ſpäter? Ach! allzufurchtſamer Freund! ich weiß genug. (Mit wachſender Angſt, die ſie durch Anſtrengung überwindet, um ihren Gedanken ganz hinaus zu ſpinnen.) Einen Augenblick, nachdem ſein Vater beſtraft und zugleich belehrt war, daß er ſelbſt unfähig ſei, ſich zu rächen, kam Rodrigo.

Raphael. Aber —

Leonore. (aufſpringend.) Ihm entgegen, Elvire! Zwiſchen die Schwerter!

Elvire. Was haben Sie gemacht, Unglücklicher!

Leonore. Rodrigo, es iſt mein Vater! es iſt Rodrigo!

Elvire. (ſie haltend.) Ach meine Leonore. .

Leonore. (verwildert.) Elvire! — Laß mich — (mit ſinkender Stimme.) Ach! du haſt Recht, ich darf nicht, darf weder Braut noch Tochter ſein. — Rodrigo würde mich nicht kennen und mein Vater die unwürdige Tochter von ſich ſtoßen!

Raphael. Wie iſt es möglich, Gräfin! wie iſt es möglich, daß Sie Rodrigo'n für fähig halten, nicht allein das Schwert gegen Ihren Vater zu ziehen, ſondern es auch ſo ſchnell zu thun, als wenn ihm bis jetzt nur die Gelegenheit gefehlt hätte? Diego wird ihn zur Rache auffordern, das iſt gewiß. Aber wird er nicht ſchwanken? Iſt dieſer Rodrigo kein Menſch? wird er ſelbſt jetzt nicht ſchwanken, da der Befehl des Königs ihm einen Vorwand gibt, um einen Ungehorſam gegen ſeinen Vater auch vor den Augen der Welt zu rechtfertigen?

Leonore. Trifft der Befehl ihn zu Hauſe?

Raphael. Ganz gewiß. Er mußte nach Hauſe. Er war unbewaffnet, als er aus dem Schloſſe ging.

Leonore. Und wenn er nun doch kommt!

Raphael. Wenn er den Vorwand nicht benutzt? Ha!

Leonore. Sagen Sie nicht: es iſt unmöglich. Ach Raphael! Sie kennen den Dämon nicht, dem Kaſtilien huldigt! Wenn dieſer ein Opfer fordert, ſo dürfen wir nicht erſt fragen, wie viel es uns und Andern koſten mag.

Raphael. Ich kenne Rodrigo'n nicht lange, doch ſcheint er mir kein Barbar.

Leonore. Und wenn er nun doch kommt?

Elvire. Sie ſind grauſam.

Leonore. Ich nicht, aber die Geſetze der Ehre.

Raphael. (feurig.) Die nur Thoren gebieten.

Leonore. Sie gebieten auch Ihnen und — auch mir. — Nun wolan denn! Wenigſtens weiß ich, wie eine Spanierin denken muß, und von Rodrigo'n werd' ich handeln lernen. — Können die Männer nur aufopfern? Iſt nicht Don Gomez beleidigt? und bin ich nicht die Tochter des Helden? — O ja! mein Vater! ich bin deine Leonore. Womit verdien' ich's, daß du mir ausweichſt? Ich blödes Mädchen! warum bin ich nicht längſt ſchon bei ihm?

Elvire. Theuerſte Gräfin!

Raphael. Wahrſcheinlich würden Sie Don Arias antreffen. Mich deucht, ich hörte die Thür des Grafen aufgehen.

Leonore. Ach recht! Don Arias. Zürnen Sie nicht, Raphael! daß ich Ihre freundſchaftlichen Bemühungen nicht ſo erwiedre . . .

Elvire. Still! ſtill! es nähert Jemand.

Raphael. (lächelnd.) Ich theile mein Loos mit Vielen, die thöricht genug auf die Stärke ihrer Gründe

vertrauen, ohne auf den Zuſtand Desjenigen Rückſicht zu nehmen, den ſie zu tröſten oder zu überzeugen denken. Indeſſen ſoll mich das nicht muthlos machen. Ich eile zurück auf meinen Poſten und wohl mir, wenn ich bald etwas mehr zu Ihrer Beruhigung beitragen kann. (Leonore will antworten, aber ſie ſieht ihren Vater, der finſter und langſam hereintritt. Elvire und Raphael gehen ihm vorüber und ab, ohne daß er ſie bemerkt.)

Leonore. Willkommen, theuerſter Vater!

Gomez. Leonore! (er faßt ihre Hand) Meine Tochter! (ſie will ihn umarmen, er hält ſie zurück.) Warum biſt du ſo entſtellt, meine Tochter? (bei Seite) Sollte ſie ſchon wiſſen . . .

Leonore. Lieber Vater!

Gomez. Bin ich das wirklich? Liebſt du mich wirklich, Leonore?

Leonore. O du gütiger Himmel!

Gomez. Nun ſo laß mich dieſen Kuß von deinen Wangen ſtehlen und noch einen Augenblick die Wonne koſten, von dem liebenswürdigſten Geſchöpfe geliebt zu ſein.

Leonore. Noch einen Augenblick! ſchrecklich! Ich verſtehe Sie, aber bei dem Allwiſſenden! . . . .

Gomez. Schwöre nicht. Wenn du niemals eine Unwahrheit ausſprachſt, ſo würde dies die erſte ſein. Du liebſt mich, ſagſt du. Das muß ich glauben. Wer aber ſagt: ich werde lieben, oder gar: ich werde ewig lieben, der ſagt eine vorſätzliche Lüge oder eine Albernheit; denn vielleicht ſind eben dieſe Worte der Todesſeufzer ſeiner Liebe. Laß dich das nicht anfechten. Es iſt eine ſehr einfache Wahrheit. Wenigſtens vor mir brauchſt du nicht roth zu werden, wenn allenfalls dein eignes Herz dir ſagen

ſollte, daß es Wahrheit iſt. — O! wenn du wüßteſt! — Wer mir das geweisſagt hätte.

Leonore. Ich weiß Alles, mein Vater!

Gomez. Noch dieſen Morgen — Ich war im Garten, und wie ich ſo auf und abging, kamen mir alle Schickſale meines Lebens vor die Seele. Das ſcheint ſo ſein zu müſſen, wenn etwas ungeheuer Großes uns bevorſteht. Und wie ich nun an das Plätzchen kam, wo deine Mutter zum letzten Male die Frühlingsluft und die freie Sonne koſtete, da war mir's, als ſäh ich ſie leibhaft vor mir ſitzen, wie ſie dich mir entgegenhielt und mit ſchmelzendem Lächeln ausrief: Gomez! wenn ich bald nicht mehr bin, ſo wirſt du mich doch nicht vermiſſen! — und wie du ſprangſt mit Händen und Füßen, daß ihre ſchwachen Arme dich nicht halten konnten, als ob du deinen Muth beweiſen und ſo dich anheiſchig machen wollteſt, dereinſt ihre Stelle zu vertreten. Ich weinte. Mein Herz ſchwoll. Meine ganze Seele war nur Ein Gefühl. Und an dem nämlichen Morgen — o Menſchen! Menſchen! was ſind eure Entſchlüſſe, eure Neigungen, eure Tugenden! — an dem nämlichen Morgen ſollt' ich deinen ſüßeſten Wunſch, dein Glück mit dieſer meiner Hand vernichten!

Leonore. Nicht Sie, mein Vater!

Gomez. Ich hab' es gethan.

Leonore. Nicht Sie! nicht dieſe Hand, aus der ich bis auf dieſen Augenblick nur Heil und Segen empfing, das Schickſal ſelbſt hat einen Wunſch vereitelt, den es mir vielleicht nur im Zorn hätte gewähren können. Sie mußten. Ich weiß, wie bitter Sie beleidigt ſind.

Gomez. Das weißt du? wer ſagte das? — Bitter beleidigt? — O freilich! freilich! es war arg genug, um einem Lamme die Geduld zu rauben. Wie du ſagteſt, ich

mußte. Alles kam zuſammen und mein Dämon war über mir. Das froſtige, ſelbſtzufriedne Lächeln, womit der König ſeiner Undankbarkeit die Miene der Weisheit anlog — die heuchleriſche Demuth, womit der Alte das Geſchenk zurückwies, indeß das Herz ihm vor Ungeduld zuckte — meine hohe wilde Stimmung —

Leonore. Es iſt geſchehn, mein Vater! und wenn Sie mich lieben, ſo erſparen Sie ſich die Erinnerung. Auch ohne Erklärung genügt mir das Ereigniß, um den Willen des Himmels zu erkennen. Trauen Sie mir, ich bitte, trauen Sie mir den Muth zu, einem Traume zu entſagen . . . .

Gomez. Nicht ſo, meine Tochter!

Leonore. Ich kann.

Gomez. Täuſche dich nicht. Deine todtbleiche Wange ſtraft dich Lügen.

Leonore. Ich kann. Mit Wehmuth denk' ich oft der Zeiten, da ich noch mit allen meinen Gefühlen um den beſten der Väter beſchäftigt war. Könnt' ich wieder ſo glücklich werden! ſo ſchuldlos glücklich!

Gomez. Er iſt brav. Rodrigo iſt brav. Deine Liebe zu ihm konnte dich nicht weniger ſchuldlos machen.

Leonore. (Bei Seite, indem Sie die Worte gleichſam in einen Seufzer aushaucht.) Noch that ſie es nicht!

Gomez. Sie iſt eine Tugend.

Leonore. Und doch ſchien ſie mir nicht ſelten ein Verbrechen. Immer wenn ich entſchloſſen war, zu Ihnen zu gehen, um Ihnen mein einziges Geheimniß zu entdecken, immer hielt mich eine unſichtbare Hand zurück. Ein zauberähnlicher Wechſel machte dann, daß meine Hoffnungen mir abentheuerlich, wie Fiebereinbildungen, ſchienen. Es war mein Engel, der mich vorbereiten wollte. Gewiß, mein

Vater, ich könnte Alles, Alles, was das Schickſal mir zur Pflicht macht, wenn nicht ....

Gomez. Wenn nicht?

Leonore. Mein Vater!

Gomez. O rede! rede! welch ein Schreckbild erſchüttert dich? — Arme Selbſtquälerin! es iſt ja ſo nicht. Es iſt nicht Alles verloren. Hörſt du, Leonore? Liebe Leonore! — Miſcht nur kein Dritter ſich dazwiſchen, ſo kann und ſoll der ganze Zwiſt dieſen Abend vergeſſen ſein. — Nun? wenn nicht?

Leonore. Ich würde mich kindlich ehrerbietig dem Schickſal unterwerfen, wenn es mir Rodrigo'n bloß entriſſen hätte ....

Gomez. Leonore!

Leonore. Das war nicht genug. Es hat ihn in den Todfeind meines Vaters verwandelt. Um ihn nicht zu vergeſſen, ſollt' ich ihn fürchten lernen!

Gomez. Was hab' ich gemacht! — Rodrigo! — (er ſchlägt ſich vor die Stirne.) O ich bin dumm, dumm, wie die Dummheit ſelbſt! (zur Seite.) Wie iſt es möglich, daß ich bis jetzt nur an den Bräutigam meiner Tochter und nicht an den Sohn Diego's dachte, nicht an den Krieger, nicht an den ehrdurſtenden, ehrgefühligen Jüngling! — Rodrigo! — Was kann ich thun? — Ein Wunder, daß er noch nicht hier iſt. — Doch nein, bei dem Himmel! (laut) Nein, Leonore! Daß er nur ſchon vor mir ſtünde! Mann gegen Mann verſtändiget ſich leicht. Ueber ihn kann ich den Vater vergeſſen. Vortrefflich. So beut ſich mir von ſelbſt ein Mittel an, um Alles wieder auszugleichen. — Aber er wird mich nicht verſtehen wollen! Voll ſtolzen Glaubens an die beiſpielloſen Verdienſte des Mannes, den er vertritt, voll ſchwärmeriſchen Eifers für

die Gerechtigkeit ſeiner Sache, trotzig auf ſeine Vollmacht und dem Buchſtaben derſelben ſtarr getreu — ſo werd' ich ihn finden. Er wird jeden Vorſchlag ungehört verwerfen — und dann —!

Leonore. Dann handle mein Vater, wie er es vor dem Grafen von Gormas verantworten kann.

Gomez. (Drückt ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt.) Tochter! — Meine, meine Tochter! — Und das Bild dieſes Mädchens erſchien mir nicht! (gen Himmel knirſchend.) Du biſt gerächt, Diego!

Leonore. Beſter Vater!

Gomez. Geh, geh! — Ich habe manchen Fehl zu verantworten, manchen verwegnen Entwurf, den Scharen der bravſten Krieger mit ihrem Blute büßten, aber heute fühl' ich zum erſten Mal, was Reue heißt. — Ich gäbe die Thaten meines Lebens, um die Schuld eines Augenblicks abzukaufen!

Leonore. Darf ich es wagen . . .

Gomez. Es iſt nichts, Leonore. Geh, liebes Kind. Du bedarfſt der Ruhe. Geh auf dein Zimmer, und erſchrick nicht, wenn du Rodrigo'n ſiehſt. Es ſoll nichts vorfallen, nichts. (Sie geht. Er bleibt in Gedanken ſtehen.) Wie, wenn ich ihm entgegen ginge? — wenn ich ſelbſt zu Diego'n . . . . Um ihm mein Unrecht zu bekennen? das Unrecht, daß ich ihn durchſchaute? ihm die Maske abriß, dem alten Gleißner, der ſo gebückt zum Ziele hinkroch, als ob es gar ſein Ziel nicht wäre! ſo kränklich langſam, um uns Andern am Ende zurufen zu können: Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein! (Elvire kommt.) Was gibt's, Elvire?

Elvire. Don Arias wünſcht Sie zu ſprechen.

Gomez. Don Arias? hör' ich recht? Don Arias! Wie komm' ich zu der seltnen Ehre? Ah so! der Mann will die Gelegenheit nicht versäumen, sich neue Verdienste zu erwerben. Nur Schade, daß meine Angelegenheiten dazu nicht geschickt sind. Ich will ihn nicht sehn. Er würde Alles verderben. Sag ihm nur rund aus . . .

Elvire. Er schien mir etwas ungeduldig.

Gomez. Ueber den Affen! — Um meine Menschlichkeit recht tief zu fühlen, soll ich mich auch noch an einem von diesen Mitteldingen spiegeln, die grade Bluts genug haben, um das Herz in Bewegung zu halten. In der That! wer nur kalt genug ist, der kann die Weisheit lernen. Gebt ihnen eine Ohrfeige und ihr schlagt nichts heraus, als eine witzige Entschuldigung über das Mißverständniß, wozu sie euch Gelegenheit gegeben haben. Und daß es grade dieser sein muß! Grade die rechte Hand der Majestät! der Schöpfer aller der herrlichen Pläne, wodurch man die Barbarei des Rittergeistes zu vertilgen denkt! des Rittergeistes, dem Fernand seinen Thron verdankt!

Elvire. Herr Graf!

Gomez. Elvire!

Elvire. Er kommt, glaub' ich, im Namen des Königs.

Gomez. Im Namen . . . Da haben wirs. Tod und Verdammniß! Der wenigstens, dacht' ich, würde mich mit seiner Fürsorge verschonen.

Elvire. Herr Graf! um Ihrer Tochter willen . .

Gomez. Du hast Recht, Mädchen. Wie ich glühe! — Aber das geht weder Don Arias, noch den König an. Wie gesagt, erklär' ihm . . . (Don Arias tritt auf. Elvire ab.)

Arias. Sie werden mich entſchuldigen, Graf, wenn ich die Vorſchriften der Höflichkeit zu überſchreiten wage. Ein Auftrag des Monarchen . . .

Gomez. (mit erzwungener Faſſung) würde allenfalls noch mehr entſchuldigen. Ich weiß, Don Arias, in weſſen Namen Sie kommen. Auch Ihren Auftrag weiß ich. Sein Sie kurz, wenn ich bitten darf.

Arias. Und doch ſind es nicht ſowol die Befehle des Königs, die mich zu Ihnen eilen heißen, als meine eignen Empfindungen bei einem Ereigniß, das jeden wohlgeſinnten Kaſtilier in die tiefſte Beſtürzung verſetzt hat. (Der Graf erſucht ihn durch eine Geberde, Platz zu nehmen. Beide ſetzen ſich) Die Seviller würden verzweifeln, wenn nicht der Charakter des Grafen von Gormas und vorzüglich ſeine Vaterlandsliebe die Hoffnungen, die ihnen noch übrig geblieben ſind, verbürgten. Mehr als Alle aber iſt der Monarch gerührt und erſtaunt . . .

Gomez. Erſtaunenswürdiger Monarch, der über ſeine eigne Thorheiten erſtaunt! — Nun? — Nun? (er ſteht auf) Sie ſtarren mich ja an, als ob Sie hier auch — in ſeinem Namen erſtaunen müßten.

Arias. (mit Ueberwindung.) Weil ich Sie nicht ſo ruhig finde, als Ihr Benehmen mich es noch vor einem Augenblick erwarten ließ.

Gomez. Als ein Hofmann es vielleicht an meiner Stelle ſein würde.

Arias. Als ich es trotz dieſer Anmerkung bleibe, weil ich mir keiner Handlung bewußt bin, wodurch ich ſie verdient hätte — (ſteht ebenfalls auf) weil meine Sendung mit aller Selbſtſucht ſo ſehr im Widerſpruche ſteht, daß ich ſie nicht übernommen haben müßte, wenn ich ihr nicht auch meine Empfindlichkeit opfern könnte.

Gomez. (zerſtreut) Sehr großmüthig.

Arias. (voll Stolz und Würde) Kennen Sie mich anders? — (in ſeinem vorigen Tone.) weil ich feſt überzeugt bin, daß Ihre Denkungsart es Ihnen unmöglich macht, wenn nicht einen braven Mann zu verkennen, doch lang und hartnäckig in Ihrem Irrthum zu beharren.

Gomez. (der ihn indeß mit mehr Achtung betrachtet hat.) Ich hätte Diego'n verkannt, meinen Sie?

Arias. Diego'n? war von Diego'n die Rede? — Nun ja! — es läßt ſich nicht anders denken, als daß Einer den Andern verkannt hat, Diego Sie, oder Sie Diego'n. Wer nun aber? Darüber enthalte ich mich aller Muthmaßungen. Auch iſt es nicht die Abſicht des Königs, ſich über dieſe Frage zu belehren. Er will nichts wiſſen, ſo wie er überhaupt von aller anmaßenden Einmiſchung weit entfernt iſt.

Gomez. Von aller . . . ha! von aller anmaßenden, hieß es. So bitt' ich Sie, Don Arias, Ihrem König zu ſagen, daß es noch gerathener ſein würde, uns ganz uns ſelbſt zu überlaſſen. Ich verſichere Ihnen, — und wie man zu ſolchen Eigenheiten kommen kann, das wird ein ſo erfahrner Weltmann ſich leicht erklären — ich verſichere Ihnen, daß ich in gewiſſen Dingen ſelbſt den Schatten einer Vormundſchaft ſo wenig ertragen kann. — . . Bei Gott! ich möchte doch wiſſen, mit welchem Schein von Befugniß Don Fernand Angelegenheiten dieſer Art zu den ſeinigen machen kann.

Arias. Ich halte Sie für zu einſichtsvoll . .

Gomez. Oder wollen Sie, daß der Machtkreis der Kronen durch gar keine Gränzen umſchrieben ſei? auch durch die Gränzen der Natur nicht? Es gibt Fälle,

Ereigniſſe, wobei ſelbſt die Weisheit des Weiſeſten nicht hinreicht, um Schuld und Unſchuld von einander zu ſcheiden und jeder der Parteien ihren Antheil zuzuweiſen. Das bedarf keiner Erklärung. Und wo Keiner urtheilen kann, da ſoll auch Keiner urtheilen wollen. — Ich bitte Sie, Don Arias, Ihren Auftrag für ausgerichtet anzuſehen. Ihr längeres Verweilen . . .

Arias. Nur noch zwei Worte. Der König befiehlt Ihnen, nicht eher den Bezirk Ihrer Wohnung zu verlaſſen, bis Sie ausdrücklich wieder Erlaubniß dazu erhalten.

Gomez. Ich will überlegen.

Arias. Thun Sie das, mit Zuziehung einer unbefangenen Vernunft, die Ihnen dann auch ſagen wird, daß ein König doch wol ein Recht haben muß, das zu thun, was ſein Amt als Pflicht von ihm fordert.

Gomez. Mit Zuziehung des einzigen Geſetzgebers, den ich in dieſem Falle anerkenne, der Ehre.

Arias. Don Gomez!

Gomez. Sagen Sie: Graf von Gormas, ſo erinnern Sie mich an meinen Lehnsherrn.

Arias. (im Abgehen.) Trotz Ihrer Lorbeeren ſollten Sie den Zepter fürchten.

Gomez. Der ohne mich aus Don Fernands Händen fiele! Schlimm genug für Kaſtilien, wenn ich ihn fürchten muß. — Der König befiehlt! Welch ein Gewicht in den Worten lag! — Die Majeſtät iſt doch erſt recht majeſtätiſch, wenn ſie ſich durch einen Schranzen vertreten läßt! (aufhorchend) Er kömmt zurück. Sein Gang iſt plötzlich kriegeriſch geworden. (Rodrigo tritt auf. Gomez fährt erſt erſtaunt zurück, dann mit Freude) Rodrigo! Ich hörte wol, daß es ein Mann ſein müßte. Sei willkommen, Rodrigo!

Rodrigo. Was iſt das? Träum' ich oder erwache ich aus einem Traume? Iſt dies nicht der Mann, der meinen Vater mißhandelt hat?

Gomez. Ich bin es und — bin es nicht. Willſt du mich hören, Rodrigo? Nur zwei Minuten. Ich wünſchte noch mit dem Menſchen Rodrigo zu ſprechen, ehe ich mich dem Sohne Diego's ſtelle.

Rodrigo. Glauben Sie den weniger empört zu haben?

Gomez. Wenn du gut unterrichtet biſt, ja!

Rodrigo. Unterrichtrt? O! — Mit einem Zehntel dieſes Unterrichts will ich dich brandmarken, daß man dich fliehen ſoll wie einen Ausſätzigen und dir das Bettelbrod auf der Lanze zureichen.

Gomez. (hat ſein Schwert zur Hälfte gezogen und ſtößt es wieder in die Scheide) Du weißt nicht, was du thuſt!

Rodrigo. Hätte mein Vater mich nicht ſelbſt zurückgerufen, hätten nicht Staunen und Entſetzen mich an ſeine Erzählung gefeſſelt, ſo wär' er jetzt ſchon gerochen oder ich bei den Todten ....

Gomez. Rodrigo!

Rodrigo. So braucht' ich Sie jetzt nicht erſt an Ihren Rittername zu erinnern, um dieſem unnützen Vorſpiel ein Ende zu machen.

Gomez. Ich bin mehr als Ritter, ich bin auch Vater. Dieſer theure Name lehrt mich die wüthenden Ausbrüche deines Eifers mit Faſſung anhören. Noch mehr! Deine blitzenden Augen ſagten mir beim erſten Anblick, in welcher Stimmung du zu mir kamſt; aber ich weiß auch, daß du ſtark genug biſt, um den Augenblick Ruhe, den ich von dir fordre, ſelbſt der heftigſten Leidenſchaft

abzugewinnen. Darum hieß ich dich willkommen. Ja, du bist ein Mann, Rodrigo! Dir könnte ich Erklärungen ...

Rodrigo. Warum nicht meinem Vater? das Blut des Mannes zu fordern, der ihn mit Henkershänden angetastet hat, dazu sandte mich Diego. Auf Erklärungen hab' ich keine Antwort mitgebracht. Die kann nur der Beleidigte selbst annehmen oder verwerfen.

Gomez. Das weiß ich, aber ...

Rodrigo. Ich erstaune. Sie halten es also für — wie soll ich sagen? — für ehrenvoller, sich an den Sohn, als an den Vater zu wenden. Und der Grund? — Ich will ihm nicht nachforschen. Da Sie eine Aussöhnung für möglich ansehen, so will ich sie nicht durch die Entdeckung einer neuen Beleidigung erschweren. Sie ist möglich. Bei dem besten der Väter! sie ist es. Reichen Sie ihm aufrichtig die Hand entgegen. Er wird fröhlich aufspringen, um einzuschlagen.

Gomez. So komm!

Rodrigo. Was für Zeugen verlangen Sie?

Gomez. Zeugen?

Rodrigo. Die ganze Stadt weiß, was Sie gemacht haben.

Gomez. Ich kann nicht.

Rodrigo. (die Hand am Schwert.) Ha! wolan denn!

Gomez. (zur Seite wankend) O Leonore! Leonore! (wieder zu Rodrigo'n gewendet, den er mit einer Art von Wohlgefallen betrachtet) Nein, Jüngling! du darfst nicht fallen, und wenn auch nichts, als deine Kühnheit für dich spräche. Stolzer Adler! welch eine Laufbahn steht dir offen! — Wenn du wüßtest ...

Rodrigo. (mit Rührung, also ohne Ironie) Wie-

kann ich rühmlicher fallen, als für dieſe Sache und durch dieſen Arm!

Gomez. Nur die Söhne des Unglücks begegnen ihm.

Rodrigo. Der Ruf Ihrer Thaten überhebt Sie des Prahlens. Ich kenne Sie und zittre nicht. (bewegter) Wenn aber dennoch mein Arm vielleicht plötzlich erlahmt. . . Das Eiſen meiner Hand entſinkt . .

Gomez. Rodrigo!

Rodrigo. (der ſich ſchnell wieder faßt.) Ich ſah es mit eigenen Augen, wie Sie in der letzten Schlacht Ihren Völkern voranſtürmten und dem Feldherrn der Mohren den krauſen Schädel auf die Knie bogen —

Gomez.. Und nach eben dieſer Schlacht war es, wo ich voll Bewunderung über die erſten Beweiſe deines Muthes meinem Vaterlande einen künftigen Helden weisſagte. — Man nennt mich ſtolz, Rodrigo! Ich bin es nicht. Ich ſchätze Tapferkeit und Edelmuth . . .

Rodrigo. (mit ſeinem ganzen Feuer.) Sie ſchätzen . . . Nein, Graf! Vergebens ſuchen Sie vor Ihrem rächenden Bewußtſein ſich hinter dieſe Tugend zu flüchten — Sie ſchätzen Tapferkeit und Edelmuth? Wie konnten Sie ſich an meinem Vater vergreifen? Oder iſt er nicht edel? Beim Himmel! ein Funken ſeines Edelmuths würde Sie aus einem Feldherrn zum Helden machen. War er nicht tapfer, ſo lang er es ſein konnte? nicht das Muſter aller Männer und Ihres? Er war mehr, Gomez. Er war dein Lehrer, dein Freund, dein redlichſter Freund. Du biſt Alles, was du biſt, durch ihn. Und dieſen, dieſen . . .! Laß uns ſchlagen, eh ich mich bis zum Schimpfen vergeſſe.

Gomez. (voll Glut und Verwirrung) Folge mir!

(Im Palaſte.)

Der König. Don Raphael. Don Miguel Moncada. Mehrere Hofleute.

Der König. Sie Alle, meine Freunde, ſtimmen alſo leider! darin überein, daß die getroffnen Anordnungen wol nicht zureichen dürften, um zwei wahrſcheinlich auf's äußerſte erbitterte Feinde von einander entfernt zu halten. Nur Sie, Don Raphael, ſtehen in unſrer Mitte, und ſcheinen durch Ihre Heiterkeit unſere Sorgen hinwegſpotten zu wollen.

Raphael. Vielleicht betrüg' ich mich, Sire, wenn ich die Lage der Sachen für minder dringend und furchtbar anſehe. Indeſſen ſind es ebenfalls nicht unwichtige Gründe, die mich vermuthen laſſen, daß unter den Dreien, die an dem Zwiſte den nächſten Antheil haben, kein Einziger ſein wird, der die dargebotene Vermittelung nicht mit frohem Danke annehmen ſollte. Was erſtens den Gouverneur betrifft . . .

Der König. Diego, ja! Wenn es nicht unglaublich weit gekommen iſt, ſo darf ich's von dem hoffen. Aber ſein Sohn?

Raphael. Er liebt Leonoren.

Der König. Rodrigo.

Raphael. Er müßte denn elend genug ſein, ehrgeizige Abſichten unter der Maske der Neigung zu verbergen.

Der König. Ein Umſtand, der dieſen unglücklichen Zwieſpalt doppelt traurig macht!

Raphael. Von dieſer Seite wär' alſo nicht viel zu befürchten. Ein noch größeres Glück aber iſt es, daß ich in Hinſicht auf den Grafen das Nämliche verſichern kann. Er iſt in Verzweiflung, daß er das Glück Leono-

rens, wie er ſagt, mit eigner Hand vernichtet hat, und ſchwört, daß er Alles verſuchen wolle, um ſich mit Rodrigo'n zu verſöhnen.

Der König. Das iſt viel, ſehr viel.

Raphael. Ich ſelbſt ſah ihn bei der erſten Zuſammenkunft mit ſeiner Tochter. Schmerz und düſtere Verlegenheit malten ſich auf ſeinem Geſichte; eine günſtige Vorbedeutung! In Gedanken darüber entfernt' ich mich ſehr langſam und war nicht aus dem Hauſe, als Elvire, eine Freundin Leonorens, außer ſich vor Freude hinter mir her gehüpft kam. Ich habe gelauſcht, ſagte ſie, wir dürfen Alles erwarten. Ihre Erzählung wurde durch Don Arias unterbrochen, der gerade dazu kam, und wenn ich dieſen vortrefflichen Mann weniger liebte, ſo würd' ich ihn um ſein Geſchäft beneidet haben.

Der König. Trauen Sie inzwiſchen nicht zu ſehr, lieber Raphael! Nichts iſt trügeriſcher, als die Berechnungen, die wir auf die Verhältniſſe und Gefühle der Menſchen bauen. In zehn Fällen finden wir uns ſechs Mal und bei Charakteren, wie der des Grafen, vielleicht acht Mal betrogen. Sanftmüthig, ja ſelbſt zärtlich in dieſer Minute, iſt er in der folgenden vielleicht wieder ein Raub ſeiner Heftigkeit. Erwacht aber dieſe, dann gleicht ihr nichts als eine Feuersbrunſt, die, was ſie erreichen kann, mit regelloſer Wuth in ihre Wirbel zieht, und wer nicht gefaßt iſt, ihr Opfer zu werden, der nähere ſich nicht, um zu löſchen. (Gonſalez kommt) Was bringſt du, lieber Kleiner?

Gonſalez. (einen Brief zeigend) An Don Miguel von Moncada.

Moncada. Iſt das ſo eilig, Gonſalez?

Gonſalez. Das weiß ich nicht; man hat mir

nicht einmal gesagt, von wem er kommt. Ich nehme Alles für eilig, was von Natur nicht langsam ist. (Moncada lächelt und erbricht den Brief Gonsalez ab.)

Raphael. Eine schreckliche Schilderung, mein König.

Der König. Ich weiß, daß Sie der Freund des Grafen sind. Ihr Herz wird mich vielleicht der Partheilichkeit verklagen. Was würden Sie denn sagen, wenn ich Diego's Bildniß dem seinigen gegenüberstellte und aus der Vergleichung die Wahrscheinlichkeit zöge, daß meine Edelknaben sich irren, wenn sie den Gouverneur für den Urheber des Zwistes angeben? — — (Gemurmel unter den Hofleuten; er stutzt und wirft einen fragenden Blick in die Runde) Sie sind blaß, Moncada! was ist das?

Moncada. Alles vereinigt sich, Sire, um uns fühlen zu lassen, daß die Begebenheiten dieses Tages ein allgemeines Unglück sind. (Er gibt Don Raphael das Schreiben.)

Raphael. (liest) „Ich bin genöthigt, mein Freund, Sie mit einem unangenehmen Auftrage zu beschweren. Sie wissen, daß es einem Entehrten nicht erlaubt ist, die geheiligte Wohnung der Könige durch seine Gegenwart zu verunreinigen." Das ist Diego!

Moncada. Guter Greis!

Raphael. „Sein Sie daher so gütig, den Monarchen so schnell als möglich in meinem Namen zu benachrichtigen, daß wir von unsern alten Feinden mit einem äußerst besorglichen Ueberfall bedroht werden. Es hat sich eine zahlreiche Flotte sehen lassen, die mit Hülfe der Flut und wahrscheinlich im Schutze der Nacht eine Landung versuchen wird. Die Nachricht ist zuverlässig."

Der König. Ha die Treulosen! Kaum hat Granada uns ewige Eintracht zugeschworen, und das bunds-

verwandte Afrika rüſtet ſich ſchon wieder, um die unreifen Früchte des kurzen Friedens mit dem Schwert zu ärnten?

Ein Hofmann. Es ſcheint unglaublich, daß ſie durch ſo viele fruchtloſe Unternehmungen, die ihnen die Blüte ihrer Krieger gekoſtet haben, noch nicht belehrt ſein ſollten. Aber vielleicht ſind es die neuen Mauern von Sevilla, dieſes furchtbare Bollwerk Kaſtiliens, die ihre Eiferſucht zu einem Verſuche reizen. Mögen ſie kommen. Wir haben nichts zu fürchten.

Der König. Und nichts zu verſäumen. Zu wenig Vorſicht würde die Gefahr herausfordern und zu viel die Bürger in unnöthigen Schrecken ſetzen. Man verdoppele die Beſatzung am Hafen und an der ganzen Seeſeite. (Es geht einer von den Hofleuten.)

Raphael. „Indem ich dieſes ſchreibe, erhalt' ich einen Beſuch von Don Sanchez. Ich bin tief gekränkt, Moncada, unausſprechlich tief, aber wenn die Beleidigung groß iſt, ſo iſt es auch die Ehrerbietung, womit ich die Befehle meines Königs zu empfangen gewohnt bin und auch diesmal empfangen würde, wenn es noch in meiner Macht ſtünde. — Mein Sohn iſt nicht mehr zu Hauſe und wahrſcheinlich kommen alle Maßregeln zu ſpät. Diego." — O Leonore! deine Ahnungen! — Nein! nun hoff' ich nicht mehr. Wenn Rodrigo im Stande war . . . Da iſt Don Arias.

Der König. (Gegen Don Arias gewendet, der hereinkommt.) Mit noch ſchlimmern Nachrichten, wenn ſie anders ſo ſchwarz ſind als ſeine Mienen.

Arias. Mit einem Herzen voll Empörung, Sire. Unter unglücklichern Zeichen iſt noch nie eine Unterhandlung angefangen. Ich habe meinen Auftrag nicht einmal ausgerichtet und ſchätze mich darum nicht unglücklicher.

Denn hätt' ich dazu kommen können .... ich traf meinen Mann noch so siedendheiß vom Streite, so unnahbar, möcht' ich sagen, daß er ihn mit eben dem Hohn verworfen haben würde, womit er mir bei jedem Wort' in die Rede fiel.

Der König. Ich weiß genug.

Raphael. Mit Hohn? Don Arias!

Der König. Wir müssen also zu andern Mitteln ... (Don Sanchez tritt auf.)

Sanchez. Der Graf ist todt. Alle Vorkehrungen sind vereitelt.

Raphael. Allmächtiger Himmel!

Der König. Die Rach' ist schneller, als die Klugheit.

Sanchez. Rodrigo war schon eine Zeitlang fort. Ich eilte ihm nach. Das Haus des Grafen stand offen; aber ich sah keinen Menschen. Endlich hört' ich ein Geräusch vom Garten her und zitternd, sprachlos, todtenbleich und verwildert kam Donna Leonore, von einem weinenden Frauenzimmer unterstützt. Ich stürzte die Thür' hinaus, wo sie hereintrat, den Garten entlang, durch ein Gehölz. — Hier sah ich Blut. Ein eiskalter Schauder ergriff mich. Ich stand wie eingewurzelt, als einige Gärtnerbursche kamen, und mir erzählten, daß sie ihren sterbenden Herrn so eben zu den Dominikanern getragen hätten, deren Kloster zunächst an den Busch stößt.

Raphael. Also noch Leben? (ab.)

Sanchez. Ich zweifle sehr, daß noch Rettung möglich sein wird. Wenn aber Menschenhülfe noch etwas vermag, so hat man wohl gethan, ihn zu den Dominikanern zu bringen.

Ein Hofmann. Zu den Dominikanern? Sie meinen vielleicht, um Donna Leonore zu ſchonen und von dem ſchrecklichen Anblick . . .

Sanchez. Das nicht allein.

Der König. Aber wie ſo denn?

Sanchez. Unter dieſen Vätern, Sire, iſt ein ſehr würdiger Greis, ein gewiſſer Bruder Ambroſio, der bei uns unter dem Volke und bei den Mohren ſelbſt unter den Fürſten als ein Wunderthäter in der Heilkunſt berühmt iſt.

Der König. Und von dem Manne hör' ich erſt heute!

Sanchez. Er hat ſich ſehr viel unter den Mohren aufgehalten und erſt ſpät dem Kloſterleben gewidmet.

Der König. Bei den Mohren? und iſt bei den Mohren berühmt? dann verdient er es zu ſein.

Sanchez. Sie hatten vortreffliche Aerzte. Einer der erſten, der große Sadi von Toledo, war Ambroſio's Freund. (Raphael kommt zurück.)

Raphael. Es iſt keine Hoffnung mehr!

Der König. Wie, Raphael? Sie können doch noch nicht nach dem Hauſe des Grafen . . .

Raphael. Dahin wollt' ich, Sire, als ein Anblick mir aufſtieß — o ein Anblick, der die Vorübergehenden in Bildſäulen verwandelt, dem Barbaren Huldigung und dem fühlloſen Pöbel menſchliche Thränen abzwingt. Die Tochter des Erſchlagnen — Leonore naht, um die Rache des Geſetzes über den Mörder herabzurufen.

Der König. Ueber ihren Geliebten!

Raphael. Gott im Himmel! — Nein, nein! ich geſteh' es jetzt; dieſe Menſchen begreif' ich nicht. Ich ſtehe wie hingebannt in einen Zauberzirkel, wo eine unbekannte

Kraft mit den Geſetzen der Natur ſpottet und die Erfahrungen der Jahrtauſende Lügen ſtraft. (Er ſchauert plötzlich zuſammen und verhüllt ſich. Leonore, die aufgetreten iſt, wirft ſich dem Könige zu Füßen.)

Leonore. Gerechtigkeit, Sire! Gerechtigkeit! (Diego eilt von einer andern Seite herein und kniet ebenfalls.)

Diego. Gnade! Gnade, mein König!

Leonore. Auf meinen Knien . . .

Diego. Ich, ich bin der Thäter!

Leonore. (Mit ſchwächerer Stimme.) Gerechtigkeit!

Diego. Nur einen Augenblick . . .

Der König. Stehn Sie auf, Gräfin, und auch Sie, Diego. Jedes Mittel, die Handlung Ihres Sohnes zu rechtfertigen, ſoll Ihnen unverletzlich geſichert bleiben; aber dieſer Unglücklichen gebührt der traurige Vorzug, zuerſt zu reden. (Diego ſteht auf. Leonore ergreift die Hand des Königs, der ſich über ſie herabbeugt, um ſie aufzuheben, und umſchließt ſie mit beiden Händen.)

Leonore. Laſſen Sie mich knien. Hier iſt die heilige Stätte, ſagt man, die kein Verbrecher betreten darf, und dies, dies iſt die Hand des Mannes, den die Unglücklichen ihren Schutzgott und die Waiſen ihren Vater nennen. — Gott ſei gelobt! hier darf ich wieder athmen. Draußen. — (Mit einer Art von Grauen) ach! draußen raucht es von Mord und wo ihr hintretet, da rieſelt das Blut euch nach! So ſah ich es hinſtrömen — gräßlich! gräßlich! — ſo hielt ich ſeine Hand, aber er ſah mich nicht! die Hand war ſtarr, und ſein Auge dem Fliehenden nachgewandt!

Raphael. O! das iſt mehr als entſetzlich! (Leonore erſchrickt bei dieſer Ausrufung und läßt die Hand des Königs fahren.)

Der König. Raphael! lieber Raphael! Wir Alle fühlen mit Ihnen, aber ſuchen Sie ſich zu faſſen und unterbrechen Sie den Lauf ihrer Klagen nicht.

Leonore. (Mit Beſinnung.) Klagen? — Was hab' ich geſagt, mein König? — Nicht um zu klagen — denn wer ſollte den Schmerz der Unglücklichen theilen können, die ihren Vater — ach! einen ſolchen Vater! — ihr Alles, Alles durch Einen Streich verloren hat! — Nicht um zu klagen, bin ich hieher geeilt, nicht um das Ohr des Richters mit weiblichem Gejammer zu ermüden — (ſie ſteht plötzlich auf; dann mit Größe) Don Gomez iſt todt, mein König, er iſt ermordet! Sollte ich mehr ſagen! Kann ich einem Kaſtilier mehr ſagen, ohn' ihn zu beleidigen? Nein! ich bin nicht die Einzige, die dieſer fürchterliche Rodrigo zur Waiſe macht. Von allen Männern, die hier entgeiſtert um mich her ſtehn, iſt nicht Einer, der dem Getödteten nicht ſein Leben oder ſeine Freiheit dankt. Und mitten unter dieſen ſeinen Kindern, mitten im Frieden, vor den Augen der Majeſtät mußt' er fallen, von einem Ehrgeizigen, den er liebte, den er wie das Abbild ſeiner eignen Tugenden im Innerſten ſeines Herzens trug, von einem undankbaren Jüngling hingemordet! — O! daß dieſer Tag dem entſetzlichen Schauſpiel leuchten ſollte! — Es iſt unglaublich! ungeheuer! — (voll Rührung.) Die Wohnung eines Helden, dacht' ich immer, ſollte wie ein Tempel oder der Palaſt eines Königs ein Aſyl ſein, dem nur die Dankbarkeit mit Blumenkränzen nahet, wo die Stimme der Zwietracht verſtummt, wo eroberte Waffen nur zum Zierath glänzen, und die Gefahr, durch ſo viel Schlachten und Wunden abgekauft, ſollte befriedigt vorübergehen! Der Lorbeer, ſagt man, iſt ein heiliger Baum, ihn verſengt kein Blitzſtrahl. Ach!

es iſt ein verrätheriſcher Schmuck, der nur den Räuber anlockt, der durch Heldenarbeit erworben und durch einen Dolchſtoß an den Mörder verloren wird! — Geben Sie Blut um Blut, mein König! Opfern Sie nicht mir, ſondern der Krone, opfern Sie Ihrer Ehre und den Geſetzen das Leben eines Verbrechers, der doppelt ruchlos ſeinem Freunde das Leben und dem Vaterlande ſeinen Schützer geraubt hat!

Der König. Was haben Sie zu erwiedern, Gouverneur?

Diego. Daß Keiner unglücklicher iſt, mein König, als wer ſich ſelbſt überlebt. Der Lohn iſt ſchrecklich, den ein zu langes Alter dem Krieger zubereitet, unentrinnbar das Schickſal! Auf wen es ſeinen Bogen geſpannt hat, den ſchützet nicht die Verborgenheit, nicht die Unſchuld, nicht die Beſcheidenheit ſeiner Wünſche! — Die Aufforderungen meines bedrängten Vaterlandes haben mich ſehr früh zum Manne und Männerarbeiten zum Greiſe gemacht. Die Natur entließ mich! ich nahm ihren Freibrief dankbar an. Sonder Ehrgeiz freut' ich mich meines Ruhmes; denn er war Alles, was ich Rodrigo'n zu hinterlaſſen dachte. Vermehren konnt' ich dies Erbgut nicht mehr; aber als einen Schatz, der unverdient empfangen ihn zu Verdienſten ſpornen ſollte, hofft' ich es ihm heilig und unverletzt zu überliefern. Mein Sohn — dieſer nämliche Sohn, den ſeine Tugend heute zum Verbrecher machte — war mein einziger Stolz; mein einziger Wunſch ein hinreichendes Auskommen um ihn erziehen und einige alte Diener verſorgen zu können; ein Garten mein Wirkungskreis; meine liebſte Trophäe ein Obſtbaum, den ich bei Rodrigo's Geburt gepflanzt, und in den er als Knabe meinen Namen geſchnitzelt hatte. O! ich war glücklich!

die Blüte meiner Jahre hatte ich dem Vaterlande geweiht; eben ſo viele Jahre war ich glücklich. Aber nun hatt' ich auch meinen Lohn dahin. Die Stunde ſchlug, die meinen Ruhm und mich und meinen Sohn verderben ſollte. Wider Willen ward ich auf die Bahn der Ehre zurückgezogen und wie ein Dämon ſtand bei dem erſten Schritte der Unmenſch vor mir, der nun mit Recht die Wildheit ſeines Herzens büßt. Ich ward beſchimpft!

Leonore. Halten Sie ein, Diego! Wer ward zuerſt beſchimpft? Wer war es, der ſeinen Gegner niederträchtig und hämiſch nannte?

Diego. Sie haben Recht. Dieſen Vorwurf verdien' ich. Ich hätt' ihm ausweichen ſollen, ſobald ich ſah, daß Haß und Wuth in jeder ſeiner Adern kochte — daß ein heilloſer Irrthum die Flammen ſchürte — daß er vorſätzlich jede menſchliche Empfindung, wie den Biß einer Natter von ſeinem Herzen abwehrte! Warum konnt' ich das nicht? Ich blieb, und hoffte noch immer, und ſchwatzte, und fing ſelbſt an zu glühen! Ich handelte wie ein Kind, um mit Gewalt zur Empörung gereizt, und dann dafür — wie ein Kind gezüchtigt zu werden. Ich ward mißhandelt! — Ihr ſtaunt mich an, Kaſtilier? — O! Dank, Dank für dieſe Thräne, Moncada! — So iſt es wahr? Ich habe nur mich ſelbſt und nicht die Zeugen meines Ruhmes überlebt? Ha! wolan denn! Ihr Alle, die ihr Diego, den Jüngling kanntet! denkt euch zurück auf das Schlachtfeld, wo ſieben Könige in Feſſeln vor mir knieten und neben ihnen der Knappe Gomez, um den Ritterſchlag von meiner Hand zu empfangen, denkt euch zurück auf die Ebene von Calatrava und ſeht! ſeht! dieſes Haar, das unter dem Helme grau geworden iſt,

dieſe Stirn voll Narben, dieſes Schwert, vor dem die Thore Sevilla's aufſprangen — ſie ſollten, entehrt von eben dieſem Gomez, mit Schand' hinunterfahren in die Grube! Ich kämpft' um den Tod und ward entwaffnet. Jetzt kam mein Sohn. Ich hatt' ihn zum Bürger und nicht zum Barbaren auferzogen, aber er flog. Er kannte ſeinen Feind — und flog. Er wußte, daß er die Tochter ſeines Feindes unglücklich und ſich ſelbſt doppelt unglücklich machen würde, aber er flog! und wehe über Kaſtilien, wenn es verkennt, daß Rodrigo in dieſem Augenblick mehr that, als Gomez und Diego in ihrem ganzen Leben! O nein! — Wenn es denn auch ein Verbrechen iſt, was er begangen hat, ſo kann doch der Donner des Geſetzes auf Niemand fallen als auf mich! Man ſtraft den Arm und nicht das Werkzeug. Ich befahl die That. Verſöhnen Sie dann die verwaiſte Tochter, verſöhnen Sie den Thron und die Majeſtät des Geſetzes mit dem Blut eines abgelebten Alten und ſparen Sie, eben ſo gerecht, als weiſe, dem Vaterland einen künftigen Helden, der ſeinen Antheil an meiner Schuld durch Götterthaten vertilgen wird. Ich ſterbe willig, denn ich ſterbe ohne Schande. (allgemeine Stille.)

Moncada. Mein König!

Der König. Ich kann nicht antworten. Dieſe Thränen zeugen wider mich, indem ſie die Gefühle verrathen, die mich zum Richteramt unfähig machen. Ich werde es in die Hände der Granden niederlegen. Grauſames Schauſpiel! Hier ſteht die Tochter eines Helden, die in dem Jammer der Verzweiflung für einen unerſetzlichen Verluſt eine traurige Genugthuung fordert! — hier ſeh ich den edelſten der Greiſe, durch ein unbegreifliches Vergehen an ſeinem einzigen Heil gekränkt! vernichtet! in ſeinen

eignen Augen ſo tief erniedrigt, daß er es für nöthig hält — ſeine Narben zu zeigen! Mit entnervendem Schauer betracht' ich die ſeltſamen Verhältniſſe, und die Schwäche unſers Geſchlechts iſt Alles, was ich deutlich erkenne.

Leonore. Unglückliche Sterne walten über uns!

Der König. Suchen Sie ſich zu tröſten, meine Tochter! Ueber den Tod Ihres Vaters werden Männer zu Gericht ſitzen, die Zeugen von ſeinem Leben geweſen ſind. Könnt' ich indeſſen Ihren Verluſt auf eine beßre Art verſüßen! Ich würde ihn erſetzen, wenn Vaterempfindungen einen Vater erſetzen könnten.

Leonore. Zuviel für mich, mein König! zu wenig für den Todten!

Dritter Aufzug.

(Im Hauſe des Grafen.)

Rodrigo. Elvire.

Elvire. Aber was wollen Sie, Unglücklicher? Kommen Sie bis hieher, dem Schatten des Grafen zu trotzen? — (zurücktretend) Ich begreif' es nicht. Mir grauet vor der Todtenſtille, die dieſe einſt ſo lauten Säle anfüllt, und wo ich hinblicke, da ſchwebt mir die blutige Geſtalt vor Augen. Was für ein Weſen iſt denn dieſer Mörder, der das Haus des Ermordeten zu ſeinem Zufluchtsorte wählt?

Rodrigo. (finſter lächelnd) Iſt das ſo ſeltſam? der Bann des Schickſals, erzählte man mir in meiner Kindheit, und ich fühle jetzt, daß jedes Mährchen ſeine Wahrheit hat! — der Bann des Schickſals nöthigt die

Geister der Missethäter, die Stätten zu umirren, wo die Schlachtopfer ihrer Verbrechen gefallen sind.

Elvire. Und die Kinder der Erschlagenen zu quälen?

Rodrigo. (zitternd, leise) Wo ist sie?

Elvire. Leonore? (bei Seite) Ha wie er schaudert! diesen Namen darf er nicht mehr nennen. (laut) Und wenn sie nun hier wäre? Oder kommen Sie darum? Wollen Sie, nicht zufrieden mit dem Blute des Vaters, die Tochter durch ihren Anblick tödten?

Rodrigo. O Himmel! — Aber wo ist sie? was macht sie? Sprich! sprich! Lehre mich den ganzen Umfang des Elends kennen, das ich angerichtet habe, und ich will wieder gehen. — Mit welchem Namen nannte sie Rodrigo'n?

Elvire. Auf diese Fragen hab' ich für Rodrigo'n keine Antwort. Er, der so gut wußte, was man einem beleidigten Vater schuldig ist, sollte sich nicht erst erkundigen, was die Tochter eines getödteten macht. — Sie ist im Palaste, wenn Sie's denn wissen wollen. In dem Augenblicke, wo ihr fühlloser Feind noch frei und stolz umher prangt und die ihm gelassene Freiheit mißbraucht, um die Rache herauszufordern, in diesem Augenblicke liegt sie in Verzweiflung zu den Füßen des Königs, um das zu erflehn, was ihr Männer Genugthuung nennt.

Rodrigo. Ha! und darum glaubt sie flehn zu müssen.

Elvire. Aber sie wird bald zurückkommen und wahrscheinlich in der Begleitung von Männern zurückkommen. Wenn Sie also — Was wollt' ich sagen? — Ich Elende! So sehr hab' ich mich gewöhnt, für Sie zu denken und zu sorgen, daß ich auch jetzt Sie noch warne,

da ich Sie festhalten ſollte, um Sie dem Schwerte des Rächers zu überliefern! — der Mann, den Sie ermordet haben, war auch mein Vater. Er hatte mich dem Abgrunde des Elends entriſſen, um mich mit ſeiner Tochter und wie ſeine Tochter zu erziehen. So macht ein einziger Streich Leonoren unglücklich, und mich, und Sie ſelbſt, und auch den, den Sie rächen wollten! O Rodrigo! Rodrigo! was haben Sie gethan!

Rodrigo. Eine That, die ich büßen, aber nicht bereuen darf.

Elvire. Und wenn die That nun unnöthig war? — Trotzen Sie nur nicht, Rodrigo! (auf ſein Schwert zeigend) dieſes fürchterliche Eiſen iſt eine kindiſche Waffe gegen die Pfeile, womit ich mich rächen kann.

Rodrigo. Unnöthig ſagſt du? Ha! ich beſchwöre dich, Mädchen! —

Elvire. (mit verändertem Tone) Ich ſagte nichts. Gehn Sie!

Rodrigo. Nein, nein! du ſollſt richten. Urtheile ſtreng, als meine Feindin — (nach der Stirne fühlend) ich kann nicht mehr urtheilen. Wenn die That unnöthig war, ſo war ſie das abſcheulichſte Verbrechen, das jemals dieſe laſtervolle Erde beſudelt hat. (bitter) Und wahrlich! mir ahnet ſo etwas. O Götter! Götter! was iſt Tugend? und was iſt Laſter? und welchen Lohn bereitet ihr dem Laſter, wenn dieſe gräßlichen Qualen der Tugend folgen? — Kennſt du meinen Vater, Elvire?

Elvire. Von Anſehn. Man ſagt, er iſt ein groſſer Mann.

Rodrigo. Ich bin ſo arm an Gedanken, daß ich ihn nicht einmal loben kann — mein Herz ſchlägt wüthend, und Alles iſt dumpf und dunkel vor meinen Augen —

aber der Name Diego befaßt Alles, was groß und gut iſt. O! ich ſah es ſo deutlich, wie ich dort jetzt die untergehende Sonne ſehe, daß ſein Beleidiger ſterben mußte. Ich ging, und dieſer fiel. Unſeliger Augenblick, der ihn des Lebens und mich der Beſinnung beraubte! Mir war, als ob ich ein ſcheusliches Gelächter hörte, und es ergriff mich wie den Renegaten, der den Himmel abſchwört und ſeinem neuen Gott zu Gefallen das Allerheiligſte mit Füßen tritt. Das Haus des Grafen ſtand hinter mir in Flammen und Leonorens Stimme rief: Hülfe! Hülfe! Ich durfte nicht hinſehn. — Vor einem Augenblick noch Held, floh ich jetzt wie ein Sklave, der das Geklatſch der Geißel hört.

Elvire. (eine Thräne abtrocknend) Bedauernswerther Jüngling!

Rodrigo. Weine nicht, Elvire! der Zuſtand dauerte nur eine Sekunde, wiewohl unſre armſelige Sprache keine Worte hat, um die Gefühle dieſer Sekunde zu erſchöpfen! wiewohl mir noch jetzt das Herz wie unter der Laſt eines höllenwerthen Verbrechens ſchlägt! Ich will dich nicht beſtechen. Mich drängt nur das Bedürfniß, einem Menſchen zu ſagen, was der Menſch iſt. — O Leonore! Leonore! — Stelle dich einmal in ihren Platz, Elvire! der Todte war auch dein Vater. Waffne dich mit ihrem ganzen Haß und ſag mir: gab es einen Ausweg? Wenn ich einmal Diego'n meinen Arm geweigert hätte, wenn ich an meiner Pflicht, an meinem Vater, an meiner eigenen Ehre zum Verräther geworden wäre, mit welcher Stirn hätte ich es wagen dürfen, vor der Edelſten ihres Geſchlechts zu erſcheinen? würde ſie die Größe des Opfers anerkannt, oder die Niederträch-

tigkeit deſſelben verworfen haben? Ha! Leonorens Verachtung wäre der erſte Lohn geweſen, den der treuloſe Sohn gefunden und verdient hätte.

Elvire. Aber, Rodrigo! . . .

Rodrigo. Ich verſtehe dich. Ich konnte mich tödten, um ihn nicht tödten zu dürfen, willſt du ſagen. Und hätt' ich dann weniger elend gehandelt? welchen Denkſtein, glaubſt du, hätte man mir ſetzen müſſen?

Elvire. Den ehrenvollſten in den Augen aller fühlenden Menſchen!

Rodrigo. Auch aller Männer? Auch wenn mein Vater mir die Grabſchrift geſetzt hätte? — Er war kleiner, als ſein Schickſal, würde ſie gelautet haben; um ihm zu entrinnen, floh er wie ein feiger Krieger von ſeinem Poſten.

Elvire. Soll ich Ihnen antworten? Soll ich Ihnen ſagen, daß der Graf entſchloſſen war, feſt entſchloſſen, ſich auf jede Bedingung mit Ihnen zu verſöhnen?

Rodrigo. Entſchloſſen! Ich erinnere mich, ja! bis auf den Augenblick der Probe.

Elvire. Und denken Sie dieſe Entſchuldigungen bei Leonoren geltend zu machen? — Geſetzt auch, daß ſie unwiderſprechlich wären, geſetzt, daß Leonore auf Ihren Anblick vorbereitet wäre, ſo hätten Sie doch beſſer gethan, Ihre Vertheidigung dem Herzen der Beleidigten zu überlaſſen. Schauen Sie um ſich, Rodrigo! Es iſt kaum erſt Nacht geworden. Was müſſen die Menſchen denken, die es geſehen haben, daß Sie in unſer Haus geflüchtet ſind?

Rodrigo. Weiß ich ſelbſt, was ich wollte! Ohne Beſinnung irrt' ich umher. Abgeſchreckt und angezogen, glaubt' ich mich immer weiter zu entfernen, bis ich end-

lich in diesem Zimmer mich wiederfand. Jetzt bin ich hier, jetzt will ich bleiben. Hier ist mein Richtsaal, hier will ich mein Urtheil empfangen. (Ein Schein von Fackeln fällt in das Zimmer, das bis hiehin schwach erleuchtet geblieben ist. Elvire eilt an das Fenster.)

Elvire. Da ist sie! da ist sie! — Gott was soll das werden! — Welch ein Gefolge! Als ob seit dem Tode des Helden die Straßen unsicher geworden wären!

Rodrigo. Ich muß sie sehn, ehe ich sterbe.

Elvire. So kommen Sie! sehn Sie, dort bei der zweiten Fackel! Betrachten Sie dieses leichenblasse Gesicht, und wenn Sie dann noch Muth haben, um hier zu bleiben .... Jetzt tritt sie in die Thür. Don Raphael folgt ihr.

Rodrigo. Er komme. So kann er Zeuge sein, daß Rodrigo's Braut keines Rächers bedarf.

Elvire. Was war das? Wenn ich Sie verstände! (nach einer kurzen Besinnung) Nun ja! Sie sollen sie sehn. Aber jetzt nicht. Ich höre Raphaeln. (sie öffnet eine Seitenthür) Hier! hier! durch diesen Gang in das letzte Zimmer linker Hand. Aber ich beschwöre Sie ... (Rodrigo geht.)

Raphael. (draußen) Elvire!

Elvire. (zieht die Thür wieder zu und steht eine Weile in Gedanken. Raphael tritt auf.)

Raphael. Die Gräfin ist auf ihrem Zimmer, sie wünscht ein wenig auszuruhn. (Elvire ab) Könnt' ich ihr helfen! Könnt' ich Licht und Trost in ihre Seele gießen! — Vergebens! Nichts ist mächtiger als der Mensch, wenn er verderben, nichts ohnmächtiger, wenn er helfen will! — Dies ist nun der Erfolg aller Mühen, aller Aufopferungen, aller Hoffnungen, die ich auf diesen Rodrigo

gebaut hatte! Er liebte ſie nicht; er ſuchte ihre Hand, weil er ſie keinem Andern gönnte. — Ich blinder Thor, wie konnt' ich mich in ihm betrügen! Ich hätt' mein Leben für ihn hingegeben, und doch hatt' ich ſeinesgleichen mehr geſehen. Viel Kopf, noch mehr Muth und deſto weniger Empfindung — Das ſind die Gaben, womit die Natur ein Weſen von ſeiner Gattung ausſtattet. Laßt Ehrſucht ſeine Leidenſchaft werden, und ihr habt einen Helden. Arme Leonore! du forderſt Genugthuung? Menſchen der Art ſind ein Bedürfniß der Krone. Verherrlicht durch dieſen erſten Frevel, der ſeinen Beruf entſcheidet, wird er von Einer That zur andern, von Einem Triumph zum andern .... O es iſt ſchändlich! ſchändlich! — Aber er ſoll nicht! hat nur Diego einen Rächer? Ha! ich fühle mich von Rodrigo's Geiſte beſeelt! — Wenn er nun freigeſprochen ſich dem Volke zeigt und öffentlich den Lorbeer des Ermordeten zur Schau trägt, dann will ich vor ihn treten und als Menſch, als Freund des Grafen eine Genugthuung fordern, die kein Richter ihm erlaſſen kann. (Er will gehn. Leonore begegnet ihm. Er kömmt mit ihr zurück) Wie iſt Ihnen, Gräfin?

Leonore. Wie im Traume. Die Einſamkeit iſt mir fürchterlich und mitten unter Menſchen bin ich einſam. Alle Szenen dieſes ſchrecklichen Tages gehn in unaufhörlichem Wechſel vor mir vorüber; alle Werke klingen wieder in meiner Seele. — Ich bin vergebens bei dem Könige geweſen. Ach! ich ſah es mit meinen Augen, wie Diego's Vertheidigung alle dieſe Männer überwältigte.

Raphael. Sie ſelbſt ſchienen mir einmal wie betroffen zurückzutreten.

Leonore. Ein Gärtchen war ſein glücklicher Wir-

kungskreis, ein Obſtbaum ſeine ſchönſte Trophäe! — Eine ſeltſame Rührung ergriff mich, als er es ſagte. — Ja! ich vergaß in dem Augenblick, daß dieſer Mann den Tod meines Vaters befohlen hatte.

Raphael. So ſehr hat ihre ſchöne Seele ſich gewöhnt, mit Andern und für Andere zu fühlen!

Leonore. Ach Raphael! Es iſt nicht wahr, daß das Unglück ſeine Leute wählt und Niemandem Laſten auflegt, die er nicht Kraft zu tragen hat. Die Streiche, womit es mich verfolgt, ſind tödtlich! — Bald von einem Strom von Gedanken überwältigt, verliert mein Geiſt ſich in ein dumpfes Hinſtaunen — So ſaß ich eben auf meinem Zimmer — dann wogt es mir wieder wie Feuer vom Herzen, das Bewußtſein kehrt zurück und meine Seele ſtrebt, die fremden grauſamen Verhältniſſe zu durchdringen, bis eine neue Fieberangſt mir wieder Athem und Beſinnung raubt! In dieſem Taumel — ſollten Sie es glauben? — in dieſem Wahnſinn bin ich zu der Thür meines Vaters hingeeilt. Ich klopfte an, um mit Entſetzen zurückzuprallen.

Raphael. Theuerſte Gräfin!

Leonore. O es iſt ſchrecklich, ſich ſo mit einmal allein zu ſehn! Denken Sie daran, Don Raphael, und ſeien Sie doppelt mildthätig, wenn Ihnen irgendwo eine Waiſe begegnet. — Was war ich und was bin ich jetzt! Ich hatte einen treuen Führer, an deſſen Hand ich ſtill und ſicher durch das Leben ging. Da kam ein Anderer, der ſeine ſüße Sorg' ihm abzunehmen verſprach. Ich ſtreckte ihm die Hand entgegen. Er ſchlug meinen Führer und nun ſteh ich verlaſſen in der öden grauenvollen Wildniß!

Raphael. Nicht ſo, Leonore! Sie thun Ihrem Schickſal Unrecht und verkennen einen Freund, der einen

Tropfen Troſt für Sie mit ſeinem Herzblut kaufen möchte!

Leonore. Laſſen Sie uns beten. Dort oben iſt Troſt und ein reicher Born der Erquickung.

Raphael. Sie weinen? O! geſegnet ſei die lindernde Thräne der Wehmuth, aber Weh über den Unmenſchen, der ſie aus dieſen himmliſchen Augen preßt!

Leonore. Er hat viel Glück auf Ein Mal vernichtet!

Raphael. Er würd' eine Welt voll Glückes in den Staub treten, um ſich auf ihren Trümmern zu erheben. O! ich kenn' ihn jetzt. Sein Inneres liegt vor mir, wie ein aufgeſchlagnes Buch.

Leonore. Und dennoch .... (ſie ſtockt.)

Raphael. Das weiß ich. Ha! das weiß ich. Dennoch können Andre aus ihrem Geſichtpunkt anders ſehen. Man kann ſein Verbrechen über den Hoffnungen vergeſſen, die man ſich von einem ſolchen Jüngling machen darf. Was läßt die Zukunft nicht von dem erwarten, deſſen erſter Schwertſtreich den Kriegesgott Kaſtiliens niederſtreckte!

Leonore. Es wäre möglich, meinen Sie, daß er losgeſprochen würde?

Raphael. Von den Richtern, die der König wählen wird, ja! aber nicht von den Freunden des Vaterlands, nicht von denen, die Ihren Vater kannten und bewunderten, am wenigſten von denen, die wiſſen, wie er gegen dieſen Rodrigo geſinnt war. Verlaſſen Sie ſich auf mich, Gräfin! Mein Arm ſoll ihn rächen, oder mein Tod ihm andere Rächer wecken!

Leonore. (bei Seite) Ich Unglückliche!

Raphael. Wenn die Gerechtigkeit ihre Pflicht nicht thut, ſo fällt das Recht der Wiedervergeltung zurück in die Hände des Bürgers.

Leonore. Aber, Don Raphael! . . . .

Raphael. Noch darf nichts geſchehn, das iſt ſicher. Sie haben Ihre Rechte dem Richterſtuhl übergeben, darum müſſen wir den Ausſpruch desſelben abwarten. Bevollmächtigen Sie mich nur, dann und auf den Fall Genugthuung zu fordern, wenn der König ſie Ihnen verweigern ſollte.

Leonore. Meine Wünſche begleiten Sie! — (Raphael ab.) — Meine Wünſche! Wünſche, vor denen ich erſchrecke, die mein Angeſicht flammenroth färben! (Elvire kommt.)

Elvire. Nun, Leonore? Sie ſchienen mich vorhin nicht zu verſtehn, als ich Sie bat, mich von dem Erfolge Ihrer Bemühungen zu unterrichten. Ich hoffe doch, daß die Geſinnungen des Königs, ſo wie die des ganzen Hofes, Ihren Forderungen entſprochen haben werden?

Leonore. (Nach einer Pauſe, während welcher ſie Elviren ſcharf anſieht.) Wie kannſt du daran zweifeln? Selbſt Raphael, Raphael, der dieſen Morgen Rodrigo's Freundſchaft nicht theuer genug kaufen zu können glaubte, findet ſeine That ſo empörend! ſo ſcheuslich! — Und doch, Elvire! — wer ſollt' es denken? — doch gab es Einige, die mir widerſprochen haben würden, wenn ihre innerſten Empfindungen ſich laut geäußert hätten — die meinen Jammer mitfühlten, ohne meine Rachbegierde zu theilen — die den Mord verwünſchten und den Mörder — entſchuldigten!

Elvire. Gewiſſermaßen . . .

Leonore. Und es waren Kaſtilier!

Elvire. Ohne Zweifel; nur Kaſtilier können Rodrigo'n beurtheilen.

Leonore. Es waren Menſchen, die Alles, was ſie beſitzen, dem Getödteten ſchuldig ſind!

Elvire. Wenn aber dieſe Menſchen ſich nicht äußerten . . .?

Leonore. Ach! du verſtehſt mich nicht. — Geh! geh! — Ich bin nicht werth, daß ein Menſch an mir Antheil nimmt.

Elvire. Wohin eilen Sie, Leonore? Können Sie Elviren verkennen. Ich weiche nicht von Ihnen. In meinen Buſen ſollen Sie Ihren Kummer ausſchütten.

Leonore. So lerne denn den ganzen Umfang meines Elends kennen. Nur verſprich mir, nicht zu erſchrecken.

Elvire. (halb laut) Gott! ich errath' es!

Leonore. (mit niederzuckendem Blick) Wir waren lange gute Nachbarn, Elvire, die einander nichts geheim hielten, die zwei Dächer, aber nur Eine Wohnung hatten — wirſt du nicht flüchten, wirſt du dich auch meines Frevels theilhaftig machen wollen, wenn du ſiehſt, daß ich — einen Mörder beherberge!

Elvire. (ſie umarmend) Meine Freundin!

Leonore. Wirſt du? du wankſt, du verwirfſt mich; dein Stillſchweigen ſpricht mir das Urtheil!

Elvire. (die Eine Hand emporſtreckend.) So vereint treff' uns der Donner, wenn es ein Frevel iſt, das Liebenswürdige zu lieben.

Leonore. (zurücktretend) Nicht ſo, Unglückliche! Mich ſchaudert vor deiner Freundſchaft.

Elvire. Aber mich nicht vor ihrer Schuld.

Leonore. Ja! ich lieb' ihn, Elvire! ich lieb' ihn noch, wenn ich es Liebe nennen darf, was mir im Buſen wüthet und mein verbrecheriſches Herz zwiſchen dem edelſten der Väter und ſeinem Mörder theilt! — O! zürne nicht, wenn Leonore dich noch kümmert, zürne nicht, Geiſt

des Gefallenen! — Ich war ja doch immer eine gute Tochter! — Nicht wahr, Elvire? Nun, so sag mir: was ist es, das die Herzen der Menschen unwiderstehlich wendet und unsere Kräfte nach Willkür spannt und abstimmt? — Entsetzen und endloser Jammer, Empörung und Rachbegier trieben mich zu dem Palast des Königs; doch ach! statt meines Feindes stellte sein grauer Vater sich mir entgegen, und diesem Manne gegenüber entwaffnete mich das Mitleid. Wehmuthsvolle Gedanken, Gedanken über die Macht des Schicksals und die Schwäche der Sterblichen drängten sich vor meine Seele. Meine Augen wurden naß; in milder Klarheit dämmerte wieder Rodrigo's Bildniß vor mir auf, und die verrätherische Leidenschaft sprach lauter, als Diego, zu seiner Vertheidung?

Elvire. Und dies ist nun die Schuld, deren Sie sich anklagten? Dies ist das Ungeheuer von Sünde, vor dem ich zurückbeben sollte? Ach! wenn es ein Verbrechen ist, seinem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so mag ich die Tugend nicht kennen lernen.

Leonore. Gerechtigkeit sagst du?

Elvire. Ja, Gräfin. Sie brauchten Rodrigo'n nicht zu lieben, um in dem ersten Moment der wiederkehrenden Besinnung auf den Gedanken zu gerathen, daß seine Schuld unmöglich so groß sein könne, als — sein Verbrechen.

Leonore. Ziemt es mir, das zu untersuchen?

Elvire. Es ziemt jedem Menschen, in welchen Verhältnissen er auch gegen den Unglücklichen stehn mag. Leonore! ich würde Sie strafbar nennen, wenn Sie nicht Rache über Rodrigo'n gerufen hätten; aber ich würde Sie fliehen . . .

Leonore. Schweig, Verrätherin! Iſt es dir nicht genug, daß du dieſe unglücksvolle Liebe nährteſt, bis ſie mir unentbehrlich wurde — unentbehrlich wie die Hoffnung des Himmels! mußt du auch jetzt noch in meiner Pflicht mich irre machen?

Elvire. Ich kenne keine Pflicht, die Sie nicht ſchon erfüllt hätten. Und wer iſt denn am Ende der Geſetzgeber . . .

Leonore. Die Ehre — Rodrigo ſelbſt. Unterſuchte Rodrigo, eh er ſeinen Vater zu rächen eilte? und ich ſollte ruhen, ſo lange das Blut des meinen um Rache ruft? Unterhandeln mit ſeinem Mörder?

Elvire. Sie haben ihn angeklagt. Sie haben Ihre Sache dem Monarchen übergeben. Was können Sie mehr thun? Was können Sie mit Ihrem weichen Herzen mehr thun, ohne ſich ſelbſt unglücklicher zu machen, als ihn?

Leonore. Ihn verfolgen, ihn zu Grunde richten — mit ihm ſterben!

Elvire. Schreckliche Pflicht! Doch wenn es denn Pflicht iſt, ſo laſſen Sie das, was ich geſagt habe, vergeſſen ſein. Ich wollte Sie beruhigen, nicht Sie irre machen. — Kommen Sie in meine Arme, Gräfin! — O! könnt' ich mit einem Kuſſe meine ganze Seel' und neuen Lebensmuth in Ihren Buſen ausſtrömen! Könnten Sie an dem Schlage meines Herzens geſunden! (indem ſie den Arm auf Leonorens Schulter legt, erſcheint Rodrigo.)

Leonore. O ihr Mächte des Himmels!

Elvire. Der Unſinnige! ich bin verloren!

Leonore. Weg, Verführerin! war es das, was du vorbereiten wollteſt?

Rodrigo. (der ſich genähert hat und vor ihr niederkniet) Leonore!

Elvire. (Leonoren unterſtützend) Haben Sie Erbarmen, Rodrigo!

Rodrigo. (ſchauernd in ſeiner vorigen Stellung) Und ich bin der Gegenſtand dieſes Abſcheus! Man bebt zurück vor dem Schall meines Trittes. Entſetzen geht vor mir her, wie vor dem Mörder, den Gott gezeichnet hatte. Leonore! bin ich keines Blickes mehr würdig? Keines einzigen, haßvollen Blickes?

Elvire. Der erſte Mörder war minder hartherzig, als Sie ſind. Fliehen Sie, Raſender! Was wollen Sie aus ihr machen? Sehen Sie dieſe blaſſen bebenden Lippen!

Rodrigo. O! ſie reden laut und ſchrecklich zu meinem Herzen. Bin ich denn wirklich ſo entſtellt? Kann die Tugend ſo ſcheuslich machen? — Nein! ich hab' es einmal gewagt. Ich werde nicht weichen, bis dieſe blaſſen Lippen ſich geöffnet und Tod oder Leben über mich abgeſprochen haben.

Leonore. (vortretend) Das iſt zu viel. So hören Sie denn, Elender, daß ich noch ſtark genug bin, Verachtung mit Verachtung zu vergelten.

Rodrigo. (aufſtehend) Vergelten!

Leonore. Welch ein verworfenes Geſchöpf muß ich in Ihren Augen ſein, daß Sie es jetzt noch wagen, die Schwelle dieſes Hauſes zu überſchreiten!

Rodrigo. Verachtet man einen Feind, dem man kniend Genugthuung anbeut?

Leonore. Elvire, komm!

Rodrigo. Leonore! — Wenn Sie die Tochter des Grafen ſind, wenn Pflicht und Ehre Ihnen gebieten,

den Schatten des Todten zu verſöhnen, ſo entfernen Sie ſich jetzt nicht!

Leonore. Ha! was war das? (Elvire geht langſam ab.)

Rodrigo. Verſtanden Sie mich nicht, Leonore?

Leonore. Nur gar zu wohl. Sie wollten Tod oder Leben — Leben von der Hand der Unglücklichen, der Sie die Wonne des Lebens geraubt haben.

Rodrigo. Sagt' ich ſo? Sagt ich das wirklich? O! ſo war es doch wol nicht die Verlängerung eines elenden Daſeins, was ich meinte. Wie konnten Sie mich mißverſtehn, Leonore? — Sind Sie auch das dem Todten ſchuldig? Nein! das Leben hat nur darum einen Werth für mich, weil ich es Ihnen zum Opfer bringen kann. In jenen Augenblicken, wo eine tyranniſche Fügung mir gebot, auf Don Gomez das Schwert zu richten, in jenen ſchrecklichen Augenblicken war es mein einziger Troſt, die Erfüllung dieſes Gebots nicht überleben zu dürfen. Rodrigo leben! Rodrigo athmen in einem Luftkreis, wo Leonorens Seufzer ihn verklagen! Zwar mußt' ich handeln, wie ich handelte...

Leonore. Sagen Sie das dem Könige. Wenn es das Bewußtſein Ihrer Tugend iſt, was Sie kühn genug macht, mir unter die Augen zu treten, warum ſtellen Sie ſich nicht Ihrem Richter? — Wenn Sie Rodrigo ſind, ſo gehn Sie! Leonore befiehlt es Ihnen. — Ach! der Rodrigo, den ich mir einſtens dachte, der nicht mehr iſt und vielleicht niemals war, der Rodrigo würde keinen Zufluchtsort und am wenigſten in dieſem Hauſe geſucht haben!

Rodrigo. Mein Urtheil iſt gefällt, Leonore! Ein

höheren Richter, als der, vor welchem Sie mich anklagten, die Liebe, hat mir den Stab gebrochen. Nur noch Eine Bitte! Sie sollen nichts thun, was die Tochter des Grafen entehren könnte. Nur Antwort auf eine Frage, von der das abhängt, was ich Tod oder Leben nannte, von der es abhängt, ob ich mit Ergebung in mein Schicksal oder in Verzweiflung enden soll! — Leonore! — Hassen Sie mich, Leonore? Sie schweigen. Ist auch diese Frag' ein Verbrechen? Ist es ein Verbrechen, daß ich darum herkam? — Der rauhste Missethäter besteigt das Blutgerüst nicht, ohne zu dem Volke zu reden. Er murrt nicht über die Härte seines Urtheils; ihn verlangt nach dem Ende seiner Qualen. Nur zu dem Herzen der Beleidigten hat er noch ein Wort zu sprechen, und reicht dann gelassen sein Haupt hin. Soll der Liebende allein des letzten Trostes entbehren?

Leonore. (seitwärts tretend) So wollen Sie mich denn zwingen . . .

Rodrigo. Entledigen Sie sich meiner Gegenwart! Beschleunigen Sie den Augenblick, wo mein Blut den Geist des Grafen versöhnen soll! — Bei Gott! Was ich verlange, ist nicht Wunsch meines Stolzes; es ist ein Nothschrei der unterliegenden Natur. Ich hab' ein Recht es zu fordern.

Leonore. Rodrigo! (sie will sich entfernen.)

Rodrigo. (ergreift ihre Hand) Gräfin! Ich lasse Sie nicht, Gräfin!

Leonore. Wo bin ich? Himmel! Elvire!

Rodrigo. Hassen Sie mich, Leonore?

Leonore. Was machen Sie, Unglücklicher? Gehen Sie! ich bitte, ich beschwöre Sie. Soll ich . . . . ach! Sie kennen den ganzen Umfang Ihrer Thorheit nicht!

Wenn Jemand geſehen hätte . . . . . wenn zufälliger=weiſe . . . .

Rodrigo. Sein Sie ruhig. Und hätte das ganze Volk mich in Ihre Thür treten ſehen, ſo wird die Ver=läumdung es doch nicht wagen, einen Schatten von Ver=dacht auf Leonorens Ehre zu werfen, und hat ſie es ge=wagt — an meiner Bahre verſtummen. Nur Antwort! Ein Wort, ein Blick entſcheide mein Schickſal! Haſſen Sie mich Gräfin? (er läßt ihre Hand fahren.)

Leonore. Daß ich mich vergäße, mit Ihnen über den Werth und Unwerth Ihrer That zu rechten! Sind Sie der Mann, der an Billigkeit Anſpruch machen darf? Haben Sie der Stimme der Vernunft Gehör? Barbar! dann lebte mein Vater. O mein guter Vater! er war bereit, die Hände zu Allem und ſelbſt zu dem zu bieten, was ihr Männer ſonſt ſo ſchwierig findet. Die Vermitt=lung des Königs . . .

Rodrigo. Genug! dies Wort iſt genug, Leonore! War Vermittlung möglich, ſo müſſen Sie mich haſſen, ſo verdien' ich den Namen eines Mörders. — Ha! wolan denn! — Zwar hätt' ich Ihnen noch Manches zu ſagen. Zwar, wenn ich Ihren Vorwurf entkräften wollte, ſo durft' ich Ihre Augen, die jetzt ſo ſtarr auf Einen ſchreck=lichen Gegenſtand geheftet ſcheinen, nur für einen Mo=ment davon abziehn, um Ihnen meine Lage zu ſchildern, die Sie ſich noch nicht gedacht haben und nicht denken konnten. Meine Freude, als ich von hier nach dem Pa=laſte flog! Mein Entſetzen, als ich dem Greiſe begegnete, der todtenbleich, entgeiſtert, mit dumpfer bebender Stim=me mir zurief: Ich bin beſchimpft! mißhandelt! Meine Verzweiflung, als ich mich nun zu der Wahl genöthigt

sah, Leonoren eine tödtliche Wunde schlagen, oder diesen Greis der Schand' überlassen zu müssen! — O! wer mir die Möglichkeit einer Vermittlung gezeigt hätte! — Man wollte Vermittlung, ja! aber eine solche, die entehrender gewesen wäre, als die Beleidigung selbst. — Doch wozu das? Sie dürfen mir nicht glauben. Sie müssen mich hassen. So rächen Sie denn Ihren Vater, wie ich den meinen rächte. Ich wandte mich nicht erst an den König, um von einer langsamen Gerechtigkeit eine Genugthuung zu erflehen, die ich mir selbst verschaffen konnte — (er zieht und überreicht ihr kniend sein Schwert.)

Leonore. (zurückschwankend) Wehe mir!

Rodrigo. Tochter des Erschlagenen!

Leonore. Sein Blut klebt an diesem Eisen.

Rodrigo. Ich will es rein waschen in dem meinigen.

Leonore. (mit einer Bewegung, als ob sie ihm in den Arm fallen wollte) Rodrigo!

Rodrigo. (aufstehend) Genügt dieses Opfer seinem Schatten nicht? Ist mein Blut nicht hinreichend, wenn es nicht durch den Henker vergossen wird?

Leonore. (auf ihn zueilend, indem er sich durchbohren will) Rodrigo!

Rodrigo. (das Schwert entfällt ihm, er drückt sie an seine Brust) O ihr Götter! sie liebt mich! sie liebt mich noch!

Leonore. (von ihm wegtaumelnd) Was hab' ich gethan! — Verbirg dich, Elende, wo die Strahlen des Tages dich nicht finden! — Es war nicht genug, daß ich seine Gegenwart duldete, nicht genug, daß ich ihm ein gar zu williges Ohr lieh; statt den Mörder zu tödten, umarmt' ich den Unglücklichen, den ein gemeinschaft-

liches Schickſal mir noch theurer macht! — Rodrigo! — Hören Sie das Geſtändniß meiner Schwäche! Ich bin nicht unbefangen genug, Sie zu beurtheilen, nicht ſtark genug, Sie zu ſtrafen. Ihre Anklägerin aber werd' ich bleiben. Hoffen Sie keine Schonung, bis alle Mittel erſchöpft ſind. Männer, die meinen Vater gekannt haben, werden über Sie zu Gerichte ſitzen, um die Größe Ihres Verbrechens an ſeinen Verdienſten zu meſſen. Seine Freunde werden ſich waffnen. Vertheidigen Sie ſich. Vergeben Sie Ihrer Sache ſo wenig, als ich der meinen, und wenn Sie dann unterliegen, ſo ſage Ihnen die Erinnerung dieſes Augenblicks, daß Leonore — Sie nicht überleben kann. (ſie eilt mit einer ſchnellen Wendung von ihm weg, allein indem ſie abtreten will, vernimmt man ein entferntes Getöſe; ſie bleibt ſtehn; der Lärm wächst) was iſt das? Hören Sie das? Elvire! Elvire!

Rodrigo. Eine Trommel — dies Geſchrei —

Leonore. Horch! Horch! verwirrte, gräßliche Stimmen!

Rodrigo. Ha! wenn es wäre, was ich glaube! (mit wilder Freude) Die Mohren . . .

Elvire. (hereinſtürzend) Jeſus Maria! Wir ſind verloren! Alle verloren!

Rodrigo. Sind ſie gelandet?

Elvire. Sie landen! ſie landen! das wehrloſe Volk — o! helfen Sie! (ſie greift ſein Schwert von dem Boden auf) Hier! hier! das Volk in Verzweiflung ruft Ihren Namen und den Namen des Grafen und fordert ſein Leben oder ſeine Tapferkeit von Ihnen.

Rodrigo. So lebe denn wohl, Leonore!

Leonore. Leb wohl auf ewig! Wir dürfen uns hier nicht wiederſehn.

Rodrigo. (mit dem Schwert gen Himmel zeigend) Aber dort! (man hört die Sturmglocke.)

Elvire. Gott erbarme sich unser!

Rodrigo. Unsre Brautglocke tönt. Aufs Wiedersehn dort oben!

Straße. Nacht.

(Der Sturm schlägt noch zu Zeiten an. Kampfgetümmel in der Ferne. Einige Fackeln erscheinen im Hintergrunde. Diego. Bewaffnete Bürger, von denen einige ihn unterstützen.

Erster Bürger. Hier ist Ihre Wohnung, edler Greis. Gehn Sie hinein. Sie bedürfen der Ruhe. All Ihre Glieder schaudern vor Mattigkeit.

Diego. O wenn es das nur wäre! Ich würde noch Ein Mal die ganze Stadt durchlaufen, wenn ich Hoffnung hätt', ihn zu finden. Mein Sohn! mein unglücklicher Sohn! Er ist ermordet und Sevilla's Untergang folgt dem seinen!

Zweiter Bürger. Gott erhalte Sie, Gouverneur! Wir müssen zurück. (ab.)

Dritter Bürger. Der Streit wird immer lauter, schrecklicher. (zu den Uebrigen) Bleibt nicht zu lange, Nachbarn! (ab.)

Diego. Brave Männer! — daß ich euch folgen könnte, mit euch zu siegen oder zu sterben! Ich kann nicht. Verzweiflung wirft mich nieder. Er ist ermordet!

Erster Bürger. Sie wollen mir also nicht glauben, Don Diego? Man hat ihn vor einer halben Stunde noch gesehn.

Diego. Vor einer halben Stunde?

Erſter Bürger. Wie ich ſage. Einer meiner Freunde hat ihn vor ſeinen Augen hinein gehn ſehn. In das Haus des Grafen, mein' ich.

Diego. Was ſagſt du? Wo? in das Haus des Grafen? (kopfſchüttelnd) Ha, guter Freund! du biſt bei einem Pfaffen in die Lehre gegangen; du weißt, daß Kinder und Narren deſto leichter glauben, je abenteuerlicher man das Mährchen macht. Ach! wenn er noch lebte, ſo wüßt' ich, wo er wäre. Rodrigo's Platz iſt mitten im Schlachtgewühl. Wer führte den Haufen, dem ihr folgtet?

Erſter Bürger. Don Arias.

Diego. Don Arias iſt tapfer, aber wäre Rodrigo an ſeiner Stelle, ſo würde man ſehen, daß der Ueberwinder des Grafen ihn auch zu erſetzen weiß. Welch eine Gelegenheit für ihn, um ſeine Anklägerin verſtummen zu heißen, und die Strenge ſeiner Richter durch Heldenthaten zu entwaffnen!

Erſter Bürger. So wahr ich lebe, das könnt' er!

Diego. Nicht wahr? O denkt euch, liebe Leute!..

Ein anderer Bürger. Wir müſſen gehn, Gouverneur! Wollen Sie nicht . . .

Diego. In das Haus? ohne Rodrigo'n? Um Alles nicht. Geht, geht! ich dank' euch. (er ſetzt ſich vor die Thür) Hier will ich die Mohren erwarten.

Erſter Bürger. Aber was meinten Sie . . .

Diego. Mehr als zwanzig — das wollt' ich ſagen — mehr als zwanzig Ritter hatten ſich vor einer Stund' in meiner Wohnung verſammelt. Sie waren gekommen, um meine Schmach zu rächen, und ſo groß ihre Zufriedenheit war, als ſie den Tod des Grafen hörten,

so groß war ihre Begierde, dem jungen Sieger Glück zu wünschen. Ich schwamm in Freuden, denn ich erwartete ihn jeden Augenblick; Rodrigo erschien nicht. Ich sollt' ihm nicht danken! nicht die Hand an mein Herz drücken, die mir das Leben wieder erkämpft hat! Indessen brach die Nacht herein, und ein Gewühl entstand auf allen Gassen. Sie landen! rief man, der Fluß wimmelt von Fahrzeugen. Verrath! schrie ein Andrer, sie bemächtigen sich des Hafens. Jetzt hätte Rodrigo kommen müssen. Er würde sich an die Spitze der Ritter gestellt haben, und wir zitterten jetzt nicht mehr für Sevilla. Meine Freunde theilten meine Ungeduld. Sie eilten hinaus, um ihn zu suchen oder ohne ihn zu fechten. Ich blieb anfangs zurück, aber bald wurde mir das Haus zu enge. Verzweiflung trieb mich ihnen nach. Ich lief durch die Stadt, befragte Jeden, stürzte mich ins Gedränge des Volks — ach!

Erster Bürger. Ihre Freunde . . .

Der andre Bürger. Still! still! ich hörte rufen.

Erster Bürger. Ihre Freunde werden ihn indeß gefunden haben, und vielleicht kämpfen sie jetzt wirklich unter seiner Anführung.

Eine Stimme außer der Szene. Hieher, meine Brüder! Wir können hier durch nach dem Hafen!

Diego. (sich aufraffend) das ist Einer, das ist Einer von meinen Freunden!

Der andre Bürger. (blickt in eine Seitenstraße hinaus) Gott sei gedankt! hier kommt Hülfe! welch eine Schar von Kriegern! Ein stolzer Haufen.

Rodrigo. (außer der Szene) Voran, Kastilier! folgt mir! Das Loos des Vaterlands hängt an diesem Augenblick. (er tritt auf. Ein Zug von Bewaffneten hinter ihm.)

Diego. (auf ihn zueilend) Rodrigo! Rodrigo! (er umarmt ihn) So lebst du doch noch! ſo hab' ich dich endlich wieder, meine Stütze, mein Rächer, mein Erretter! (Rodrigo ſucht ſich loszumachen) Ha! ich laſſe dich nicht aus meinen Armen, genieße deines Siegs, eh du zu neuen Siegen fliegſt. Berühre dieſe grauen Haare, denen du ihre Ehre wiedergegeben haſt!

Rodrigo. Mein Vater!

Diego. O! vergifte mir meine Freude nicht! Dieſen Augenblick nicht! Was ſoll das? Du wendeſt dein Antlitz. Gereuet dich deine That, Rodrigo?

Rodrigo. Fragen Sie nicht, mein Vater! — Doch nein. — Den Krieger, der für Ehr' und Recht ins Treffen eilte, gereuet der große Gang nicht, wenn er nun verſtümmelt auf dem Wahlfeld liegt. Aber warum ſeine Wunden berühren? Warum ſie reizen, wenn man ſie nicht heilen kann?

Diego. Ich verſtehe dich.

Rodrigo. Und du weißt, daß der Hafen ſo eben erſtürmt iſt? Lebe wohl, mein Vater! (er will gehn.)

Diego. Nein ſo nicht! ſo bei Gott nicht! Es gilt gegen die Mohren und du haſt nichts, als dieſes Schwert, zur Vertheidigung? Gott ſei mit euch! Ritter! Rodrigo bleibt.

Rodrigo. Mein Vaterland ruft mich.

Diego. Wer ſo bewaffnet gegen ſolche Feinde zieht, der ſucht etwas anders als den Sieg.

Rodrigo. (geht voran, doch langſam, im Kampfe mit ſich ſelbſt.)

Diego. (mit angſtvoller Stimme) Rodrigo! — Befehlen kann ich dir nicht mehr. Aus einem Gläubiger bin ich dein Schuldner geworden. Gebrauche denn deine Freiheit.

Rodrigo. (ſich umwendend) Mein Vater! (der größte Theil der Ritter geht ab. Zwei eilen in Diego's Wohnung. Verſchiedene bleiben mit den Bürgern)

Diego. Ich ſchenkte dir das Daſein; du haſt mir Alles geopfert, warum es dir werth war. Befehlen kann ich dir nicht mehr, aber höre die Stimme deines treuſten Freundes! Gib mir Antwort, Jüngling! — Iſt die Handlung ſtrafbar, die du begangen haſt? Schlug ſie deinem Bewußtſein eine Wunde, die nimmer heilt und keine Berührung verträgt?

Rodrigo. Auf dieſe Frage hab' ich ſchon geantwortet. Nein.

Diego. So biſt du auch nicht unglücklich. So iſt es Feigheit, den Tod zu ſuchen. So rinnt dir noch ein Quell, aus dem du Geduld und Labung ſchöpfen kannſt, bis die Ruhe endlich wiederkehrt, und der Weg des Lebens, der dir jetzt eine brennende Wüſte ſcheint, dem unbefangenen Sinn eine neue lachende Ausſicht darbeut. Und ſie wird wiederkehren. Auch mir, Rodrigo! — Ach du weißt, daß es nicht das Alter iſt, was meine Haare vor der Zeit gebleicht hat! — Auch mich drängte das Schickſal oft, mich der Verzweiflung in die Arme zu werfen. Ich habe Hauptſchlachten verloren, deren Verantwortung auf mich allein zurück fiel, und wenn es dir unerträglich dünkt, die Liebe eines einzigen Geſchöpfs verwirkt zu haben, ſo hätten die Seufzer ſo vieler Witwen und Waiſen, zu Einem gräßlichen Fluch vereinigt, deinen Vater längſt zur Gruft hinunter donnern müſſen. (Die Ritter, welche in das Haus gegangen waren, kommen zurück und bringen Schild und Helm) Du warſt größer als ich im Handeln, ſei nicht kleiner im Dulden! (indem Rodrigo ſich waffnet, kommen Andre vom Kampfplatze zurückgeeilt.)

Ritter. Zu Hülfe! zu Hülfe! Noch ein Augenblick und es iſt um Sevilla gethan!

Ein Anderer. Don Arias iſt eingeſchloſſen. Ein Schwarm von Feinden iſt über die Mauer eingedrungen, indeß er gegen die Flotte kämpfte.

Rodrigo. (zieht und eilt vorauf.)

Alle. Fort! Fort!

Diego. Zum Siege!

Vierter Aufzug.

(Im Hauſe des Grafen.)

Leonore. Elvire.

Elvire. So hoch war die Gefahr geſtiegen, als Rodrigo den Streitenden zu Hülfe kam. Es ſchien keine Rettung mehr möglich; aber kaum hörte man ſeine Stimme, kaum wurde man der neuen Kämpfer anſichtig, die unter ſeinem Befehl heranſtürmten, und die Verzweifelten gewannen wieder Muth. Die Sieger wurden beſiegt. Ihre Schiffe, mit unermeßlichem Raube beladen, wurden Rodrigo's Beute, zwei ihrer Könige ſeine Gefangenen.

Leonore. Du ſprichſt wie begeiſtert, Elvire!

Elvire. Bin ich nicht auch unter den Geretteten? Seh ich nicht mich und meine Leonore und Alles, was mir theuer iſt, der drohendſten Gefahr entriſſen? — Wir ſind befreit! Das Verderben iſt mit der Nacht verſchwunden! Sevilla ſteht noch und iſt ſtatt eines Aſchenhaufens ein Schauplatz des Triumphs geworden! Dies iſt der Text des Jubelliedes, das von Aller Lippen ſchwebt und in Aller Herzen wiederklingt! Ich ſtimme nur ein in die allgemeine Freude. Sehn Sie einmal hinaus. Das ganze

Volk ist auf den Straßen versammelt, und alle diese Tausende, die hier in wilder Bewegung durcheinander schwärmen, dort in Gruppen gedrängt und durch ein gemeinschaftliches Glück verbrüdert sich die Hände drücken, sind eben so viele Herolde von Rodrigo's Thaten. Sobald ich aus der Thür trat, stand eine dichte Meng' um mich her. Man war begieriger zu erzählen, als ich zu hören, und so hört' ich zu wenig, weil ich zu viel hören sollte.

Leonore. Und er ist nicht verwundet, sagst du? wahrlich! dann hat man Ursache zu erstaunen. Wer ist dieser Einzige, der in Einer Nacht so viele Wunder wirkt und den sein Glück nöthigt, da, wo er den Tod sucht, die Lorbeern der Klugheit einzuernten? — Mag Sevilla's Schutzgeist oder sein eigner ihn geschirmt haben, der Himmel zeigt, daß er ihn zu etwas Außerordentlichem bestimmt hat.

Elvire. Vielleicht hat die Gelegenheit, sein Vaterland und Leonoren zu retten, ihn mit dem Leben wieder ausgesöhnt. Indessen ist es so, wie Sie sagen. Man bewundert nicht allein seinen Muth, sondern auch seine Klugheit. Nie wurden verzweifelte Maßregeln mit größerer Einsicht genommen und nie mit größerer Kühnheit ausgeführt.

Leonore. Der letzte Held ist immer der größte; er ist der Erbe aller seiner Vorgänger. So urtheilt das Volk, und die Verständigen stimmen mit ein, eben weil sie — verständig sind; denn wer darf die Menge daran erinnern, daß ihr Urtheil eben so ungerecht als sinnlos ist? daß Rodrigo ein Gott sein müßte, um in einer Stunde mehr zu thun, als ein Andrer in zwanzig Jahren? daß er endlich nichts mehr gethan hat, als mein Vater gethan haben würde?

Elvire. Kein Andrer, als Rodrigo ſelbſt.

Leonore. Wie, Elvire?

Elvire. Er durfte dieſe Wahrheiten ſagen und that es wirklich. — Ein zalloſer Haufen hatte ihn von dem Kampfplatz nach Hauſe begleitet. Seine Freunde riethen ihm, ſogleich zu dem Monarchen zu gehn, um mit dem Danke für ſeine Thaten ſeine Losſprechung zu erhalten. Zugleich riefen ſeine Gefangenen einmal über das andre: man möge ſie durch Niemand, als durch ihren Sieger, dem Könige überliefern laſſen. Die Krieger wollten ihn auf ihren Schilden hintragen. Rodrigo ſah ſchweigend und immer finſtrer in die Runde. Wenn ich Lohn verdient habe, ſagte er alsdann, ſo werd' ich ihn in den Armen meines Vaters finden: der Beifall dieſes Mannes iſt das Ziel meines Ehrgeizes. Der König hingegen darf mir nicht danken, viel weniger mich losſprechen. Sein Vaterland ſchützen iſt die Pflicht jedes Bürgers; es war die meinige doppelt, da ich es zuvor ſeines Schützers beraubt hatte. Eure ausſchweifende Dankbarkeit aber beleidigt mich, denn ſie iſt Undankbarkeit gegen größere Verdienſte; ſie beweiſet, daß Ihr bereit ſeid, einen Mann, den Ihr viele Jahre lang bewundert habt, über den Helden des Augenblicks zu vergeſſen. Nein! fuhr er fort, ich habe mich nur zu lange der Freiheit bedient, welche die Gerechtigkeit mir gelaſſen hat. Von nun an ſoll ein freiwilliges Gefängniß den Geſetzen und meiner Anklägerin für ihre Genugthuung haften. Bei dieſen Worten erblickt' er ſeinen Vater, der freudetrunken herzugeeilt kam. Er umarmt' ihn, übergab ihm ſeine Gefangnen, um ſie nach dem Palaſt zu bringen, und zog ſich in ſeine Wohnung zurück.

Leonore. Das iſt Rodrigo!

Elvire. Und ich sollt' ihn nicht bewundern? Gestehn Sie mir, was Sie fühlen, Leonore! Sagen Sie laut, was dieser schwellende Busen und diese gen Himmel gerichteten Augen mir verrathen!

Leonore. Liebe Elvire! —

Elvire. Ach! was die Männer glücklich sind! Sie allein dürfen menschlich fühlen, denn sie nur dürfen handeln, wie sie fühlen. Sie sind Sklaven der Ehre, doch gehorchen sie nur Einem Herrn; uns ängstet auch der Wohlstand' durch tyrannische Gesetze.

Leonore. Was hilft die Freiheit, wenn die Macht uns fehlet! Kann der Mann das Geschehne ungeschehen machen? Der Pfeil ist abgeschossen; er fliegt zum Ziel, wenn ich auch den Bogen zerbreche.

Elvire. Machen Sie Frieden mit Rodrigo'n und Ihrem Herzen. Geben Sie den Gedanken auf, ihn ferner zu verfolgen . . .

Leonore. So wird die Gerechtigkeit ihr Rachschwert niederlegen. Und das soll sie nicht. Er soll gerichtet, und kalt und streng gerichtet werden. Dann will ich Frieden machen, dann darf ich's und dann — werd' ich nicht können! Du staunst? Du erschrickst? So weißt du nicht Alles, was geschehn ist? Ich erzählte dir doch von Raphaeln, wie sehr er über Rodrigo'n erbittert war . . .

Elvire. Ach ja! ich dacht' es gleich, daß Niemand härter urtheilen würde, als dieser kränkliche Unglückliche! Aber wie? Raphael?

Leonore. Er erbot sich, mich zu rächen, sobald es ausgemacht sei, daß ich von dem Könige keine Genugthuung zu erwarten habe.

Elvire. Gerechter Himmel! und dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen!

Leonore. So folgt Ein Mißverſtändniß dem andern! ein Gräuel dem andern! — O daß ich fern von dieſen Menſchen wäre! — Frieden, ſagſt du? Ach Frieden! wo werd' ich ihn wiederfinden? Ich könnte dieſe Stadt verlaſſen, wo jeder Stein eine Trophäe meines Feindes geworden iſt; aber wehe mir, wenn ſelbſt die Wüſte mir ein Sevilla wird, und wehe Rodrigo'n, wenn der Friede, den ich ihm laſſe, demjenigen gleicht, den ich mit mir nehme! — Doch ja! ſo ſei es. Ich will noch einmal zu dem Monarchen gehn. Wahrſcheinlich find' ich dort Den Raphaeln. Ich will meinen Auftrag zurücknehmen, um ihn zu einem andern zu verpflichten. Er war ein Freund meines Vaters; er kannte ihn ganz und bewunderte ihn. Beſſer als ich wird er im Stande ſein, die Verdienſte des Todten den Richtern vor die Seele zu rufen. Ich vergebe alſo der Sache meines Vaters nichts, wenn ich ſie ihm als ein heiliges Vermächtniß, als einen letzten Willen übertrage. Dann bin ich frei. Dann iſt das einzige Geſchäft vollbracht, das mich noch an dieſe Erde bindet.

Elvire. (in Thränen.) O ich begreif' es! Ich ſehe, wohin das führt!

Leonore. Nicht ſo. Elvire! Im Grabe iſt Ruh, aber — das dürfen ja nur Männer! — Erinnerſt du dich des Kloſters von Val—merena, wo wir vor einigen Jahren einen zauberiſchen Frühling zubrachten? Wie fühlten wir uns ſo ganz verwandelt, als wir zuerſt den Fuß in jene heiligen Mauern ſetzten! Dieſe ſchauerhafte Luft! Dieſe Stille! Dieſe ſanfte Trauer! Ach! wenn das Nachgefühl jenes Augenblicks in mir auflebt, ſo wird mir's, wie dem lechzenden Wandrer, der einen Quell von ferne rauſchen hört. — Dort iſt der Zufluchtsort der unglücklichen Liebe. Andacht und Einfalt wohnen dort, ſchweſterlich vereinigt,

unter dem Panier des Glaubens. Die Welt liegt hinter ihnen, wie ein abgerißnes Eiland. Das Gewühl der Menſchen, die Poſaune des Ruhmes, und der Zwietracht Lärmtrompete verhallen jenſeits des Meeres; kein Lüftchen reicht herüber, um das Andenken der alten Stürme zu erneuern und die Ruhe des Himmels ſenkt ſich in Herzen nieder, die ganz dem Himmliſchen geweiht ſind.

Elvire. Und Ihre Freundin? Ihre Elvire, die ohne Sie nicht leben kann, wird die Ihnen folgen dürfen? — Sie ſchweigen? — Ach! es iſt ausgemacht, daß ich Ihnen nichts mehr bin. So ſelbſtſüchtig macht das Unglück!

Im Palaſte.

Der König. Hofleute. Don Arias mit einem Gefolge von Rittern.

Der König. (zu Arias und den Rittern, die herein kommen) Willkommen! Herzlich willkommen, tapfre Vertheidiger des Vaterlandes! So iſt es mir doch endlich vergönnt, die Helden dieſer unſterblichen Nacht zu ſehen, und meine Freude über unſre Rettung mit Denjenigen zu theilen, denen wir ſie ſchuldig ſind! Aber warum jetzt erſt? Und warum entzieht ſich Rodrigo meinem Danke? Iſt das Großmuth? An einem ſolchen Tage darf keine unangenehme Empfindung die Harmonie des Jubels unterbrechen. Will man mir alſo vielleicht auch das Gefühl erſparen, daß jeder Ausdruck zu ſchwach und jede Macht zu arm iſt, um ſolche Verdienſte zu belohnen?

Einer der Ritter. Die Schuld iſt nicht unſer, Sire, wenn wir ſo ſpät erſt unſre Pflicht erfüllen. Im Triumph, als Boten des Sieges, wären wir hieher geeilt,

hätte die Widerſpenſtigkeit Rodrigo's, ohne den wir nicht gern erſcheinen wollten, uns nicht zurückgehalten.

Arias. Jetzt kommen wir als beſchämte Krieger, die das ganze kleine Verdienſt, was ſie ſich durch ihren guten Willen vielleicht erworben hatten, durch Unvorſichtigkeit wieder verwirkt haben. Wir wollten retten. Aber ſtatt zu retten, ſtürzten wir uns und Alle, die mit uns waren, in's Verderben. Eine übermenſchliche Tapferkeit war nöthig . . .

Der König. Ich weiß, lieber Arias, daß Sie ſich in der verzweifeltſten Lage befunden haben. Von dem Ganzen weiß ich indeß ſo wenig, alle Erzählungen ſind ſo verwirrt, ſo widerſprechend, ſo voll von unglaublichen Ereigniſſen, daß ich Sie nothwendig um eine umſtändliche Nachricht bitten muß.

Arias. Es ſollte mich nicht wundern, wenn kein einziger Augenzeuge im Stande wäre, die blutigen Auftritte befriedigend zu ſchildern. Diejenigen, welche fochten, konnten den vielfältigen Wechſel des Kriegsglücks nicht bemerken; die unglücklichern Menſchen hingegen, die durch das Geſchrei der Streitenden und das Geklirr der Schwerter geweckt, an ihre Fenſter eilten, mußten vor Entſetzen wieder zurückprallen, Tauſende gegen Tauſende gedrängt, die Wuth eines ganzen Krieges in Eine Straße zuſammengepreßt, und das gräßliche Schauſpiel theilweiß erleuchtet durch den Schein der Mordfackeln und die Lohe, die hier und dort ſchon aus den Dächern emporſtieg — dies iſt das Bild des erſten Gefechtes, das auf dem Wege von dem Marktplatz zu dem Hafen vorfiel. Dorthin hatt' ich mit allen meinen Gefährten mich locken laſſen, ohne eine andre Gefahr zu ahnen, als die ſich mir von vorne

darbot. Aber nur gar zu bald wurde ich meines Fehlers inne. Ein brüllendes Triumphgeschrei, das hinter unserm Rücken sich erhub und von der andern Seite beantwortet wurde, verkündigte uns, daß die Kriegslist gelungen sei. Wir waren eingeschlossen, und was unsern Schrecken vermehrte, das war der Anblick jenes tapfern Seeräubers, der unter dem Namen: der König des Meeres so bekannt ist. Hassan von Tunis war an der Spitze unsrer neuen Feinde. Seine riesenmäßige Gestalt und die Wuth, womit er angriff, verriethen ihn. Wir mußten unsre Stärke theilen. Die Eine Hälfte meines kleinen Heeres wandte der andern den Rücken zu und strengte dreimal ihre ganze Kraft an, um nach dem Marktplatz durchzubrechen. Dreimal wurden wir zurückgetrieben. Nun folgte Verzweiflung der Wuth. Zwischen dem Geraſſel der Klingen hörte man nichts als ein dumpfes Geknirsch und das Geröchel der Sterbenden. Entsetzlicher Augenblick! Ich war mitten unter die Feinde gerathen und freute mich, daß der Zufall einen Tod beschleunigen zu wollen schien, der mein einziger Wunsch geworden war. Auf einmal hören wir Trompeten und Trommeln. Ein anderes Geschrei erhebt sich. Rodrigo's Name schallt bis an den Himmel; wir Alle jubeln wieder: Rodrigo! Hassan war ebenfalls im Rücken angefallen und die Eine Schlacht nahm eine dreifache Gestalt an. Aber nur für einen Moment! Mit neuer Kraft beseelt drangen wir durch und reihten uns zu den Helden, die unter der Anführung unsers Retters herbei geflogen waren.

Einer der Ritter. Eine Minute später, und wir wären im Gedräng' erstickt. Jetzt athmeten wir wieder und hatten Gelegenheit uns zu rächen; oder vielmehr unsre Rächer zu bewundern. O! daß das Dunkel der

Nacht einen großen Theil der Thaten verhüllen mußte, die jetzt geschahn! Sie wären würdig gewesen, einen lichthellen Schauplatz und einen Kreis von Königen zu Zuschauern zu haben!

Arias. Rodrigo war allgegenwärtig wie der Tod. Hassan fiel unter seinen Streichen, und nachdem er diesen Beweis seiner Tapferkeit abgelegt hatte, wandt' er sich eilig nach mir zu, um ihm eine Probe seiner Klugheit beizufügen. Rächen Sie sich jetzt, Don Arias, sagte er; lassen Sie mich diesen wilden Haufen zurücktreiben und suchen Sie indessen List mit List zu vergelten und das Gefecht zu entscheiden, wie Sie es begonnen haben. Dann schwang er sein bluttriefendes Schwert wieder gegen die Mohren, die mit ihrem tapfersten Kämpfer ihren Muth verloren zu haben schienen. Nach einem kurzen Widerstande wichen sie in die Straße zurück, durch welche sie heraufgedrungen waren. Allein sie waren darum noch nicht überwunden. Wenn ich nach der Dauer des Kampfes, nach der Menge der Todten und nach den letzten Anstrengungen der Mohren, die ich gesehen habe, schließen soll, so müssen sie sich mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung gewehrt haben. Selbst vor dem Hafen, wohin sie endlich zu fliehen gezwungen wurden, wollten sie sich noch einmal in Schlachtordnung stellen; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihre Schiffe bereits — in den Händen des Feindes sahen? Ich hatte Rodrigo's Wink verstanden. Anstatt mit ihm vereinigt den Fliehenden nachzusetzen, hatt' ich mich mit einem zahlreichen Haufen in die Straße Domingo begeben, um durch diesen Umweg ihnen in die Seite zu kommen, oder, nach Gelegenheit, mich ihrer Flotte zu bemächtigen. Ein unerwartetes

Glück begünstigte die letztere Absicht. Die Mohren, grade so unvorsichtig als ich, waren ihrer Eroberung gewiß genug gewesen, um, so zu sagen, die Brücke hinter sich abbrechen zu dürfen. Sie hatten nur wenig Mannschaft bei den Schiffen zurückgelassen, und diese Wenigen waren gerade mit Plündern beschäftigt. Indessen sie also neue Schätze zusammenrafften, erbeuteten wir die ihrigen, und so kam es, daß die Andern, als sie endlich dem spanischen Ungestüm nicht mehr widerstehen konnten, sich ihrer letzten Zuflucht beraubt sahen. Bei dieser Entdeckung sanken ihnen die Schwerter aus den Händen. Ihre Könige gingen, wie auf eine genommene Verabredung, zugleich auf Rodrigo'n zu, und so groß war ihre Ehrfurcht vor dem tapfern Jüngling, daß sie, die Hände über der Brust gefalten, sich vor ihm niederwarfen und ihn mit einem Namen nannten, der in ihrer Sprache Alles was Macht und Größe heißt, in sich vereinigt.

Der König. Ihren Cid! Auch in der Unterredung, die zwischen mir und Ihnen vorfiel, hießen sie ihn nicht anders, und unter diesem Namen wird ihn die Welt noch ehren, wenn von der Stadt, welche der Schauplatz seines Muthes war, vielleicht nichts als das Andenken mehr übrig ist. — Haben Sie Dank für Ihre Erzählung, Don Arias! (er drückt ihm die Hand.) Für das, was Sie gethan haben, darf ich Ihnen nicht mit Worten danken. Ich will mich darum auch in keine Untersuchung einlassen, um die Verdienste des Mannes zu würdigen, der, nach Rodrigo's Ausdruck, das Gefecht begonnen und entschieden hat. Ich will nicht fragen: Wie stark Ihr erstes Gefolge war und wie viel Heldenmuth also dazu gehörte, ihn zu beginnen! Ich will nicht bemerken, daß es Rodrigo'n unmöglich gewesen wäre, den

Strom zurückzutreiben, wenn dieſer nicht ſchon zuvor einen Damm gefunden hätte. Davon ein andermal! — Doch ſagen Sie mir jetzt: wo bleibt Rodrigo? — Es mag immer ein neuer Beweis ſeiner Seelengröße ſein, daß er ſich hartnäckig weigert, in der allgemeinen Freude ſeine Losſprechung zu erkennen; aber es liegt ein — ich weiß nicht was — in ſeinem Betragen, was es mir unmöglich macht, es ganz zu billigen.

Arias. Bei jedem Andern, mein König, würd' ich es ſtolze Demuth nennen. Er hat ſich in ſeine Wohnung begeben und geſchworen, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis er vor Gericht gerufen werde.

Don Sánchez. Andre Umſtände werden ſeinen Entſchluß verändern. Ich glaube ein Mittel zu beſitzen, Sire, um den Eigenſinn dieſes Jünglings zu beſiegen, der ſo kalt und ſelbſtgenügſam allen Beifall zu verſchmähen ſcheint. Der untheilnehmende Stolz, womit er ſich aus dem frohen Gewühl des Volkes in ſeine Wohnung, oder vielmehr von allen Menſchen ab- und in ſich ſelbſt zurückgezogen hat, iſt eine Folge ſeiner unglücklichen Liebe, ſeiner Verzweiflung. Man zeige ihm Hoffnung, und er wird ſeine feindſeligen Gelübde vergeſſen.

Der König. Sie glauben alſo, daß auch in dieſer Rückſicht noch Hoffnung für ihn vorhanden ſei?

Sanchez. Eigentlich bin ich nicht der Einzige und auch nicht der Erſte, der dieſes glaubt. Der kleine Gonſalez hat mir darüber eine eben ſo frohe als ſeltſame Vermuthung mitgetheilt. — Dieſer Gonſalez, Ritter, iſt ein Sohn des braven Pedro von Gardinara, der in der letzten Seeſchlacht den Sieg mit ſeinem Leben bezahlte.

Der König. Ein muthiger, herrlicher Knabe, in dem die Tugenden ſeines Vaters wieder aufleben.

Arias. (zu den Rittern) Wir haben ihn dieſe Nacht auf der Straße geſehen. Er hätte gern mitgefochten.

Sanchez. (lächelnd) Kein Menſch in Sevilla, der ſo viele und mitunter ſo halsbrechende Geſchäfte hat, als Gonſalez. So eben, wie ich vor dem Palaſte ſtehe und noch dies und das mit einem Bürger ſpreche, kömmt er wie im Fluge die Terraſſ' herunter und ſpringt, als er mich ſieht, zur Seite, um nicht aufgehalten zu werden. Ich fang' ihn beim Arm; er beſchwört mich im Namen Rodrigo's und Leonorens, ihn loszulaſſen. Dann erzählt' er mir in der größten Eile, daß er Diego'n und den gefangenen Feldherrn nachgefolgt ſei, um zu ſehen, wie man dieſelben aufnehmen und was man mit ihnen anfangen werde. Nun habe der König ſie ſo behandelt, daß ſein Betragen ihnen ihr Schickſal hätte erleichtern müſſen, wenn ein ſo großes Unglück erleichtert werden könne; indeſſen ſei die Unterredung nur kurz geweſen, und wie Diego aus dem großen Saal getreten ſei, ſo habe ſich vor der Thür ein Mönch ſehen laſſen, der dem Alten gewinkt und ihm mit großer Wichtigkeit etwas in's Ohr geſagt habe, worüber dieſer vor Freuden außer ſich gerathen ſei. Ein Dominikanermönch! rief er, ein Mönch aus dem nämlichen Kloſter, wohin man den Grafen getragen hat! — Und was ſchließeſt du daraus! Was haſt du nun vor? fragt' ich. Ich eile auf einem andern Wege zu dem Kloſter, ſo daß ich dort zugleich mit Diego'n ankomme, ſagt' er, und wenn es wahr iſt, was ich denke, ha! wenn es wahr iſt, ſo will ich — bei Leonoren den Botenlohn verdienen.

Arias. Wie, um des Himmels willen, Don Sanchez! Sie laſſen ſich glauben machen ... Unmöglich!

Wenn nur noch ein Schein von Hoffnung übrig geweſen wäre, und man hätte das der Tochter, dem Monarchen, den beſtürzten Sevillern vorenthalten, ſo verdienten dieſe Väter, daß man ihnen die Händ' auf den Rücken bände, um ſie bei einem Friedensſchluß den Mohren in den Kauf zu geben.

Der König. Nein, lieber Sanchez! dieſe Hoffnung iſt ſo — wie ſoll ich ſagen? —

Sanchez. So luſtig, Sire, daß ſie bei einem verſtändigen Manne nur an einem ſolchen Tage Eingang finden kann. Indeſſen . . . (Gonſalez kommt geſprungen) So wahr ich leb'! hier iſt er. Gonſalez! Gonſalez! Du rennſt ja, als ob du um eine Krone Wette lieſſt.

Gonſalez. (außer Athem) O mein König! — Ich falle — ich vergehe! — (Arias reicht ihm die Hand entgegen; er faßt ſie mit beiden und lehnt die Wange darauf, um wieder Luft zu ſchöpfen.)

Arias. Hole nur ſo viel Athem, daß du mit einer Sylbe ſagen kannſt —

Gonſalez. Nein! ach nein! Ich bin nicht hingeweſen. Ganz etwas Anders! — O mein König! — Verzeihung, daß ich ſo hereinſtürze. — Schicken Sie geſchwind Don Arias nach Diego's Hauſe! Und mit bewaffneter Macht! mit Vielen! Er allein kann nichts ausrichten. Geſchwind, Don Arias! eilen Sie! — Rodrigo — o Gott! ſo eilen Sie doch, Don Arias!

Mehrere. Rodrigo?

Arias. Knabe! du befiehlſt wie dein Vater.

Gonſalez. Befehlen? Nennen Sie es ſo, nur eilen Sie und laſſen Sie mich meine Befehle vor dem König rechtfertigen. Don Raphael und Rodrigo ſind im Zweikampf.

Alle. Don Raphael? (Arias ab. Mehrere folgen ihm)

Der König. Was sagst du? Don Raphael und Rodrigo?

Gonsalez. Don Raphael von Monventura. O! er ficht vortrefflich; aber wenn Don Arias nicht früh genug dazu kommt, so wird er fühlen, an wen er sich gewagt hat.

Der König. Ist es möglich, daß der Wahnsinn sich auch dieses Menschen bemeistert hat! — Das ist ein Irrthum. Die Eile hat dich getäuscht, kleiner Mann.

Gonsalez. (gereizt) Bei Gott, mein König! dann verdient' ich ja . . .

Sanchez. So erzähle denn endlich!

Gonsalez. Sobald Sie wollen. (gegen den König) Ich war Willens, Sire! von hier nach dem Dominikanerkloster zu gehen, um . . . Doch, das wird Don Sanchez ja nicht verschwiegen haben. Unterwegs also ward ich eines großen Schwarms junger Herren ansichtig, die wie es schien, etwas besonders Lustiges im Schilde führten. Ich schloß das aus ihren Geberden und dem Lärm, den sie machten, und wurde in dieser Meinung bestärkt, da ich den tollen Alvarez an ihrer Spitze sah.

Sanchez. Wer ist das nun wieder? Vielleicht Moncada's Aeltester?

Gonsalez. Der Sohn von Don Moncada, ja! den heißt man so. Eigentlich ist er so wenig toll, als andre Menschen, aber was man so nennt, etwas wüst und wild. Ein Mensch, der oft berauscht ist, ohne getrunken zu haben, hört' ich neulich von ihm sagen. Dieser Schwarm nun hielt endlich vor Diego's Wohnung, um Rodrigo'n, dem Cid, dem Kriegsgott Kastiliens, wie sie ihn nannten, ihre Glückwünsche darzubringen, und ver-

langte mit Ungeſtüm, daß er zu ihnen auf die Straße kommen ſollte. Seid ihr Herolde des Gerichts? fragte Rodrigo, der ſich oben am Fenſter zeigte. Alvarez ſchlug ein unbändiges Gelächter auf. Was iſt hier zu richten? Wer ſoll dich richten? Doch nicht die Kaſtilier, denen du Freiheit und Leben gerettet haſt? Alſo die Mohren! Aber wo denn? Doch nicht in Sevilla, das ohne dich in einen Aſchenhaufen zuſammengeſtürzt wäre!

Sanchez. Es iſt wenigſtens Witz in dieſer Tollheit.

Gonſalez. (mit ſteigendem Pathos) Und hätteſt du einen Heiligen erſchlagen — zeig' uns Denjenigen, der dich jetzt noch in Anſpruch nehmen will, und wir werden ihm ſo vollgültige Genugthuung geben, daß ihn nie wieder die Luſt anwandeln ſoll, bezahlte Schulden einzufordern. Wer iſt es? — Donna Leonore! ſchrie Raphael, der zufällig herbeigekommen war. Mit blitzenden Augen drängt' er ſich durch den Haufen, um Rodrigo'n anzuſprechen. Ein abſcheulicher Lärm ließ ihn nicht zu Worte kommen. Vergebens winkte Rodrigo. Vergebens rief er: Höret ihn! höret Monventura!

Sanchez. Der Edle!

Der König. Er bleibt ſich gleich.

Gonſalez. Höret den braven Monventura! Endlich ward es ſtiller, ſo daß man Raphaeln wieder verſtehen konnte.

Der König. Und?

Gonſalez. Ich weiß es ſehr gut, ſagte er, daß Don Fernands ganzes Gebiet eine Freiſtätte für den Mörder des Grafen iſt, daß Leonorens Thränen zu nichts dienen ſollen, als die Triumphe des Ruchloſen zu verſchönern; aber gerade deswegen ſteh ich hier, bevollmächtigt durch die Freundſchaft, die mich mit dem Ermordeten

verband, bevollmächtigt zur Rache durch den Auftrag der Tochter . . . Bei dieſem Worte verſchwand Rodrigo vor dem Fenſter und ſchnell, als hätt' er ſich herausgeſtürzt, ſtand er unten. Du bevollmächtigt durch Leonoren? Don Raphael ſah ihn grimmig an. Ja, ſagt' er, Leonore befahl mir, ſie zu rächen, ſobald ich gewiß ſein könne, daß von der Gerechtigkeit keine Genugthuung mehr zu erwarten ſei. Rodrigo zog. Die Jünglinge wollten dazwiſchen treten; er donnerte ſie zurück. Hinweg! wenn ihr Ritterſöhne ſeid, rief er . . .

Der König. Es iſt genug! — Don Raphael rächt jetzt ſeinen Freund — um wieder von einem andern gerochen zu werden! — O über dieſe unſelige Ritterſchaft! — Man nennt mich einen glücklichen König. Kann Kaſtilien glücklich ſein, ſo lange Jeder ſein eigener Richter und die Gerechtigkeit eine Magd iſt, der man viel Ehre erweiſt, wenn ſie der Rachgier zur Frohne dienen darf? — Verſuch es Jemand, den Raſenden das Schwert zu entreißen, um es der Hand des Geſetzes zu überliefern — mit Gut und Blut werden ſie den Wahn barbariſcher Väter gegen die Anſprüche der Vernunft vertheidigen! — Geh braver Gonſalez! wenn es Arias gelingt, ſie zu trennen, ſo wird er Beide zu mir führen. Geh und gib mir Nachricht, ſobald du ſie kommen ſiehſt. (Gonſalez geht, kommt aber gleich darauf wieder.)

Gonſalez. Gräfin Leonore. (ab)

Der König. (nach einer Pauſe) Immer unbegreiflicher; Raphael im Kampfe für Leonoren und Leonore hier? Was kann ſie wollen? Was kann ſie bei mir und in dem nämlichen Augenblicke wollen, da ſie ihre Anklage durch Selbſtrache zurücknimmt? (Leonore kommt) Treten Sie näher, Gräfin! Nur halten Sie's

dem Könige zu gute, wenn Ihr Freund Sie nicht ohne Befremdung empfangen kann.

Leonore. Ich zittre. Was kann ich verbrochen haben? — Ach! so war das Maß meines Elends denn nicht voll genug, daß ich auch noch das Letzte, was mir übrig war, das Wohlwollen meines Königs verlieren mußte! — Ich verstehe Sie, Sire! Ich entdeckte ja die nämliche Befremdung in den Augen Aller, die mir begegneten, als ich in diesem Gewande durch die Straßen ging!

Der König. Bemerkten Sie nichts weiter als Befremdung?

Leonore. (unbefangen) Auf meinem Wege nichts, als eine Menge von Menschen, die sich einander zu ihrer Rettung so herzlich Glück wünschten, daß ich ganz die Härte des Schicksals fühlte, welches mich Verlassene zwischen Rodrigo'n und die Dankbarkeit seiner Mitbürger stellt. — Ein ganzes Volk, wie zu einem Jubelfeste vereint zu sehen, das Entzücken in jedem Blicke zu lesen, und dann dazwischen treten zu müssen, wie die Göttin der Zwietracht in die Zirkel eines Hochzeitsmahles — diese Lage, mein König, ist für ein empfindliches Herz zu drückend, als daß ich nicht den Versuch machen sollte, ob ich mich ohne Verletzung meiner Pflichten davon befreien kann. In dieser Absicht wag' ich mich noch Ein Mal vor das Angesicht des Monarchen. Ich komme, einen Sachwalter zu suchen. Die Helden Kastiliens, die Männer, welche ich hier versammelt sehe, werden sich doch nicht Alle weigern, die Sache eines Mannes zu übernehmen, an dessen Seite so Viele von ihnen zu dem Tempel der Ehre schritten, und da ich nichts verlang' als Gerechtigkeit . . .

Der König. Halten Sie ein, Leonore! Beſinnen Sie ſich einmal einen Augenblick, ob Sie mit Wahrheit ſagen können, daß Sie nichts verlangen und nichts — verlangt haben, als Gerechtigkeit?

Leonore. Ja, Sire! und eben deswegen muß ich meinem Wunſch noch eine Bitte beifügen, die in meinem Munde vielleicht ſeltſam klingen mag. Ich wünſchte den Folgen eines Auftrags vorzubeugen, den ich einem Freunde meines Vaters nicht verweigern konnte.

Der König. Nicht verweigern konnte! Er wollt' ihn alſo? Don Raphael forderte dieſen Auftrag.

Leonore. (voll Beſtürzung) Don Raphael? — Gott, Sie wiſſen ja . . .

Der König. O! ſo hätt' ich Unrecht, auf Sie zu zürnen!

Leonore. Daher alſo — Wehe mir! ſollt' er jetzt ſchon —

Der König. Freuen Sie ſich, Gräfin, daß ich es früh genug gewahr wurde, um einer neuen Mordthat vorbeugen zu können.

Leonore. Ach! ich bin auch gar zu unglücklich!

Gonſalez. (der zurückkommt) Es iſt geſchehn! Ich wollte Don Arias nacheilen; aber ich war kaum in der erſten Straße, da ſah ich ihn ſchon von weitem kommen.

Der König. Mit Rodrigo'n und Raphaeln.

Gonſalez. Nein! Don Raphael allein mit dem Schwert in der Hand. Ein Haufen Volks war um ihn und Viele riefen: Rodrigo! Rodrigo!

Der König. Und was iſt denn nun geſchehen? — Gonſalez! Gonſalez! es iſt gut, eifrig in ſeinem Dienſt zu ſein, doch daß du wieder zurückläufſt, ohne dich zu erkundigen — ohne einmal zuzuhören! ob das Rufen ein

Freudengeſchrei oder das Zeichen eines unglücklichen Ausgangs ſei, das gefällt mir nicht.

Gonſalez. (der Leonorens heftige Bewegung ſieht, beinahe weinend) Ach Sire!

Der König. Aber das Unnatürlichſte iſt uns immer das Liebſte. Wir ſuchen das Schreckliche, um es, noch ſchrecklicher, zu verbreiten.

Leonore. Gott erhalte Sie, mein König!

Der König. (ſie zurückhaltend) Meine Tochter!

Gonſalez. Darf ich reden? Ich habe thöricht gehandelt und wahrſcheinlich hab' ich fehlgeſchloſſen. Aber ich kann doch Recht haben, und dann möcht' ich der Gräfin nicht rathen, in dieſem Augenblick auf die Straße zu gehn. — Das Volk wird wüthend ſein.

Leonore. (mit einem kaum ſichtbaren Lächeln, dem ein Strom von Thränen folgt) Und wär' es denn mehr als billig, wenn auch Rodrigo ſeinen Rächer fände?

Gonſalez. (leiſe, doch dringend zu dem König) Es waren ſo ſchon Einige, die ſchrien: Nach dem Palaſt! Sie iſt in dem Palaſt! Es ſchien, als ob man Raphaeln hieher ſchleppen wollte.

Der König. In der That! ich hör' ihn. (Raphael tritt auf in Begleitung der Ritter, die Arias gefolgt ſind) Brav, Monventura! Ich finde es wirklich brav, daß Sie ohne Umſtände zu uns kommen; denn hier iſt grade der Ort, um Ihre Unbeſonnenheit zu vollenden. Oder war es nicht hier und in Gegenwart dieſer Männer, daß Sie den Zweikampf einen todeswürdigen Frevel nannten? War es ein anderer Raphael, der über Rodrigo'n das Verdammungsurtheil ausſprach?

Raphael. Ich war es, ja! und nichts iſt gerechter, als daß mein eignes Urtheil auf mich zurückfalle. Die

ſchwerſte Strafe ſei mein; nur werd' es mir nicht verweigert, erſt noch einen Befehl Rodrigo's auszurichten. (Er geht auf Leonoren zu und überreicht ihr kniend ſein Schwert.) Dies unglückliche Eiſen . . .

Leonore. Das befahl Rodrigo? — Geben Sie! geben Sie! — Ha! ich verſtehe! ſo iſt es gut! (ſchwärmeriſch) Willkommen denn als Geſchenk des Sterbenden! Willkommen, theures, ſchreckliches Werkzeug, durch das der Erſte der Menſchen fiel, um das Verbrechen ſeines Edelmuths zu büßen!

Raphael. Gute Götter! Sie wähnen . . .

Leonore. Nein, Unglücklicher! Ich weiß es nur zu gut, daß Sie nicht ſchuld an ſeinem Tode ſind. Er fand ihn, weil er ihn ſuchte. Rodrigo ſelbſt nur konnte mich an Rodrigo'n rächen. Und freuen Sie ſich, daß es ſo iſt; denn wehe Ihnen, wenn man ſolch ein Leben von Ihren Händen forderte!

Einer der Ritter. Welche Verblendung!

Raphael. Thor! Thor! was begann ich! Sie hat nicht aufgehört, ihn zu lieben!

Leonore. Soll ich ihn jetzt noch verläugnen?

Raphael. Nein! bewahren Sie ihm Ihre Liebe! Machen Sie ihn ſo glücklich, als er es verdient. Rodrigo lebt, ich bin der Beſiegte. Nur noch ein Augenblick, und Sie werden ihn hier ſehen. Zwar hätt' ich das werden können, wofür Sie mich halten. Er ſuchte den Tod. Allein ich wollt' ihn beſiegen, nicht ihn ermorden; ich wollt' einen Helden zum Gegner, nicht einen Verzweifelten. Endlich war es, als ob er ſich auf etwas beſänne. Sein Auge begann zu blitzen. Sie will es! rief er, indem er ſich plötzlich in eine andre Stellung warf, ſie will's, ich ſoll leben! und in dem nämlichen Momente — war ich

entwaffnet. Sie ſind mein Gefangner, Raphael! ſagt' er alsdann lächelnd; gehn Sie und überreichen der Dame Ihres Siegers Ihren Degen.

Leonore. (die den Degen zurückgibt) Ritter!

Raphael. Was ſoll dieſes Werkzeug in der Hand eines Kindes? Gott! Gott! was hätte mein Wahnſinn aus mir machen können! Was hätt' ich werden können und was bin ich jetzt ſchon geworden! der Spott des Volkes — belaſtet mit dem Unwillen der Edlen — belaſtet mit meiner eignen Verachtung — der Elendeſte der Sterblichen! Und geſtern war ich ein Gott in meinem Hochmuth! Ich traute mir Größe genug zu, um auf den ſüßeſten, höchſten meiner Wünſche zum Vortheil eines Andern Verzicht zu thun. Verzicht zu thun! ſo nannt' ich's, wiewohl man nur auf Rechte Verzicht thut, die ich nicht hatte. Ich ſchenkte; aber wie ein engherziger Knabe, der weinend ſeine Gabe zurückfordert, wenn der Beſchenkte ſie frohlockend ſeinen Gespielen zeigt. Neid, kindiſcher Neid war die Urſache, daß ich Rodrigo'n verkannte, daß ich den Anlaß, ihn zu befeinden, ſo gierig aufgriff. —

Leonore. (ſchmerzlich) Sie haben ihn verkannt, und jetzt verkennen Sie ſich ſelbſt.

Raphael. Ich habe ſehr klein gehandelt; laſſen Sie mir das elende Verdienſt, meine Kleinheit ganz zu fühlen. Ach! dieſes Gefühl und die Qualen der Verzweiflung ſind Alles, was ich heim nach Monventura bringe! — Nach Monventura? (er geht raſch vor ihr weg zu dem König) Ihr Gefangner, Sire! Richten Sie, wie ich gerichtet habe!

Der König. (nach einer Pauſe) Ich ſehe keinen Kläger.

Raphael. Wer klagt mich an, wenn ich den Staat verrathe?

Der König. Und kein Geſetz.

Raphael. Die Gebote der Natur ſind alſo kein Geſetz, wenn keine Menſchenſatzung ſie bekräftigt? Und bis dahin iſt der Mörder ein guter Bürger?

Der König. Dieſe Frage kann Ihr Ernſt nicht ſein. Wenn die Gebote der Natur einen König berechtigen, die fehlerhaften Handlungen der Bürger zu beſtrafen, ſo wird Menſchenwillkür bald ihre Launen als Naturgeſetze geltend machen. Nein, Raphael! mich empören die Ausſchweifungen, mich erſchüttern die Unglücksfälle, die ein falſcher Ehrgeiz unter meinem Volke veranlaßt, aber nur Geſetze, nicht ungeſetzmäßige Strafen können ihnen abhelfen. Darum — ich ſag' es grade zu, weil ich hoffe, daß man dem Uebel bald Rath ſchaffen wird — darum iſt der Zweikampf in Kaſtilien kein Verbrechen. Darum hätte man Rodrigo'n freiſprechen müſſen, wenn gleich ſeine That ſo häßlich geweſen wäre, als ſie Ihnen geſchienen hat. Darum müßt' ich Sie jetzt freiſprechen und wenn Sie auch nicht Raphael wären.

Raphael. Und ſoll es ſo bleiben?

Der König. Ich ſag' Ihnen, daß ich eine baldige Veränderung hoffe. Was geſtern und heute geſchehn iſt, wird die Kaſtilier überzeugen, daß es endlich Zeit iſt, eine unglückliche Freiheit aufzugeben, um Ruh und Sicherheit dafür wieder zu erhalten. Welche Begebenheiten! Zwiſt und Blutvergießen unter den Edlen! das Vaterland am Rande des Verderbens! und nun wieder . . . Doch' die Zurückrufung dieſer Ereigniſſe ſcheint einen Vorwurf zu enthalten, und das ſollte ſie doch nicht. Es iſt mir unmöglich, mich zu gleicher Zeit über den glücklichen Ausgang einer Begebenheit zu freuen und dem Urheber zu zürnen.

Raphael. Nicht dieſe Güte, Sire!

Der König. Laſſen Sie uns vergeſſen! Laſſen Sie uns auch die Folgen zu verſchmerzen ſuchen, welche das Glück nicht verhindern konnte! Ich kenne die Geſchichte Ihres Herzens nicht; aber dasjenige, was Ihre Aeußerungen mich davon errathen ließen, nöthigt mich, Sie auf eine Bemerkung aufmerkſam zu machen, die hieher zu gehören ſcheint. Keiner, glauben Sie mir's, Raphael! Keiner urtheilt ungerechter und grauſamer, als der edle Mann, der ſich auf einer unwürdigen Handlung zu ertappen glaubt.

Raphael. Eine wahre Bemerkung. Möchte ſie ſo treffend als wahr ſein!

Der König. Die Beſtimmung des Mannes iſt, muthig ſeinen Weg voranzuſchreiten, und edle Thaten ſind das Mittel, um fehlerhafte zu vergüten. Wir ſollen handeln; das Leben iſt zu kurz, um zu bereuen.

Raphael. Ja! ich möchte handeln, mein König! O! daß es in dieſem Augenblick ein Heer zu bekämpfen, eine Mauer zu erſtürmen gäbe!

Der König. Das heißt, Sie fühlen das Bedürfniß einer anſtrengenden Beſchäftigung. Wolan denn Raphael, verſuchen Sie es einmal, den Sieg Rodrigo's zu vollenden und die errungenen Vortheile zu ſichern. Er hat zwei Könige gefangen genommen. Benutzen Sie dieſen Umſtand mit jener Klugheit, die Ihren Namen bereits unſterblich gemacht hat. In Ihren Händen wird er ein Mittel werden, uns einen glorreichen Frieden zu geben und ſo, falls es nöthig iſt, ſich mit dem Staat und Ihrem Selbſtgefühl auszuſöhnen.

Raphael. (bis zu Thränen gerührt) Wenn es mir möglich wäre ... O nein, Sire! vergeſſen Sie mich!

(Rodrigo tritt auf mit Arias) Vergeſſen Sie mich ganz, aber dieſen! (er faßt Rodrigo'n mit der Einen Hand, indem er mit der andern auf Leonoren zeigt) Dieſe! Ueber dieſe Beiden ergieße ſich die Fülle der königlichen Gnade! vor dem Glanze ihres Glücks verſchwinde die Erinnerung des Geſchehenen und das Bild eines Unglücklichen, der gern ſich ſelbſt entfliehen möchte! (er will gehn.)

Der König. (unwillig) Raphael!

Raphael. Ich verſtehe Sie, mein König! ich will gehorchen. Ich werde meinen Auftrag zu erfüllen ſuchen, und meine Heilung — von der allmächtigen Zeit erwarten.

Der König. Leben Sie wohl! Ihr Entſchluß iſt ſchon ein Anfang der Geneſung. (Raphael ab. — Zu Rodrigo) Sie aber, muthiger Jüngling! würdiger Sohn des Edelſten der Spanier! erſtaunen Sie nicht, eine ernſte Trauer in allen Mienen zu erblicken. Wenn Mitgefühl mit den Leiden eines Edlen uns zu wehmüthigen Betrachtungen geſtimmt hat; ſo iſt die Freude darum nicht minder herzlich, womit ich den Retter Sevilla's an meine Bruſt drücke. (er umarmt ihn)

Rodrigo. Der ausdrückliche Befehl meines Königs . . .

Der König. Nichts mehr, Rodrigo! — Ich ſehe, daß es Don Arias noch Mühe genug gekoſtet haben muß, uns endlich das Vergnügen Ihres Anblicks zu verſchaffen; allein erinnern Sie uns jetzt nicht mehr an das, was wir Alle bereits vergeſſen haben, wenn Sie nicht mit einem Ausbruch allgemeinen Unwillens beſtraft ſein wollen.

Rodrigo. Und Leonore? (der König führt ihn zu ihr.)

Leonore. Ich bin überwunden.

Rodrigo. Noch hat kein Gericht über mich ausgesprochen.

Leonore. Aber das Glück der Waffen. Meine Ansprüche an Gerechtigkeit sind durch eine voreilige Selbstrache verwirkt, meine Mittel erschöpft, und wenn mir auch noch irgend eines übrig bliebe, so würde der Edelmuth, womit Sie mich zum Gebrauche desselben auffordern, mich davon zurückhalten. Ich bin dieses Bekenntniß meinem Herzen schuldig. Schließen Sie daraus, mit welchen Empfindungen ich von Ihnen Abschied nehme. — Ja, Don Rodrigo! ein unabänderliches Schicksal will, daß der Augenblick, wo ich Friede mit Ihnen mache, für uns der Augenblick ewiger Trennung sein soll. — Ich gehe, mich aus dem Sturm des Lebens in einen ruhigen Hafen zu flüchten. Sie indeß vollenden glorreich Ihre Laufbahn. Sie geloben mir, dem Vaterland Alles zu halten, was die ersten Proben Ihres Muthes versprochen haben, und unter der Bedingung schließ' ich diese tapfre — diese zu meinem Unglück tapfre Hand in die meinige.

Rodrigo. Unter der Bedingung? Wohl denn! es ist kein Verbrechen, für diesen Händedruck etwas zu geloben — was ich nicht halten kann. Ich soll meine Laufbahn vollenden? Sie ist vollendet; das Ziel ist da, wo uns die Kraft verläßt. Ich soll bleiben, da Sie dem Sturm entfliehn? Ach! welche Räume würd' ich nicht durchsegelt, welchen Stürmen würd' ich nicht Trotz geboten haben .... Aber das kann nicht sein. Ich seh es deutlich. Leben Sie wohl, Leonore! — Ich billige Ihren Entschluß, wiewohl er mich zur Verzweiflung bringt.

Der König. Ihn billigen, ist Verzweiflung. Es heißt verzweifeln, wenn man lieber durch einen raschen

Schritt ſein Loos für immer entſcheiden, als die Veränderungen erwarten will, denen die Dinge dieſer Welt in jedem Moment' unterworfen ſind. Erſtaunen Sie nicht über dieſe Aeußerung, Rodrigo! Die Zeit hat Manches, was bei dem erſten Anblick nicht erlaubt ſchien, in eine rechtmäßige Handlung verwandelt. Laſſen Sie uns wenigſtens — Aber welch ein Getümmel?

Arias. (am Fenſter) So weit ich ſehe, iſt Alles gedrängt voll Menſchen.

Der König. Bereitet man uns eine neue Reihe von Verwirrungen?

Gonſalez. Ich höre Diego'n. Endlich! endlich! (Diego tritt auf)

Der König. (lächelnd) Kommen Sie mit dieſem Gefolge, Gouverneur?

Diego. Das Volk, mein König! O! laſſen Sie ihm ſeine Freude! das ganze Volk theilt mein Entzücken, und ich wünſchte mir nur die Stimme eines Engels, um es mit Einem Athem über den Erdball auszubreiten. Don Gomez . . .

Sanchez. Es iſt unmöglich!

Gonſalez. Errathen! errathen!

Arias. (zu Diego) Wie Sie zittern!

Diego. An allen meinen Gebeinen. (Gonſalez will ihm einen Stuhl ſetzen) Nein, nein! (er faßt Leonorens Hand mit der Rechten, Rodrigos mit der Linken) Hier ſind meine Stützen. Meine Kinder! Meine Kinder beide! Don Gomez lebt.

Alle. Lebt! (Bewegungen und Ausrufungen des höchſten Erſtaunens.)

Diego. Lebt und wird in einigen Tagen geſund wie ich, in unſrer Mitte ſtehn.

Der König. So iſt es doch wahr! wiederholen Sie es noch einmal, Diego! dieſe Nachricht iſt einem Wunder ſo ähnlich, daß ſie immer unglaublicher wird, je länger man darüber nachdenkt. Es iſt begreiflich, daß man einen Schwerverwundeten für tod hält, es iſt begreiflich, daß ein Schwerverwundeter auch erfahrne Aerzte lang in Zweifel läßt; aber daß man in ſo viel Stunden ſich von dem wahren Zuſtande desſelben nicht unterrichtet, oder, war man unterrichtet, der Gräfin keine Nachricht gegeben hat, wenn Sie mir das erklären, Diego! —

Diego. Laſſen Sie uns für erſt nur annehmen, Sire! daß ſowohl Diejenigen, welche den Grafen nach dem Kloſter trugen, als die Mönche, welche ihn aufnahmen, ihn in der That für todt anſahn, ſo erklärt ſich erſtens ſchon, daß von der Einen Seite, ſobald keine Nachfrage kam ....

Leonore. Ach! und mir wehrte man hinzugehn!

Diego. Und daß man von der andern ſich auch eben nicht weiter danach umſah!

Einige. Das iſt abſcheulich!

Diego. Wohl! aber iſt es ſo. Jene andächtigen Väter ſind ohnehin zu ſehr an die Süßigkeiten einer ungeſtörten Seelenruhe gewöhnt und zu viel mit himmliſchen Dingen beſchäftigt, um ſich mit irdiſchen oder gar mit — unangenehmen Dingen theilnehmend zu bemühen. Der Graf ward in ein luftiges, weites Gemach gebracht, das ehemals ein Speiſeſaal geweſen, dermalen aber als Fremdenzimmer für reiſende Ordensbrüder beſtimmt iſt, und die Sorge für ihn oder vielmehr die Aufſicht über die vermeinte Leiche ward einen alten Bruder, Namens Ambroſio, aufgetragen. Bruder Ambroſio nun iſt ein Fremder, der erſt ſeit einiger Zeit hier iſt und wahrſcheinlich

nicht einmal weiß, daß der Graf eine Tochter hat — ein guter aber mürrischer Greis, der nicht gut viel Zulauf und überläſtige Helfer vertragen kann — ein Wunderarzt, für den das Wiederaufleben eines Kranken ein alltägliches Ereigniß iſt — ein ehrgeiziger Wundarzt, der nicht gern Aufhebens macht, eh er ſeiner Sache gewiß iſt —

Arias. Vielleicht muß man auch mit in Anſchlag bringen, daß das Gerücht von einer bevorſtehenden Unternehmung der Mohren ſich zu eben der Zeit verbreitete...

Diego. Allerdings verdient das vorzüglich bemerkt zu werden. Aber ein Umſtand, der die Sache noch mehr begreiflich macht, iſt folgender. Als der Graf — ich will es mit Ambroſio's eignen Worten erzählen — als der Graf wieder zu ſich gekommen war, ſo ließ ich mir ſehr angelegen ſein, jede heftige Regung zu verhindern; denn wiewohl ich nun ſchon wußte, ſagte Ambroſio, daß ſeine Wunde nichts weniger als tödtlich ſei, ſo forderte ſie doch die größte Schonung. Sein Schlaf war einmal weg. Ich ſuchte ihn daher mit mancherlei und mannigfaltigen Geſprächen zu unterhalten; allein ein dem Anſcheine nach ſehr gleichgültiger Gegenſtand vereitelte meine Sorgfalt. Ich bemerkte, ſagte er, daß die Augen meines Kranken ſtarr auf einen Fleck geheftet waren, indeſſen er von Zeit zu Zeit heftig ſeufzte und die Stirne verdrießlich rieb, als ob er irgend ein häßliches Bild verwiſchen wollte. Was war es? Aus dem Fremdenzimmer ſeht Ihr auf unſre Kirche. An der Kirchenmauer iſt das Grabmal irgend eines Großen und über demſelben, wie gewöhnlich, das Bild des Todten in Stein gehauen. Man erblickt dort nämlich einen Ritter, der kniend, mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen im Gebet verſunken ſcheint. Hierauf waren die Blicke des Grafen feſt geheftet. Ich dachte erſt, fuhr

Ambrosio fort, daß es vielleicht einer seiner Verwandten sei, der dort begraben liege; aber nein! es erklärte sich anders. Siehe! begann der Graf endlich, siehe, Bruder! so kniete Gomez vor Diego'n, als er bei Calatrava den Ritterschlag von seiner Hand empfing. Der brave Diego! So wenig wissen wir, was wir thun! Das Schwert, womit er den Knaben umgürtete, sollte das Werkzeug seiner Schande werden. Geh, Ambrosio! setzt' er hinzu, ruf mir Diego'n; ich muß ihn sprechen und schleunig. Aber die Heftigkeit, womit er es sagte, war für den Wundarzt ein Grund, dem Befehle nicht zu gehorchen. Er erklärte, daß er eine solche Zusammenkunft bis jetzt weder veranstalten, noch gestatten könne. So gestatt' ich Euch auch nicht, versetzte der Graf, einem Menschen zu entdecken, daß ich noch athme. Ich will Niemand sehn, ich will nichts hören von Menschen, ehe seine Hand in der meinigen gelegen hat.

Der König. Vortrefflich! das erzählte Ihnen der Bruder unterwegs? (lächelnd) So war Alles ja vergeben und vergessen, eh Sie Don Gomez gesehen hatten?

Diego. Er hatte mich gräßlich beleidigt. Aber was mich am tiefsten schmerzte, das war die niedrige Meinung, die er von mir hegte. Er hielt mich für einen Heuchler, für einen verlarvten Ehrsüchtigen, der wie von Alter gebeugt umherschleicht, um das im Staube zu suchen, was seine Nebenbuhler mit freiem Stolze fordern. Jetzt sah ich, daß die Binde von seinen Augen gefallen war, daß er seinen Lehrer wieder erkannte. Ich vergab ihm im Herzen; aber als ich nun die Thür öffnete, als ich ihn sah und tausend Empfindungen in seinen Augen las — o Gott! was hätt' ich ihm nicht verziehen! Unsere Aussöhnung war desto vollkommner, da wir uns Beide in Einem Wunsche, in dem Glück unsrer Kinder

vereinigten. (Er legt Leonorens und Rodrigo's Hände in einander.)

Der König. Heil denn unserm Eid und Leonoren! (Pause. Dann zu Rodrigo) Wenn etwas Ihr Glück erhöhn könnte, edler Jüngling! so wär' es die Art, womit hier diese Männer Ihnen ihre Theilnahme bezeugen. Alle stehen stumm vor Rührung. Andachtsvolles Erstaunen fesselt ihre Betrachtung an den schnellen Wechsel, der unübersteigliche Hindernisse in einem Augenblick ebnet. Verzweifle Keiner, dem der letzte Strahl der Hoffnung schwindet. Die Schwüle des Lebens, die ihn niederdrückt, bringt vielleicht eine Freude zur Reife, welche die Macht eines Königs weder schaffen noch vermehren kann!

Versuch über das Schöne.

Schön nennen wir jedes Mannigfaltige, welches durch die Art, wie es mit einander in Beziehung gesetzt ist, der Phantasie eine Beschäftigung gewährt, die ohne Mitwirkung irgend eines Interesses Wohlgefallen erregt.

Ohne Interesse. Wenn man das Interesse mit Kant, als dasjenige Wohlgefallen definirt, welches mit der Vorstellung von der Existenz eines Gegenstandes verbunden ist; so fällt diese Eigenschaft des Schönen leicht in die Augen. Mein Wohlgefallen an der Schönheit eines Gebäudes ist eben so groß, wenn sie mir bloß im Grundriß, oder auch nur durch meine Phantasie gezeigt wird, als wenn es wirklich vor mir stände.

Durch dieſe Eigenſchaft aber unterſcheidet ſich das Schöne von allen Gegenſtänden, welche a) die Sinne, b) den Verſtand und die theoretiſche Vernunft, c) die praktiſche Vernunft vergnügen, oder befriedigen. Denn a) das Angenehme, durch Sinnenreiz Gefallende erregt in der Wirklichkeit ſowohl, als in der bloßen Vorſtellung nothwendig das Begehrungsvermögen. b) Das Wohlgefallen am Wahren, oder an der Uebereinſtimmung eines gewiſſen Urtheils mit der ganzen Summe der für Menſchen möglichen Erkenntniſſe entſteht und verſchwindet mit der Gewißheit von der Exiſtenz dieſer Uebereinſtimmung. c) Das Gute, oder die Uebereinſtimmung des menſchlichen Willens mit dem Sittengeſetze, können wir uns nicht denken: ohne, ſelbſt wider unſre, vielleicht verkehrte, Neigung zu wünſchen, daß es exiſtire.

Wenn aber ſowohl dasjenige, was die Sinne, als was die höhern Vorſtellungsvermögen, Verſtand und Vernunft, vergnügt, nicht das Schöne iſt, ſo bleibt zur Empfänglichkeit für das Schöne und das, die Vorſtellung desſelben begleitende Wohlgefallen keine andre Seelenkraft übrig, als die Phantaſie, oder dasjenige Vorſtellungsvermögen, welches zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand gleichſam in der Mitte ſtehet; indem es einestheils, wegen ſeiner eigenthümlichen Selbſtthätigkeit, nicht als ein bloßes Vermögen der Anſchauung betrachtet werden kann, und anderntheils doch, weil es, trotz aller ſeiner Gewalt über die Anſchauungen, ſie nicht zum Begriff erheben kann, vom Verſtande geſchieden iſt.

Nachdem nun erhellet, 1) daß das Wohlgefallen am Schönen ohne Intereſſe; 2) daß das Medium des Schönheitsgenuſſes die Phantaſie ſei; ſo fragt ſich's: wie und wodurch wird denn das Schöne dieſer Seelenkraft angenehm?

Eine Vorſtellung überhaupt iſt nur dann angenehm, wenn ſie dem Vermögen, worauf ſie einwirkt, einen Stoff darbietet, der den Funktionen desſelben, ſeiner individuellen Stärke und dem jedesmaligen Grade ſeiner Spannung homogen iſt. Hieraus folgt, daß das Schöne mit den Funktionen der Phantaſie in einer wohlthätigen Uebereinſtimmung ſtehen müſſe.

Worin beſtehen alſo die Funktionen der Phantaſie? ihre eigenthümlichen, nicht diejenigen, die ſie, als Vermögen der Anſchauung, mit der Sinnlichkeit im engern Verſtande gemein hat? Darin, daß ſie das Mannigfaltige, welches dieſe ihr darbietet, bearbeitet, und ſeine Theile näher zuſammenrückt, ſo daß der Verſtand ſie, wo möglich, in einen Begriff vereinen kann.

Das ſchöne Mannigfaltige muß demnach von der Beſchaffenheit ſein, daß ſeine Verbindung durch die Phantaſie nicht allein möglich iſt, ſondern daß unter ſeinen Theilen wirklich ſchon Beziehungen ſichtbar ſind, welche die Phantaſie zu ihrem Geſchäfte auffordern und anleiten.

Allein ſie muß dieſes Geſchäft nicht vollenden können, denn 1) wenn dieſes wäre, und ſie alſo das Mannigfaltige bis zu dem Punkte verarbeitete, wo der Verſtand hinzutreten und es unter einen Begriff zuſammenfaſſen kann, ſo würde ein intereſſirtes Wohlgefallen, nämlich das an dem Gelingen ihres Beſtrebens, eintreten; 2) die Phantaſie, die zu dem Schönen doch immer gern zurückkehrt, würde, von dem Augenblicke der Erreichung jenes Zweckes an, die Vorſtellung dem Verſtande überlaſſen, ohne ſich je wieder mit ihrer, ein für allemal vollendeten, Verarbeitung zu beſchäftigen. — Das Vergnügen an der Schönheit entſpringt, wenn ich meinem

Gefühle trauen darf, mit und aus der hin- und herſchweifenden Bewegung, worin die Phantaſie durch die, in dem vorgeſtellten Mannigfaltigen ſich darbietenden Verbindungen verſetzt und erhalten wird; wenn dieſe Verbindungen ſo nahe ſind, daß ſie mit immer neuem Reize ſich der Phantaſie bemächtigen, und doch nicht nahe genug, um zu einer Vereinigung dienen zu könnnen, ſo fühlen wir uns von jener wunderbaren Empfindung ergriffen, die das höchſte Schöne verkündigt und begleitet. Weil nämlich die Einbildungskraft mit mächtigem Schwung an ihrem Stoff ſich übt, indeſſen der Verſtand, ſobald er hinzutreten will, von eben dieſem Stoff ſich mit Verwunderung im Stich gelaſſen ſieht; ſo wechſelt hier die freudige Wonne des Genuſſes mit einem Schauer der Befremdung, in den ſie jedesmal ſich auflöst.

Wir wollen dieſe Theorie durch Beiſpiele zu erläutern ſuchen.

Die erſte Art von Schönheit, welche ſich uns zur Unterſuchung darbietet, iſt diejenige, welche aus der Verbindung von völlig einfachen und deshalb auch gleichartigen Körpern hervorgeht. Was für eine Verbindung iſt unter Körpern möglich, die einfach ſind, d. h. die an ſich keine Eigenſchaften haben, wodurch ſie in Beziehung gerathen könnten? Keine, als die Zuſammenſetzung. Die Art der Zuſammenſetzung muß alſo in dieſem Falle die Schönheit ausmachen; — wenn Schönheit aus Punkten gebildet werden ſoll, ſo muß ſie durch den Schwung der Linie, die aus dieſen Punkten zuſammen geſetzt wird, hervorgebracht werden; — dieſe Linie muß durch den Schein der Bewegung, den ſie ſelber an ſich trägt, die Phantaſie mit in Bewegung ſetzen, ohne dem Verſtande Stoff zu

einem Begriff zu geben; ſie muß wellenartig und doch keine mathematiſche Figur ſein.

Ueber dieſe Art von Schönheit ließen ſich Bemerkungen machen, die uns ein ganzes Feld von intereſſanten Betrachtungen eröffnen würden. Sie iſt die einfachſte von allen, und doch befaßt ſie nicht nur diejenige Schönheit, welche wir mit Recht als das Schönſte in der ganzen ſichtbaren Welt betrachten, nämlich die des menſchlichen Körpers; ſondern alle Schönheit der Geſtaltung unter ſich. Denn wenn wir einen Menſchen, ein Thier, ein Gewächs oder dergleichen ſchön nennen, ſo iſt es nicht etwa der Reiz der Farbe, oder einer andern Eigenſchaft, ſondern die Nöthigung, durch welche angezogen, unſer Auge an dem Umriß, den Außenlinien ſeiner Bildung mit Wohlgefallen auf- und abſchweift, der wir jenes Prädikat beilegen. — Beiläufig könnte man anmerken, daß, gleichwie die Wellenlinie für das Symbol der Schönheit gelten kann, ſo auch andere äſthetiſche Eigenſchaften, z. E. das Starke, das Schwächliche, das Lächerliche ſich durch den bloßen Schwung einer Linie repräſentiren laſſen. Das Lächerliche z. B. ließe ſich durch einen Zug ausdrücken, der mit einem Maximum von Schwung anhübe, um mit einer plötzlichen Biegung in ein Minimum zu endigen, und das Schwein, deſſen ganzer Bau aus ſolchen Linien zuſammengeſetzt iſt, iſt eben deswegen äußerſt lächerlich. Man betrachte z. E. das Hinterbein, das vom Leibe aus mit einem ſtolzen Bogen anhebt und auf einmal in ein winziges Piedeſtal zuſammen läuft; den kräftigen Hals und Hinterkopf, der ſich plötzlich zu einer länglichen Schnauze zuſpitzt; endlich den Schweif, den die Natur, gleichſam in Laune gebracht durch ihr eignes Machwerk, ihm noch zum Schimpfe hinzuſetzte. Allein, da es mir hier nicht darum

zu thun iſt, meinen Gegenſtand zu erſchöpfen, ſondern bloß meine Definition in's Licht zu ſetzen, ſo gehe ich jetzt zu einer andern Art von Schönheit über, welche dieſe Abſicht mehr begünſtiget.

Dieſe andere Art von Schönheit iſt, wenn die Theile des Mannigfaltigen, woran die Phantaſie ſich ergötzen ſoll, nicht aus einfachen, ſondern aus wirklichen, mit mehreren Eigenſchaften verſehenen Körpern, nicht aus Punkten, ſondern aus Geſtalten, beſtehen. In einem ſolchen Mannigfaltigen ſind der Scheinverbindungen, wodurch die Theile unter ſich in Beziehung geſetzt werden können, unüberſehlich viele möglich. Wenn alſo bei gegebenen Punkten die Anordnung derſelben in eine Bewegung lügende Linie das einzige Mittel war, die Phantaſie mit in Bewegung zu bringen; ſo gibt es hier, außer einer ſolchen Anordnung, noch unüberſehlich viele Mittel, wodurch dieſelbe zu ihrem Geſchäfte aufgefordert und gereizt werden kann, von Einem Theile zum andern hin und her zu ſchweifen. Nehmen wir z. E. an, daß uns eine Mehrheit von körperlichen Gegenſtänden, etwa ein Gebüſch, ein Hügel, ein Gewäſſer, ein Gebäude gegeben und es uns überlaſſen wäre, dieſelben en rapport zu ſetzen; ſo könnten wir erſtens bloß durch die Stellen, die wir ihnen neben oder hinter einander anwieſen, durch Gruppirung oder Perſpektive ſie in ein ſolches ſinnliches Verhältniß bringen, daß jede einzelne Geſtalt ein Recht auf unſre Aufmerkſamkeit behielte (alſo ſie ſich nicht wie oben, in eine bloße Linie verlören) und doch das Auge genöthigt würde, ſich von dem Einen zum Andern hin, und von dem Letzten wieder zum Erſten zurück zu wenden. Eine andre Art von möglicher Beziehung wäre, wenn wir zwei Gegenſtände durch einen dritten, oder durch eine hinzukommende Kraft, die ihre Wirkungen an beiden äußerte,

sinnlich verbänden; ein Bach, der sich von dem Gebäude zu dem Gebüsch hinschlängelte, die untergehende Sonne, die die Spitzen des Gebüsches und zugleich den Gipfel des Hügels beleuchtete, ein Sturmwind, der den Baumwipfel im Vordergrund überböge und zugleich die Fläche des entfernten Sees anregte, würde unser Auge von Einem dieser Gegenstände zum andern führen. Dennoch bringt eine jede solche Beziehung nicht gleich das Gefühl der Schönheit hervor. Um dieses zu leisten, muß die Beziehung nicht zu nahe und nicht zu ferne, nicht zu enge und nicht zu lose sein.

Sie muß nicht zu nahe sein; denn wenn dieses der Fall ist, so wird die Phantasie zwar mächtig aufgefordert, sich von Einem Gegenstande zum andern, von Einem Theile des Mannigfaltigen zu dem andern zu wenden und eine Verbindung zu versuchen; allein, da diese Verbindung ihr gelingt, so hört auch mit einer, oder einigen Bestrebungen dieser Art ihr Geschäft auf, und die hin und her schwankende Bewegung, mit welcher jener unbeschreibliche Reiz verbunden ist, kann nicht statt haben. So ist z. B. die Gleichheit oder Uebereinstimmung in den Eigenschaften verschiedener, in Einen Gesichtskreis gestellter Gegenstände, eine, die Phantasie nothwendig auffordernde Beziehung. Allein, wenn jene Gleichheit bis zu einem gewissen Grade vollständig ist, und vielleicht gar noch eine andere Beziehung, z. E. eine regelmäßige Anordnung hinzukommt, wie etwa bei einer doppelten Reihe von ungefähr gleich hohen Bäumen; so tritt der Verstand hinzu und nimmt der Phantasie ihr Geschäft ab, indem er das Ganze in einen Begriff, nämlich den einer Allee, zusammenfaßt. Ein wirklich schönes Mannigfaltiges hingegen, wie es sich in einer Landschaft von Dietrich, in einem Gebäude wie die Peters-

kirche, oder in der kleinſten Vignette von Meil findet, kann ſo wenig zu einem Begriff verbunden, oder, was einerlei iſt, durch eine allgemeine Definition bezeichnet werden, daß vielmehr eine unmittelbare Anſchauung, oder eine vollſtändige Beſchreibung nöthig iſt, um uns daſſelbe vor das Auge zu bringen. Nur die Phantaſie findet hier Stoff zur Beſchäftigung, und zwar einen Stoff, womit ſie nimmer fertig wird, eben weil der Verſtand davon ausgeſchloſſen iſt.

Die Beziehung muß nicht zu entfernt, zu loſe ſein; denn in dieſem Falle iſt der, die Phantaſie auffordernde Reiz zu ſchwach, um eine lebhafte und anhaltende Beſtrebung zu veranlaſſen; oder vielmehr, es tritt bei der erſten Bemühung der Phantaſie, die in Beziehung ſtehenden Gegenſtände zu verbinden, der Verſtand dazwiſchen; und, indem er jene Bemühung für vergeblich erklärt, macht er ihrem Geſchäft ein Ende. Wir wollen bei der nämlichen Art von Beziehung ſtehen bleiben, die wir ſo eben zum Beiſpiele wählten, bei der Aehnlichkeit. Zwei ähnliche Bäume, oder Gruppen von Bäumen haben etwas, das freilich noch keine Schönheit iſt, aber doch die Phantaſie zum Verſuch einer Verbindung auffordert. Allein, man denke ſich dieſe Gruppen durch einen weiten Raum, oder, was einerlei iſt, durch ein dazwiſchen geworfenes Chaos von allerlei Gegenſtänden von einander getrennt; ſo dauert freilich die Beziehung und jener Reiz noch fort, allein er wird ſich bald mit einer Art von Verdruſſe miſchen. Sie gehören zuſammen, dieſe ähnlichen Geſtalten, und auch nicht: wir wiſſen nicht, was die Natur, oder der Pflanzer gewollt hat; wenn wir Vergnügen empfinden ſollten, ſo iſt etwas Weſentliches vergeſſen. Man thue hingegen dieſes Etwas hinzu. Man ſtelle hinter die bei-

den Gruppen ein Gebäude, so daß die eine rechts, die andere links vor den Seitenflügel eines Palasts, oder das Ende eines Amphitheaters zu stehen kommt; und man wird einen Eindruck von Schönheit empfinden. Es ist alsdann eine Beziehung vorhanden, die nicht zu nahe ist (wegen der örtlichen Entfernung) und nicht zu lose (wegen der doppelten Verknüpfung durch Aehnlichkeit und Dazwischenstellung eines Dritten.) Aus dieser Erläuterung sieht man, daß die Schönheit eine sinnliche Einheit sei, die zwischen Anschauung und Begriff in der Mitte steht.

Als eine dritte Art von Schönheit kann man diejenige betrachten, welche sich an einem Mannigfaltigen findet, dessen Theile nicht, wie bei der ersten Klasse, aus bloßen Punkten oder, wie bei der zweiten, aus verschiedenartigen Körpern, sondern, ganz oder zum Theile, aus beseelten und empfindenden Wesen bestehen. — Aus einem solchen Mannigfaltigen kann, wie man beim ersten Blicke sieht, der Künstler weit eher Schönheit hervorbringen, denn es finden nicht nur außer jenen Eigenschaften, wodurch Gestalten überhaupt mit einander in eine sinnliche Verknüpfung gesetzt werden können, zwei neue Beziehungen statt, nämlich a) die Gemüthsbewegungen, welche sich in den Mienen oder Geberden der empfindenden Wesen ausdrücken, und b) die Thätigkeiten, wodurch sie auf einander einwirken, oder einzuwirken suchen; sondern, da unser Gemüth so geeignet ist, daß der bloße Anblick derselben ähnliche Rührungen und Bestrebungen in uns erregt, so kann es hier nicht leicht der Fall sein, daß die Beziehung zu schwach wäre, die Phantasie in eine lebhafte und anhaltende Bewegung zu versetzen. — Es fällt aber hierbei von selbst in's Auge, daß, um eben diesen Zweck

zu erreichen, nämlich der Verknüpfung die gehörige Stärke zu geben, mehrere oder gar eine ganze Vielheit von Beziehungen mit einander vereinigt werden können. Man denke ſich z. E. einen Kreis von Jünglingen und Mädchen, in einem Hain um Amors Bildſäule verſammelt (Gruppirung), die bei dem Aufgang der Sonne (Beleuchtung) mit der freudigen Dankbarkeit erhörter Liebe, oder dem Flehen unbefriedigter Sehnſucht (Gemüthsbewegung) Einige einzeln, aber vielleicht nach einem geliebten Gegenſtand hinſchmachtend, Andre Hand in Hand, dem Amor ein Opfer bringen (wechſelſeitige Einwirkung.) — Hier wirken eine Menge von Beziehungen zuſammen, von denen einige, wie die der Beleuchtung und Gruppirung, bloß ſinnlich, aber doch hinreichend ſind, die Phantaſie anhaltend und angenehm in Bewegung zu ſetzen, andere einen außerordentlichen Reiz für die Empfindung haben. Ein ſolches Gemälde wird alſo das Lob der Schönheit verdienen, das Auge wird nicht ermüden, ſich von Einem Theile der Kompoſition zum andern zu wenden, wenn auch Kolorit und Zeichnung kein anderes Verdienſt haben, als diejenige Wahrheit, welche zu jedem Kunſtwerk unerläßlich erfordert wird. Jedoch muß hier angemerkt werden, daß, ſo wie die Beziehungen, auch die beiden Hauptarten von Schönheit, nämlich die des Umriſſes und die der Verknüpfung, mit einander vereinigt werden können, und in einem vollkommenen Kunſtwerk vereinigt werden müſſen.

Allein wir dürfen dieſe Unterſuchungen nicht ſchließen, ohne unſere Theorie des Schönen an der ſchönſten und vorzüglichſten aller Künſte, der Poeſie, und zwar an dem eigenthümlichen Theile derſelben, welcher ſie von der

Malerei am weiteſten unterſcheidet, der Poeſie des Styls, zu erproben. Ich nehme hier Poeſie des Styls im Gegenſatz mit Poeſie der Darſtellung. Darſtellend nenn' ich den Dichter, in ſo fern er, wie der Maler, ſich begnügt, mir ſeine Gegenſtände klar vor das Auge zu ſtellen, ſie für ſich ſelbſt ſprechen zu laſſen, und alſo keine andere Schönheit zu Hülfe nimmt, als die ſich durch die Schilderung dieſer Gegenſtände in ihrer eignen Farbe und Geſtaltung, durch die Entwickelung der in ihnen liegenden Fälle, durch Anordnung und Auswahl hervorbringen läßt. Um meinen Begriff deutlich zu machen, will ich die erſte beſte Stelle des Taſſo nehmen, der gerade aufgeſchlagen vor mir liegt. Es iſt die Stelle, wo Soliman aus dem Tempel, worin die Chriſten ihn eingeſchloſſen hielten, hervortritt und mitten durch die Scharen der Belagerer hin ſich Bahn zu brechen ſucht, um dem Heere außer der Stadt zu Hülfe zu eilen. Er fordert die Beſatzung auf, ihn zu begleiten, aber

„er erwartet nicht, daß die ſtolze Einladung von ſeinen Gefährten angenommen werde; er geht allein hervor, und fordert allein tauſend Feinde zum Kampf, und allein ſtürzt er ſich unerſchrocken unter die Tauſende. — — Diejenigen, auf die zuerſt der wilde Türke ſtößt, fallen unter den gräßlichen unerwarteten Streichen; ihnen den Tod zu geben, iſt er ſo ſchnell, daß man ſie nicht tödten, ſondern ſchon getödtet ſieht. Von den Erſten zu den Entfernten, von Stimme zu Stimme geht der Schrecken über, es heben ſich die Hülfe jammernden Töne, ſo daß das gläubige Volk, durcheinander wühlend, beinah' ſchon davon floh. Aber u. ſ. w."

Dieſes Gemälde — ich hab' es flüchtig und ſchwach ko-

pirt — iſt gewiß reich an kräftigen und lebendigen Zügen; aber alle dieſe Züge ſind, nach meinem Begriffe, Poeſie der Darſtellung. Sie liegen nämlich ſo ſehr in der Sache ſelbſt, daß man ſich den Gegenſtand: einen Soliman, der, von Streitgier und Verzweiflung entflammt, einen Ausfall macht, nicht ausdenken kann, ohne, unter einer Menge von andern Umſtänden, auch auf die geſchilderten zu ſtoßen, ſo daß Taſſo's Verdienſt, weit entfernt, daß er ſeinen Gegenſtand durch fremde Zuthat bereichert haben ſollte, vielmehr darin beſteht, daß er aus dem eignen Reichthum des Gegenſtandes nur das Zweckmäßigſte, Kräftigſte gewählt hat. Allein ſelten begnügt ſich der Dichter mit dieſem Verdienſte. Seine Einbildungskraft erhitzt ſich, verwandte Bilder erwachen, Soliman iſt jetzt ein Raubthier, das in eine Hürde einbricht u. ſ. w. Sein Schwert ſcheint hungrig und gefräßig, es ſättigt ſich an den Gliedern und ſaugt das Blut auf. — Dieſe Züge und überhaupt jeder Zierrath, den der Dichter dem Gegenſtande leiht, der nicht in der reinen Anſchauung, ſondern in der ſubjektiven Vorſtellungsart, in Nebenideen ſeinen Grund hat, nenn ich Poeſie des Styls. Nach dieſer Erklärung wollen wir einige Beiſpiele von Poeſie des Styls anführen, die wirkliche Schönheit haben, um ſo auf unſer Thema zurück zu kommen.

Da der Einbildungskraft, wenn ſie einmal in Feuer geſetzt iſt, das Große größer, das Schöne ſchöner, als in der Wirklichkeit erſcheint, und ſie alſo auch Alles kräftiger und lebendiger darzuſtellen ſucht; ſo iſt in der Poeſie nichts gewöhnlicher, als Vergleichung und Verwechſelung. Wenn eine Eigenſchaft — des darzuſtellenden Gegenſtands, die jetzt eben geſchildert, oder beſonders her-

vorgehoben werden ſoll, ſich an einem Weſen andrer Art in einem vorzüglichen, oder mehr in die Augen fallenden Grade befindet; ſo wird Eine Eigenſchaft mit der andern, Ein Gegenſtand mit dem andern verglichen, oder Eins dem Andern gradezu ſubſtituirt. Taſſo vergleicht in obiger Stelle ſeinen Helden mit einem Ungeheuer des Waldes, oder einem Raubvogel, der in einer Hürde oder unter einer furchtſamen Schar von Tauben ſich die Klauen blutig färbt. Kühner und genialiſcher iſt eine Vergleichung von Jean Paul, wo in Einem Bilde zwei Verwechſelungen vorkommen. Er will vorzügliche Menſchen ſchildern, deren erhabene Denkart ſie, und Alle, die ihnen nahen, über die niedern Leidenſchaften und Beſtrebungen gemeiner Sterblichen emporhebt, deren Umgang uns erquickt, und jene Ahnungen und Hoffnungen weckt und nährt, die auf Fortdauer und Glückſeligkeit in eine beſſere Zukunft hinausdeuten. In dieſer Abſicht nennt er ſie hohe Gebirge, die den kranken Erdenſöhnen reine Luft, heilende Kräuter und weite Ausſichten gewähren. — In den Thätigkeiten und den Kraftäußerungen der Thiere erblickt der Dichter Abſichten und Zwecke, die nur denkenden Weſen zukommen, z. E.

Die kleine Nachtigall ſucht aus Ruhmſucht einſame Gründe;

und in den Bewegungen, der Geſtaltung und Farbe körperlicher oder bloß organiſirter Gegenſtände Selbſtthätigkeit, Neigung und Abneigung oder gar direkten Ausdruck der Empfindung. Ein Meiſterzug von Göthe malt auf dieſe Art das Blähen und Zucken eines Segels, indem es aufgeſpannt wird:

Der Schiffer
Ruckt am Segel gelind, das ſich ſtatt ſeiner bemüht.

Und in dem köſtlichen Gemälde eines italiäniſchen Frühlings (Taſſo 1. Akt) ſagt derſelbe Dichter, mit einer Kühnheit, die nahe an die Gränze hinanſtreift, jenſeits welcher das Rechte nicht beſtehen kann:

Die Blumen in den Beeten ſehen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.

Nicht ſelten auch, um die Größe irgend einer Kraft zu zeigen, werden derſelben Wirkungen beigelegt, die möglich, und ſelbſt durch die Phantaſie leicht vorzuſtellen ſind, aber doch außer den Gränzen der Wirklichkeit liegen. Züge dieſer Art geben mehreren Gemälden von Wieland einen unbeſchreiblichen Zauber, der aus Fremdheit und Naivität gemiſcht iſt. So ſagt er, um die Aufmerkſamkeit zu beſchreiben, welche die Ankündigung der Erzählung des alten Branor bei der Tafelrunde erregte:

Und eine Stille ward im Saal, man hätte
Das Weben einer Spinne hören mögen.

Im Oberon heißt es: ihre (der metallenen Koloſſe) Streiche ſeien ſo hageldicht gefallen, daß unzerknickt kein Sonnenſtrahl habe hindurchſchlüpfen können.

Alle dieſe Stellen, die ich übrigens aus dem Gedächtniß, und alſo vielleicht nicht ganz richtig anführe, haben eine unläugbare Schönheit. Wenn man aber das Allgemeine in ihnen, oder diejenige Eigenſchaft aufſucht, worin ſie Alle übereinkommen, ſo beſteht dieſes darin, daß in jeder derſelben zwei Gegenſtände, die zu einer ganz verſchiedenen Ordnung der Dinge, der Eine zur lebloſen, der andre zur beſeelten, der Eine zur bloß empfindenden, der andre zur denkenden, der Eine zur phyſiſchen, der andre zur moraliſchen Welt gehört, durch ſinnliche Beziehung zu Einer An-

ſchauung verbunden ſind; und hierin eben liegt ihre Schönheit. Denn erſtens iſt dieſe Beziehung — eine Beziehung unter ganz verſchiedenartigen Dingen, und demnach ſo entfernt als möglich; aber ſie iſt zweitens auch ſehr nahe, ja oft ſo nahe als möglich; denn nicht nur werden ſie durch die Aehnlichkeit ihrer Eigenſchaften in Einen Geſichtspunkt zuſammengebracht, ſondern der Dichter weiß dieſes oft ſo zu machen, daß ſie in eine Art von Wechſelwirkung gerathen und ihre Eigenſchaften einander mittheilen. Wenn David z. E. die aufgehende Sonne mit einem Bräutigam vergleicht, der aus ſeiner Kammer hervortritt; ſo gerathen zuvörderſt dieſe zwei Gegenſtände in eine ſolche Nähe, daß ich genöthigt werde, das Auge von Einem auf den andern zu wenden; aber bald trag' ich die Freude, den Muth und die Lebensluſt des Bräutigams auf den verglichenen Gegenſtand und den Schimmer der Sonne auf den Bräutigam über, ſo daß ich ihn, wie die Morgenſterne von Klopſtock, „in leuchtender Schönheit" oder, wie ein Franzos dies trefflich überſetzte, brillant de clarté et de jeunesse, erſcheinen ſehe. Die Phantaſie wird alſo, durch immer erneuerten Reiz, in einer Thätigkeit erhalten, die ihren Funktionen angemeſſen iſt, und mit der ſie doch nie zu Ende kommen kann, weil die Theile des Mannigfaltigen, die hier, durch Aehnlichkeit, zu einer Anſchauung verbunden ſind, ſich wegen ihrer Verſchiedenartigkeit nie in einen Begriff vereinen laſſen; oder, um zu unſerer erſten Definition zurückzukommen: es iſt hier ein Mannigfaltiges vorhanden, das durch die Art, wie es mit einander in Beziehung gebracht iſt, der Phantaſie eine Beſchäftigung gewährt, die ohne Intereſſe gefällt.

Wenn man aber eine Probe machen will, daß der

angegebene Grund der Schönheit wirklich der wahre ſei, ſo bleibe man nur bei dem zuletzt angeführten Beiſpiele ſtehen; aber man ſetze, ſtatt des Bräutigams, irgend einen leuchtenden Körper, oder auch einen König, der, von allem ſeinem Pomp umringt, aus ſeiner Burg hervorgeht. Da das Auge hier nicht ſowohl auf den König, ein moraliſches Weſen, ſondern auf ſeine Pracht fällt, und alſo Glanz mit Glanz, phyſiſche Eigenſchaften mit phyſiſchen verglichen werden: ſo iſt die Beziehung zu nahe, und die Schönheit verſchwindet. Daß aber eben dasſelbe geſchehen müſſe, wenn die Beziehung zu ſchwach iſt, erhellet ohne große Unterſuchung. So wird der bekannte Vers:

„Die Sonne quoll hervor, wie Ruh aus Tugend quillt,"

für manche Leſer keine Schönheit haben, weil ſie die Aehnlichkeit der verglichenen Gegenſtände erſt ſuchen müſſen; moraliſche Menſchen hingegen, welche die ganze Wahrheit desſelben beim erſten Hinblick, oder, wenn ich ſo ſagen darf, beim erſten Rückblick in den Himmel ihres eigenen Gemüths, empfinden, werden ihn im höchſten Grade ſchön und eben ſo erhaben, als ſchön nennen.

Alba's Verwaltung der Niederlande.

Von der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn bis zum Ausbruche der Revolution.

Unter der großen Anzahl merkwürdiger Menſchen, welche in der Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts glänzen, ragt Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba,

wie ein Koloß hervor. Die neue Lehre Kalvins und Luthers veranlaßte in jenem Zeitalter bekanntlich allenthalben die heftigſten Bewegungen, und allenthalben war es der Herzog von Alba, der gegen den Geiſt des Zeitalters in die Schranken trat. Seine Thaten im Felde machen ihn dem Krieger, ſein Einfluß in den Kabinetten Karls V. und Philipps II. dem Staatsmann, ſein Charakter dem Menſchenforſcher äußerſt merkwürdig. Ich gebe folgendes hiſtoriſches Bruchſtück als Probe einer Biographie und hoffe, daß es jedem Leſer des T. M. auch ohne Einleitung verſtändlich ſein werde. *) Welcher Deutſche, der irgend an Geſchmack und Bildung Anſpruch macht, ſollte nicht wenigſtens Göthens Egmont geleſen haben, und wem, der ihn geleſen hat, ſollte er nicht gegenwärtig geblieben ſein?

Ein unüberſehbares Gewühl von Menſchen hatte zu dieſem grauſamen Schauſpiel ſich verſammelt; die Meiſten aber wünſchten ſich wieder weit von dannen, als ſie die Verurtheilten wirklich erſcheinen ſahen. Jeden Fremden, der ununterrichtet jetzt hinzugekommen wäre, würde das innigſte Mitleid überwältigt haben; ſo liebenswürdig war das Aeußere des braven Egmont; ſeine Landsleute ſtanden in lautloſer Beklemmung um das Blutgerüſt, als wenn es nicht einem Andern, ſondern ihnen ſelbſt bereitet wäre. Dennoch war es nicht anders möglich, als daß immer noch in dem Wechſel der Empfindungen, die Aller Herzen unter der Folter hielten, von Zeit zu Zeit ein hoffnungsvoller Zweifel aufſtieg. „Egmont hatte doch ſeine Kräfte,

*) Dieſer Abriß erſchien nämlich in Wielands neuem T. M. v. 1795 Stück 6 und 8.

wie ſein Vermögen, in dem Dienſte der Krone aufgeopfert; von den glorreichen Schlachten bei Saint-Quentin und Gravelingen gebührte ihm der Ruhm der erſten größtentheils, der zweiten ganz; ſein einziges Verbrechen hingegen war der gutmüthige Leichtſinn ſeines Herzens, der es ihm unmöglich gemacht hatte, gegen die religiöſen Neuerungen des Zeitalters und einige Ausſchweifungen des Pöbels ſich einer ſolchen Strenge zu bedienen, als die Denkungsart der Spanier und vielleicht auch ſein öffentlicher Charakter von ihm forderte. Höchſtens hatte er mit unglücklicher Gefälligkeit fremden Planen ſein Ohr geliehen, — Entwürfen, die er verabſcheut haben würde, wenn ſie nicht zu weit ausſehend geweſen wären, um für etwas mehr als müßige Spiele des Unternehmungsgeiſtes angeſehn werden zu können. Wenn ſeine Vergehungen aber auch mit Recht den Namen des Hochverraths verdienten, ſo konnte er doch als Ritter des goldnen Vließes von Niemandem als dem verſammelten Kapitel ſeines Ordens gerichtet werden.“ Dieſe Gedanken drängten ſich jetzt lebendig vor die Seele der umſtehenden Niederländer, und ſowohl die kindliche Liebe, welche ſeit mehr denn zwanzig Jahren die Herzen des Volks an Egmont gefeſſelt hatte, als das Mitleid mit ſeiner zahlreichen Familie, kam der Einbildungskraft zu Hülfe, um ſeine Verdienſte zu Götterwerken, ſeine Fehltritte zu Verdienſten emporzuheben.

Er ſelber hatte auf alle Anſprüche an das Leben Verzicht gethan. Beide Todesgefährten äußerten in jenen ſchrecklichen Momenten eine Faſſung, die, wenn gleich völlig ihrem Charakter angemeſſen, bei Egmont nicht geringe Bewunderung erregte. Man wußte nämlich, daß er vor kurzem noch, im Vertrauen auf ſein Recht und

die Gnade des Königs, der Entſcheidung ſeines Schickſals mit harmloſer Zuverſicht entgegen geſehen hatte. Während er im Gebete mit dem Biſchof von Ypern das Schaffot heraufſtrat, warf er einen flüchtigen Blick umher, und ſchien mit einiger Verwunderung den Nachrichter zu vermiſſen. Bald aber heftete ſein Auge ſich auf ein ſilbernes Kruzifix, das nach Alba's Anordnung hinter die beiden Kiſſen hingeſtellt war, worauf die Verurtheilten niederknien ſollten. Egmont that dieſes, nachdem er Hut und Mantel abgelegt hatte, mit allen Zeichen der Ehrerbietung gegen das Bildniß des Gekreuzigten. Dann zog er ſelbſt eine Mütze über die Augen, und zu gleicher Zeit ſah man den Blutrichter unter dem ſchwarz ausgeſchlagenen Gerüſt hervor kommen.

In dem Augenblicke, da der Streich geſchah, ſtieß die ganze zahlloſe Volksmenge einen Angſtſchrei aus, der durch alle Straßen von Brüſſel und in allen Häuſern gräßlich wiederholt wurde. Belgiens Wohlfahrt ſchien mit Egmonts Kopf zu fallen. Der Schmerz der Bürger ward Verzweiflung, und wenn die Spanier, welche auf dem Richtplatz und in den nächſten Gaſſen unter den Waffen ſtanden, den Ausbruch eines Aufruhrs hinderten, ſo hielten ſie doch nicht die Kühnheit einiger Hochherzigen zurück, die ihre Verehrung für die Enthaupteten öffentlich bewieſen. Verſchiedne tauchten ihre Tücher in das Blut, um es wie die Reliquien eines Heiligen zu bewahren. Andre, wiewohl ſie wußten, daß dem Herzog nichts verſchwiegen blieb, drohten mit Rache und Empörung. Mehrere küßten das bleierne Gefäß, worin das Leben der Hingerichteten niederrann.

Sie wiſſen zuverläſſig, murrten die Flamänder unter einander, daß Philipp aus eignem Antriebe nie auf die-

ſen himmelſchreienden Juſtizmord verfallen ſein würde. Nicht die beleidigte Majeſtät, ſondern Alba's Haß und kleinliche Neidſucht gegen Egmont ſei es, die das Blut des Helden gefordert habe. Man erinnerte ſich jetzt, daß Egmont einſt im Würfelſpiel dem Herzog mehrere tauſend Dukaten abgewonnen, und hatte in Alba's Mienen damals die Regungen einer verhaltenen Wuth bemerkt. Bei jedem Wurf habe er mit Augen voll Stolz und Bosheit umhergeſehen, ob die Zuſchauer es nicht unerträglich fänden, daß das Glück dieſen jungen Leichtſinnigen vor ihm, dem zehnfach Würdigern, begünſtige. Jener Neid, meinten Andere, ſei bei einem Scheibenſchießen noch ſichtbarer geworden, wo der Graf die Unbeſonnenheit begangen habe, auf Koſten des Toledaners ſeine Kunſt zu zeigen; und eben bei dieſer Gelegenheit hätten die Belgier überhaupt es für immer verbrochen, weil ſie ihrem Landsmanne ſo lauten Beifall zugejauchzt, als wenn ſein Sieg ein Sieg der Nation über die Spanier geweſen wäre. Wieder Andre glaubten, man dürfe den Urſprung von Alba's Widerwillen gegen Alles, was Niederländer heiße, nirgends, als in der natürlichen Antipathie zwiſchen ſeiner und der unbefangenen frohen Sinnesart des Volkes ſuchen. „Wenn der Herzog, hieß es, in dem Staatsrathe Philipps II. immer der Unmenſchlichkeit das Wort geredet; wenn er beſtändig darauf gedrungen hat, den Provinzen einen Henker zu ſchicken, der ſie mit eiſernen Ruthen züchtigen und jede Bruſt eintreten müſſe, die einen muthigen Gedanken zu athmen wage; wenn wir ihn jetzt ſeine blutdürſtigen Abſichten in Ausübung bringen ſehen: ſo ſind dieſes die nämlichen Geſinnungen, die er ſchon Karl dem Fünften einzuflößen trachtete. Als die Genter rebellirten, fragte ihn dieſer Monarch, welchen

Weg er für den beſten halte, die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurück zu bringen? Ich, erwiederte der Herzog, würde dieſen Heerd der Meuterei von Grund aus umkehren. Allein er hatte ſich an den unrechten Mann gewandt. Der gute Kaiſer ſchaute ihn finſter an, als ob er ſagen wollte: Ihr vergeßt, daß ich an dieſem Herde groß genährt bin! Dann führte er ihn auf einen hohen Thurm und zeigte ſeinem raſchen Rathgeber die ſchöne reiche Stadt, ſo wie ſie unter ihnen ausgebreitet lag. Was denkt Ihr, Herzog? fragte er, wieviel ſpaniſche Felle möchten dazu gehören, um einen ſo großen Handſchuh *) zu verfertigen?" — So lebten hundert vergeſſene Geſchichten wieder auf, und Diejenigen, die eine Umwälzung der Dinge wünſchten, mochten es wol nicht an neuen Erfindungen fehlen laſſen; denn ſicher wußte man damals ſchon ſo gut als jetzt, welch eine mächtige Nahrung des Parteigeiſtes Anekdoten ſind; wie entſcheidend ſie auf die Meinung des Haufens wirken, und wie ſo ſchwer es hält, ſie dem böſen Willen wieder auszureden.

Im Gegenſatze mit dieſen Sagen aber findet man auch auf der andern Seite nicht wenig Angaben, von denen einige wol dazu gemacht wären, den Antheil des Herzogs an Horns und Egmonts Tode in den Augen eines Unbefangenen herabzuſetzen. Mehrere Schriftſteller verſichern uns, daß Alba den Ausſpruch des ſogenannten Blutraths lange ſchon beſtätigt aus Madrid zurück erhalten, eh er ſich habe entſchließen können, zur Vollſtreckung desſelben zu ſchreiten. Er habe von Einem Tage zum andern damit gezaudert, bis er endlich von Philippen mit Ermahnungsſchreiben beſtürmt, und durch den Anmarſch

*) Anſpielung auf den franzöſiſchen Namen von Gent.

Oraniens und ſeiner Bundesgenoſſen dazu gezwungen ſei. Jener hingegen, der Monarch, ſei nicht durch Alba, ſondern durch Egmonts eigenes Betragen aufs Aeußerſte gebracht, und wenn man ja die Schuld auf einen Dritten wälzen wolle, ſo müſſe man eher den Kardinal Spinoſa in Anſpruch nehmen. Der ungenannte Verfaſſer einer Lebensgeſchichte des Herzogs, die 1669 zu Salamanka gedruckt iſt, will die Briefe des Königs in dem Archive der Familie von Toledo geſehen haben. In einem derſelben ſoll er Alba'n der Wortbrüchigkeit, in einem andern der Feigheit zeihen, in einem dritten drohen, an ſeine Stelle einen Gouverneur zu ſchicken, der die Befehle ſeines Herrn getreuer zu befolgen wiſſe. Ueber die Richtigkeit dieſer Behauptungen läßt ſich natürlich nicht gut ſtreiten; ſie könnten indeſſen immer wahr ſein, ohne, genau genommen, etwas für Alba's Geſinnungen zu beweiſen. Der Gedanke, die belgiſchen Unruhen durch Hinwegräumung der Anführer zu erſticken, war doch einmal in ſeinem Kopf entſprungen und beſchloſſen; Alba war der Urheber des barbariſchen Entwurfs, welchen Philipp mit ganzer Seele feſthielt; Alba hatte die Schlachtopfer ausgezeichnet. Verſchob er nachher die Hinrichtung, ſo geſchah es wahrſcheinlich, weil unerwartete Erſcheinungen ihn in Zweifel ſetzten, ob es nicht gerathener ſein möchte, die Lieblinge der Nation als Geißeln zu bewahren? Fand er an dem Kardinal Spinoſa einen thätigen Gehülfen, ſo vermindert ja die Zahl der Mitſchuldigen das Verbrechen nicht. Aber eben jener Biograph, der allenthalben eine beſondere Kenntniß des ſpaniſchen Kabinets verräth, hat ſeiner vorläufigen Entwicklung der niederländiſchen Begebenheiten mehrere Nachrichten eingewebt, die man geradezu verwerfen muß, wenn man ſich nicht überführen

laſſen will, daß Alba, weit entfernt, den Sieger bei Gravelingen zu befeinden, ihn außerordentlich werth gehalten habe. Stellte man dieſe Nachrichten mit ſeiner Langſamkeit in der Ausführung des Todesurtheils zuſammen, ſo ließe es ſich doch wenigſtens vertheidigen, daß nicht erbärmliche Leidenſchaften, ſondern die unabdingbaren Forderungen ſeines Plans es waren, denen der Toledaner jenen liebenswürdigen Unglücklichen zum Opfer brachte. „Der graue Krieger ſchätzte militäriſches Verdienſt. Er war zu ſtolz, und ſeines Ranges als erſter Feldherr des Jahrhunderts zu gewiß, als daß die Thaten Andrer ihn (wenn der Ausdruck erlaubt iſt) aus der Ruhe ſeines Selbſtgefühls zum Neide aufgereizt haben ſollten. Dieſes kriechende Laſter iſt das Erbtheil der Eitelkeit.“ So könnte man etwa ſagen, und zum Ueberfluſſe noch eine Stelle des Laurent Surius hinzufügen, nach welcher Alba ſich über Egmonts Schickſal der Thränen nicht habe enthalten können, — wenn nur nicht grade von Egmont die Rede wäre! Egmonts Charakter war in jedem Betracht ſo ganz das Widerſpiel von dem des Herzogs, und die niederländiſchen Volksſagen enthalten ſoviel pſychologiſche Wahrheit, daß das Urtheil der Leſer ſich immer heimlich auf ihre Seite neigen wird.

Wie es indeß mit Allem dieſem ſein mag, — die Belgier waren überzeugt, daß der Statthalter allein ſie ihres Vaters Egmont, daß Alba und kein Andrer ſie des einzigen Mannes beraubt habe, der noch mit aufrichtig gutem Willen zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtand, und der ganze wüthende Haß, den dieſe That erregte, wandte ſich, ihrer Ueberzeugung nach, auf Alba. Niemand war hiebei gleichgültiger als er. Je widerſpenſtiger ſich die Energie des Volkscharakters gegen ſeine mörderiſchen

Verſuche ſträubte, deſto entſcheidender wurde ja die Probe ſeines Syſtems, wenn es deſſen ungeachtet ihm gelang, die Niederländer nicht nur dem ſpaniſchen Zepter zu erhalten, ſondern ſie ſo ganz für Philipps Hand zu einer ſchulgerechten Folgſamkeit zu erziehen. Hatte er doch die Kriegsmacht Spaniens zu der erſten Armee der Welt, das heißt zu einer Maſchine umgebildet, in deren äußerſtem Gelenke ſein Wille, wie in ſeinem eignen Körper, herrſchte. Jener Haufe von Abenteurern, reichen Stutzern und zügelloſen Lanzknechten, die im Anfange ſo hoch aufſahen, als ihnen ihre goldnen Equipagen, ihre langen Gefolge von Pferden und Bedienten, ihre Freudenmädchen genommen werden ſollten, war unter ſeiner Zucht zu echt römiſchen Kriegern geworden, die, ernſt wie er, in Beſchwerden unermüdlich, löwenkühn im Gefechte, kein anderes Ziel des Ehrgeizes als den Beifall ihres Imperators, keine Furcht als vor ſeinem Unwillen, kannten. Alba hatte demnach nicht Unrecht, ſeinen Grundſätzen zu vertrauen, und wenn es gleich unendlich ſchwerer hält, den Geiſt einer Nation, als einer Armee, zu brechen, ſo ſtand ihm da, wo ſeine Kunſt nicht ausreichte, eben dieſe Armee, wie ein neues Hülfsmittel bei einem ſchwierigern Experimente, zu Gebote. Sein Kommandoſtab war der Talisman, auf den er im ſchlimmſten Falle mit Zuverſicht rechnete. Auf dieſen geſtützt blickte er ruhig über die Länder weg, die ſeinem Haß dahin gegeben waren, erwartete den Aufruhr, wie der Jäger ſeine Beute, und trieb ſein Werk der Menſchenfeindſchaft mit einem trotzigen Selbſtgefallen, das durch Gegenvorſtellungen nur noch mehr gereizt wurde. — Als die Belgier noch für Horn und Egmont hoffen durften, erhielt er eines Abends ein anonymes Schreiben, welches die rührendſten Bitten für die

Gefangenen und eine eben nicht animose Darstellung der Folgen enthielt, die aus der Verurtheilung derselben für die Ruhe der Provinzen sowohl, als auch für ihn, den Gouverneur, für seine persönliche Sicherheit entspringen würden. Seine Antwort auf diese und andre Warnungen bestand in der Exekution der neunzehn Edelleute, die er den beiden Grafen vorangehn ließ, um dem Volke zu zeigen, was es für seine Lieblinge zu gewarten habe. Selbst die Autorität des Königs mußte nachstehn, wenn sie seinen Ideen in den Weg trat.

Jene Amnestie nämlich, welche Alba's menschlichere Vorgängerin, Margaretha von Parma, vor zwei Jahren schon für ihre damaligen Untergebenen zu erhalten gesucht hatte, wurde nunmehr wirklich von Philippen ausgefertigt und — nicht bekannt gemacht. Der Statthalter legte sie für eine andre Zeit bei Seite. Für jetzt schien ihm noch keine Gefahr vorhanden, wodurch ein erniedrigender Friedensantrag nöthig geworden wäre. Der Antheil, den das Volk an dem Unglück einzelner Menschen nimmt, dauert gewöhnlich nur so lange, bis es, den kraftlosen Ausbrüchen seiner Wuth zum Trotze, den entscheidenden Schwertschlag fallen sieht; denn so lange stellt sich Jeder, seinen Verhältnissen und Rücksichten enthoben, in die Lage des bedrohten Lieblings; dann aber schrickt er in sein eignes Selbst zurück. Wer, indessen er am Fuße des Schaffots den Todeskampf des Verurtheilten mitkämpfte, die künftige Dauer seiner Rachbegier nach der Heftigkeit seiner damaligen Empfindungen abmaß, findet sich, wie gerettet, in seiner Hütte wieder, und die Empörung seines mißhandelten Gefühls verliert sich im geschäftigen Gewühl des Lebens. Es gab Viele, die Alba'n schon in diesem Zeitpunkt weissagten, daß er der spanischen Herrschaft, statt sie fest zu

gründen, einen Scheiterhaufen anzünde, der über ganz Belgien in Kurzem seine Flammen wälzen werde. Wenn sie dabei voraussetzten, der Herzog werde auf seinem Wege fortgehen, Kränkung auf Kränkung häufen und mit jeder derselben das Andenken aller vorigen erneuern, so urtheilten sie allerdings ganz richtig. Sonst aber ließ sich mit größerer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Belgier ihren Schmerz verwinden, daß sie den Anstrengungen der geflüchteten Großen, die jetzt von außen mit den Waffen in der Hand heranrückten, unthätig zusahn und ohne Geräusch in die alte Ordnung zurücktreten würden, falls Oraniens Macht sich an Alba's unüberwundnem Phalanx brechen sollte. Alba setzte diesen Gang der Dinge als unfehlbar voraus, und um das grausame Spiel, das er mit der Empfindlichkeit des Volkes trieb, so weit als möglich zu verfolgen, ließ er die Köpfe der Hingerichteten einige Stunden lang auf zwei Piken zur Schau stellen. Die Neugier, dachte er, wird ihren Harm zerstreuen, wenn sie das Ungewitter aus ihrem Luftkreise weg sich nach der Gränze wälzen sehen.

Das linke Ufer der Niederems war der Schauplatz, wo er den Belgiern nach jener schrecklichen Probe seiner Justiz-Verwaltung den ersten Beweis zu geben dachte, was die spanische Tapferkeit, von ihm selber angeführt, vermöge. Dem Ansehn nach machten die Bemühungen der Ausgewanderten ihm die geringste Sorge. Einzig mit der Ruhe des Innern beschäftigt, hatte er bis jetzt Oraniens ungeheure Werbungen in Deutschland, den Einmarsch seines Bruders in die Provinz Gröningen, und selbst den Sieg des Letztern über den Grafen von Aremberg, nicht sonderlich zu achten geschienen. In der That aber durfte

er keine Zeit verſäumen, wenn er ſich nicht in eine ſehr mißliche Lage verſetzt ſehen wollte. Die Völker der Verbündeten waren, wie wir wiſſen, in zwei Hauptkorps abgetheilt. Das eine, unter Oraniens eigenem Befehle, war noch immer zurück auf deutſchem Boden, und vergrößerte ſich von Tage zu Tage; Ludwig von Naſſau, der Anführer des andern, behauptete ſich in der Gegend, wo Aremberg in jener unglücklichen Schlacht das Leben verloren hatte; jedes dieſer Korps aber war an Mannszahl der ganzen Macht, die Alba aufbringen konnte, überlegen. Eins derſelben, und zwar das Naſſauiſche, mußte demnach ſo ſchnell wie möglich, nicht nur überfallen, ſondern auch vernichtet werden. Entging ihm Naſſau, wich er aus Gröningen zurück und ließ ſein Heer zu dem ſeines Bruders ſtoßen; ſo hatte der Herzog eine Uebermacht vor ſich, die er nicht zu überwältigen hoffen durfte. Blieb hingegen der Graf in ſeiner Stellung und wurde gar nicht oder nicht bald beſiegt; ſo drang Oranien indeſſen von einer andern Seite in das Herz von Flandern, und Alba war gezwungen, ſeine ohne dieſes ſo ſchwache Armee zu theilen; er war wiederum verloren.

Die Verbündeten ſchienen den zweiten Operationsplan befolgen zu wollen, und grade dieſes war es, was den Statthalter nicht verzweifeln ließ; denn um den Sieg war ihm nicht bange, ſobald ihm Ludwig nur in einer Hauptſchlacht Stand hielt, und dazu hoffte er ihn zu nöthigen. Er war bereits in aller Eile von Brüſſel nach Antwerpen abgegangen. Immer darauf bedacht, der Treue ſeiner Unterthanen ſich auf ſeine Weiſe zu verſichern, ließ er hier acht Kompagnien deutſcher Truppen unter Serbellons Kommando zur Beſatzung, und befahl aufs dringendſte, die Vollendung der Zitadelle zu beſchleunigen.

Von Antwerpen marſchirte er nach Herzogenbuſch, wo Creſſonieres, General der Artillerie, mit achtzehn Kanonen und einem großen Zuge von Kriegsbedürfniſſen bei ihm eintraf.

Seinen ferneren Weg dachte er über Grave, Arnheim und Deventer zu nehmen. An dem letztern Orte ſollten alle noch fehlende Truppen zu ihm ſtoßen. Inzwiſchen hatte er die Yſſel noch nicht im Rücken, als er mit allem ſeinem Feuereifer von einem lächerlichen Intermezzo aufgehalten wurde. Der Vorfall iſt an ſich zu unbedeutend, um einer Erwähnung zu verdienen; aber bei der Revolutionsgeſchichte eines Volkes, deſſen Phlegma einen ſo großen Fond von Jovialität verbirgt, daß ſeine Verſchwörungen ſelbſt eine burleske Miene gewinnen, gehört das Luſtige zum Kolorit. Einige Kundſchafter alſo, die ausgeſchickt waren, den Zuſtand der Brücken zu unterſuchen, kamen außer Athem mit der Nachricht zurück gelaufen, daß der Feind im Anmarſch und nicht weit mehr von dannen ſei. Nichts war unglaublicher als dieſes: allein die Leute beriefen ſich Einer auf den Andern; es blieb dabei, daß man vier Standarten vor einem großen Zuge Soldaten geſehen habe, und in demſelben Augenblicke ließen ſich einige Trommeln hören. Der Herzog war gezwungen, Halt zu machen. Er nahm ſeine Maßregeln, ſo gut es nach den Umſtänden möglich war, und ſeine Truppen erwarteten in voller Schlachtordnung den Feind, als wirklich jene Fahnen und ein großer Zug von — Bauern zum Vorſchein kamen, die an nichts weniger als den Krieg zu denken ſchienen. Sie tanzten und jauchzten mit der unbeſorgteſten Freude um vier bekränzte Wagen her, auf denen ein neuvermähltes Mädchen mit ih-

rem Brautschatz im Triumphe zu dem nächsten Dorfe geführt wurde. Bei dieser Entwickelung brachen die deutschen Völker in ein lautes Gelächter aus, und selbst der Ernst der Spanier hielt sich nicht dagegen. Von dem Frohsinn des Landvolks angesteckt, begrüßte das ganze Korps die Königin des Festes, weil sie vorüberrollte, mit einem Freudenschuß, und noch lange nachher pflegte man in der spanischen Armee die Vorposten, wenn sie unerwartet heimkamen, zu fragen: ob sie die Braut gesehen hätten? Mit der größten Heftigkeit fuhr dagegen Alba die beschämten Kundschafter an. Wo seine Soldaten sich an einem unschuldigen Schauspiel zu ergötzen glaubten, sah er nichts als Zeitverlust. Er befahl ihnen, ihre Schritte zu verdoppeln. So erreichte er mit unglaublich schnellen Märschen den 14. Julius (1568) die Provinz, und am 15. die Stadt Gröningen, deren Einwohner er durch seine schnelle Erscheinung, und bald darauf noch mehr durch die Disziplin seiner Truppen in Erstaunen setzte.

Die guten Leute wußten sich vor Bestürzung kaum zu rathen. Nicht als wenn sie sich eines Verbrechens gegen das Interesse der Krone bewußt gewesen wären — der damalige Soldat war immer und besonders, wenn überstandne Mühseligkeiten ihn zu größeren Ansprüchen berechtigten, ein sehr unbescheidner Gast; ihre Begriffe von den Spaniern waren schrecklich und alle Märkte gerade voll von Früchten, Fleisch und andern Waaren, die den Ankömmlingen sehr ins Auge leuchten mußten. Jeder Bürger machte daher eine so freundliche Miene, als sich nur machen lassen wollte, und stellte sich mit einer Flasche Wein vor seine Hausthür. Allein sie wurden bald von der Unrichtigkeit ihrer Vorstellungen überzeugt, als die Spanier ihnen jetzt vorbeimarschirten, ohne etwas

von dem Reichthum, wofür man ſo beſorgt war, zu berühren. Keiner war, der ſeine Ordnung verließ, und äußerſt Wenige, die nach den ihnen dargebotenen Erfriſchungen nur die Hand ausſtreckten. Sie ſchienen nicht zu wiſſen, was man damit wolle.

Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als der Herzog in Gröningen einzog. Er war nicht geſonnen, den Reſt des Tages ungenutzt zu laſſen, beſonders da er in Erfahrung gebracht hatte, daß Ludwigs Lager nur eine Stunde von der Stadt entfernt ſei. Trotz der Erſchöpfung ſeiner Kräfte, welche mehr noch durch die Schmerzen des Zipperleins, ſeiner gewöhnlichen Krankheit, als die Beſchwerden des Marſches aufgezehrt worden, beſchloß er, in Begleitung einiger Offiziere die Stellung des Feindes auszuforſchen; und ob dieſer gleich nicht ſo nahe war als man glaubte, indem der ſorgſame Naſſau auf die Nachricht von der Ankunft der Spanier, ſeine Poſition mit einer andern vertauſcht hatte, die eine halbe Meile weiter entlegen war: ſo ruhte dennoch Alba nicht eher, bis er ſich, ſo gut die Vorſicht es erlaubte, von Allem unterrichtet hatte.

Bei ſeiner Heimkunft geſtattete er den Soldaten, ſich zur Ruhe zu begeben, und die Morgenröthe des andern Tages war noch nicht angebrochen, als er ſchon wieder an ihrer Spitze ſtand, um ſie zu einem entſcheidenden Streich hinauszuführen. In Gröningen ließ er eine hinlängliche Beſatzung, welcher er den Herzog von Braunſchweig zum Kommandanten gab; gegen den Feind ſchickte er aber Kaſpar Robles mit einem auserleſenen Korps von 1200 Mann voraus. Die Bündiſchen durch dieſen Vortrab aus ihrer ſehr gut gewählten Stellung verdrängen zu wollen, wäre ein thörichter Gedanke geweſen. Robles

ſollte ſich von zwei Seiten dem Naſſauiſchen Lager nähern, den Feind hervorlocken, und ihn bis zur Ankunft der Hauptarmee, mit welcher Alba in einer nicht großen Entfernung der Avantgarde folgte, beſchäftigen. Gelänge dieſes nicht, ſo ſollte er durch einen verſtellten Angriff genauere Kundſchaft von der Stärke des Grafen zu erhalten ſuchen. Uebrigens warnte ihn der Herzog, ſich durch die Hitze des Gefechtes ja nicht zu weit führen zu laſſen.

Das Heer des Grafen war, wie wir bereits bemerkt haben, zahlreicher als das königliche; man konnte es auf etwa 12 bis 13000 Fußgänger und 3000 Reiter anſchlagen, da hingegen die Infanterie des ſpaniſchen Generals nur zwiſchen 11 und 12000 Mann betrug. Aber außer dieſer Uebermacht hatte Naſſau eine genaue Kenntniß des Bodens, alſo einen Vortheil voraus, der bei einem von Waſſern und Sümpfen allenthalben durchſchnittenen Kriegsſchauplatz, wie Gröningen, von der äußerſten Wichtigkeit war. Er war ſo groß, daß die wichtigen Folgen, welche die Verbündeten daraus ziehen konnten, kaum zu berechnen waren, und wirklich hatte Alba ſie nicht genug erwogen. Der Herzog verließ ſich auf einen ganz andern Vorzug. Wenn ſeine Truppen nämlich aus harten Veteranen beſtanden, die größtentheils unter ſeiner Zucht zu Krieg und Sieg gewöhnt waren, und alle Helden aus ſeiner Schule zu Anführern hatten, ſo war die Armee des Grafen aus deutſchen Abenteurern zuſammengeſetzt, die, durch die Liebe zum Raube und einem zügelloſen Leben angeworben, nur ſo lange treu und tapfer blieben, bis es ihrem Soldherrn fortdauernd an Glück oder Gelde zu mangeln anfing.

In der That war gerade den Tag zuvor wegen rückſtändiger Löhnung ein Aufſtand in Ludwigs Lager ausge-

brochen. Zwei deutſche Kompagnien hatten ſein Gezelt mit wüthendem Geſchrei belagert. Sie hätten, riefen ſie, in zweimal vierundzwanzig Stunden kein Brod geſehen; und da ſie doch einmal umkommen ſollten, ſo wollten ſie wenigſtens fechtend ſterben, falls er anders Arme, ſie zu ſtrafen finden könne. Für das Mal hatte er ſie auf den andern Tag vertröſtet. Jetzt aber fingen die Unzufriedenen von neuem an, ſich in verſchiedenen und ſtärkeren Truppen um die Rädelsführer zu verſammeln, und der Tumult, den dieſe Meuterei veranlaßte, war eben im ganzen Lager allgemein geworden, als erſt von fern, dann plötzlich in der Nähe, die feindlichen Gewehre ſich hören ließen. Trotz der Warnung des Oberfeldherrn hatten die Spanier ſich durch ihre Kampfluſt und die Schwachheit des Widerſtandes, den ſie antrafen, verleiten laſſen, ein ziemlich großes Waſſer, welches vor der Poſition der Bündiſchen herlief, zu durchſchwimmen. Sie befanden ſich auf einem ſehr gefährlichen Boden, der es der Uebermacht leicht gemacht haben müßte, ſie Alle zu vernichten, ehe der Herzog ihnen mit dem Hauptkorps zu Hülfe kommen konnte. Allein in jener Verwirrung war Niemand, der auf Naſſaus Befehle hörte. Die Verſchanzungen, welche man in der Eile aufgeworfen hatte, wurden im erſten Schrecken von ihren Vertheidigern Preis gegeben. Indeſſen hatten die Aufrührer ſchon das Lager angezündet, und Alles ſtürzte ſonder Ordnung, ſonder Aug' und Ohr durch den Rauch ſich fort. Daß auf einer ſolchen Flucht nicht Wenige in den Moräſten und durch das Schwert des Feindes ihren Tod fanden, iſt natürlich. Naſſau konnte es für das Mal ſich zum Glücke rechnen, daß er Alba'n zum Gegner hatte. Der vorſichtige Feldherr ließ ſeine Kavallerie wider alle Erwartung zurückkommen. Eben

jene Sümpfe und Untiefen, worin er hier einen Haufen verwirrter Fußknechte, dort ein Pferd mit ſeinem Reiter verſchwinden ſah, ließ ihn für die Seinigen einen ſchrecklichen Ausgang fürchten, wenn es Ludwigen glückte, ſeine Deutſchen an irgend einem ſchicklichen Orte zum Stehen zu bringen.

Ueberhaupt erweckte dieſer erſte Verſuch, den alle Spaniſchgeſinnte für eine entſcheidende Vorbedeutung anſahen, in Alba's Innern die peinlichſten Beſorgniſſe. Die Eigenheiten des Terrains erſchienen ihm in einem ſchrecklichen Gegenſatze mit der Kürze der Friſt, die der Drang der Umſtände ihm zur Beendigung ſeines Gröningſchen Zuges vorſchrieb. Der Augenſchein hatte ihm jetzt gezeigt, daß ſich den Verbündeten allenthalben Gelegenheiten darboten, entweder jedem Angriff auszubeugen und durch Hin- und Herziehn ihn um ſeine Zeit, die Truppen um Muth und Kraft zu bringen, oder ſie ins Verderben zu locken, oder, wie in dem gegenwärtigen Falle, ſelbſt ſeine Siege fruchtlos zu machen. Gewiß eine Ausſicht, die furchtbar genug war, um ſelbſt einen Alba außer Faſſung zu ſetzen! Sie verurſachte ihm um ſo größern Kummer, da er einmal, wiewohl vom Glücke ſehr begünſtigt, dem Glück in keinem Fall vertraute, und hernach kein Mittel ausfindig machen konnte, die Kenntniſſe, welche ihm fehlten, ſich zu verſchaffen, oder zu erſetzen. Die Landeseingebornen waren, wenn nicht Alle auf der Partei der Ausgewanderten, doch eben ſo ſehr als dieſe dem ſpaniſchen Namen abgeneigt. Sie hatten dieſes in der Behandlung der Arembergiſchen Truppen, die nach der unglücklichen Schlacht bei Winſchoten in die Dörfer geflüchtet waren, bewieſen. Beſonders ſtand das Schickſal eines Bataillons von dem ſardiniſchen Regiment, das von den Bauern angegeben

und auf Naſſau's Befehl gehenkt worden war, in friſchem Andenken. Jetzt zeigten ſich die nämlichen Geſinnungen. Aller Drohungen ungeachtet wollte Keiner etwas von dem Marſche der Naſſauiſchen wiſſen, wiewohl es den Bewohnern der Gegend recht gut bekannt ſein mußte, daß Ludwig ſich links hinunter nach dem Ausfluß der Ems gezogen hatte.

So geſchah es, daß der Herzog ſich in entgegengeſetzter Richtung um die Spitze der Bourtanger Haide nach Rheden wandte, um ſich vorläufig dieſes höher an dem Fluſſe liegenden Ortes zu bemächtigen. Er ſchnitt dadurch nicht nur den Bündiſchen die Zufuhr aus Weſtphalen ab, ſondern ſicherte ſich auch einen Uebergang über die Ems, falls die Feinde es dienlich finden ſollten, ſich nach Oſtfriesland zurückzuziehen. Beide Maßregeln zeigten ſich indeß als überflüſſig, da er die Deutſchen am 21. Julius bei Gemmingen, zwiſchen dem Dollart und der Ems, in einer Stellung antraf, von der es ſich beim erſten Anblick vermuthen ließ, daß Naſſau ſie nicht aufgeben, ſondern eher zuverſichtlich ſein Glück in einem Kampf auf Tod und Leben wagen würde.

Dieſes in der Kriegsgeſchichte der niederländiſchen Revolution ſo berühmte Lager verdient eine nähere Beſchreibung. In dem Rücken desſelben, jenſeits des Fluſſes, lag Emden, eine für Naſſau'n günſtig geſinnte Stadt, woher er, ſo lang er ſich behauptete, Geld und Lebensmittel ziehen konnte. Gegen die Angriffe des Feindes war es rings umher durch einen ſumpfigen Boden geſchützt, der, mit Untiefen und lebendigen Waſſern untermiſcht, es faſt allenthalben unzugänglich machte. Ihm war ſchwerlich anders beizukommen als über einen langen Aufwurf, der das flache Land vor dem Austritt der Ems ſchützte, und an dem Fluſſe hinab in gerader Linie auf Gemmin-

gen und die Fronte des Lagers zulief. Dieſer aber war vornhin ſtark beſetzt, und wurde weiter nach dem Dorfe zu durch eine Batterie von zehn Kanonen und zwei Forts vertheidigt. In einem ſolchen Lager hätte Naſſau eine dreifach ſtärkere Heersmacht als die ſpaniſche nicht fürchten müſſen. Dennoch ahnete ihm nichts Gutes; er hatte zwei heilloſe Begleiter hineingenommen — die Furcht und den Aufruhr.

Alba hingegen, ſobald er ſeines Feindes anſichtig ward, erhielt ſein ganzes Selbſtvertrauen wieder. Die Befehlshaber, welche mit ihm rekognoſziren ritten, Ferdinand von Toledo (ſein Sohn) Noircarmes, und ſelbſt der ungeſtüme Vitelli, erſchraken, als ſie aus ſeinen Bemerkungen wahrnahmen, daß er entſchloſſen ſei, das Lager — und zwar denſelben Augenblick — anzugreifen. Mit der Freudigkeit eines Mannes, dem das Erwachen ſeines Genies für den Ausſchlag der Unternehmung bürgt, beantwortete er ihre Gegenvorſtellungen. „Macht mich nicht irre, ſagte er zu Ferdinanden; ich bin noch nie vor dem Anfang eines Treffens ſo frohen Sinnes geweſen" — und befehligte d'Avila'n mit dreihundert Mann, die nächſten Poſten des Feindes von dem Damm zu treiben.

Aber ſeine muntere Gemüthsſtimmung allein würde einen Feldherrn, der den größten Theil ſeiner Lorbeern der Kunſt zu zögern verdankte, ſchwerlich zu einem ſo vermeßnen Entſchluß bewogen haben; er mußte ſchlagen. Seine Nachrichten aus Brüſſel meldeten, daß Oraniens Hauptquartier gegenwärtig ſich zu Aachen befinde; daß ſeine ohnehin ſchon ſo ſtarke Armee ſich von Tage zu Tage vermehre; daß es bloß an ihm liege, wenn er nicht jetzt ſchon gegen Flandern in Anmarſch ſei. Die Maas war ungedeckt; die Stimmung der Niederländer

äußerte ſich immer deutlicher; Aller Augen waren auf Oranien gerichtet; er brauchte nur zu kommen, um zu erobern. Außerdem war jede Stunde Gewinn für Naſſau. Noch wirkte der Geiſt der Meuterei unter ſeinen Truppen für Alba; aber wahrſcheinlich waren von Emden aus die Mittel unterwegs, wodurch allen Unordnungen abgeholfen und der Rebell in den willigſten Krieger umgewandelt werden konnte.

Zu Allem dieſem fügte ſich jetzt ein neuer Umſtand, der dem Herzog keine Minute zu verlieren übrig ließ. D'Avila, der auf dem Damme ſich mit den Feinden eingelaſſen hatte, bat um ſchleunige Hülfe, weil dort ein Anſchlag im Werke ſei, der nichts Geringeres zur Abſicht habe, als die ganze ſpaniſche Armee zu vernichten. Die Bündiſchen waren im Begriff, den Aufwurf durchzuſtechen. Sogleich beorderte der Herzog Miguel Caravaralla mit fünfhundert Mann zu Fuß und drei Fähnlein Reiterei, um d'Avila'n, wie und wo dieſer es für nöthig fände, zu unterſtützen. Von der andern Seite ließ Naſſau vier ſeiner bravſten Regimenter ausrücken. Ein wüthender Kampf entſtand, und ſicher wären die Spanier zurückgeworfen worden, wenn nicht Ferdinand von Toledo ſich von ungefähr in der Nähe befunden hätte. Dieſer ſtellte ſich mit einigen Freiwilligen an ihre Spitze, ſprach ihnen durch Worte und Thaten Muth ein, und hielt ſo den andringenden Schwall von Deutſchen auf, bis neue Hülfe nachkam.

Das Gefecht auf dem Damme war aber nur das Vorſpiel eines Wageſtücks, zu welchem Alba's Generale indeſſen wetteifernd ſich erboten. Mehrere von ihnen zeigten ſich willig, quer durch die Moräſte auf das Geſchütz des Feindes und den Mittelpunkt ſeiner Werke loszugehn. Der Herzog maß ſie mit zweifelndem Erſtau-

nen; allein weil am Ende doch wol etwas von der Art verſucht werden mußte, ſo erlaubte er endlich dem Don Lopez von Figueroa, ſeinen Kopf daran zu wagen, und nahm zu gleicher Zeit eine Maßregel, wodurch er ihm die Ausführung des beinahe tollkühnen Einfalls zu erleichtern hoffte. Er machte nämlich Miene, als ob er d'Avila'n mit ſeiner ganzen Heersmacht nachdringen und über den Aufwurf hin mit barer, offener Gewalt ſich einen Weg ins Lager brechen wollte; denn auf dieſe Weiſe konnte es ihm gelingen, die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes nach dem Vordergrunde des Kampfplatzes hinzuziehn.

Während deſſen hielt Figueroa links an dem Ufer des Moores hinter einem Erlengebüſche, das ihn und ſeine Leute unſichtbar machte. Dieſe zeichneten ſich dadurch, daß ſie Alle mit Feuergewehren bewaffnet waren, noch mehr aber durch den Ruhm ihrer Tapferkeit unter den Truppen des Königs aus. Figueroa erinnerte ſie an ihre Thaten, und betete darauf mit lauter Stimme zu der heiligen Jungfrau, ſeiner Schutzpatronin, bis das Geprasſel von der Seite des Dammes her auf einmal doppelt heftiger zu werden anfing, und ihn erinnerte, daß der Augenblick zu handeln gekommen ſei. Dann hoben Alle die Arme mit den ſchweren Büchſen in die Höhe und traten muthig vor ſich nieder. Ohne ſich nach ihren Nebenmännern umzublicken, wer glücklich vorwärtskommen, wer verſinken möchte, richteten ſie ihre Blicke nach dem Ziele, durchwateten glücklich Sümpfe und Bäche, und waren im Begriffe die Verſchanzungen zu erſteigen, ehe der Feind ſie wahrgenommen oder ihrer geachtet hatte. Allein ſo wohlfeil ſollten ſie den Ruhm des Tages nicht erkaufen. Was von Deutſchen in der Nähe war, ſtürzte wie raſend nach den Kanonen hin. Aus ihnen focht die Verzweiflung;

die Spanier hingegen ſtritten mit jenem ſtillen Ingrimm, womit ſie im voraus ſich dem Tode geweiht hatten. Ihr Heldenmuth verdiente den Sieg und erhielt ihn. Nach einem nicht ſehr langwierigen aber deſto blutigern Gefechte waren die Kanonen erobert, die Forts erſtürmt; der Weg ins Lager ſtand offen.

Die ſchrecklichen Szenen, welche jetzt erfolgten, waren nicht mehr ein Kampf, ſondern ein Gemetzel zu nennen. Wie die Ems, wenn es Naſſau'n gelungen wäre, ſie in das tiefere Land hinabzuleiten, auf die Spanier hereingeſtürzt ſein würde, ſo überſchwemmten dieſe jetzt das ganze Lager. Die meiſten Deutſchen warfen mit geſtreckten Waffen ſich dem Sieger zu Füßen, und erhielten dadurch nichts als einen ſchnellern Tod. Viele kamen in den Sümpfen, worin ſie im Gewühl der Flucht einander ſtürzten, Viele durch das Schwert, die Meiſten in den Wellen des Fluſſes um. Ungeübt im Schwimmen wurden ſie von der Laſt ihrer Rüſtungen hinabgezogen, und wem es auch glückte, ſich durch die Stärke ſeiner Arme oder auf ſeinem Pferde emporzuhalten, der entging den Kugeln der Spanier nicht, die mit ihren Büchſen am Ufer auf der Lauer ſtanden. Sechszehn ſchwere Stücke nebſt Allem, was an Gepäck und Kriegsbedürfniſſen vorhanden war, und die unſchätzbar reiche Bagage der bündiſchen Anführer, wurden ein Lohn der Ueberwinder, und nur Diejenigen hatten das Glück, zu entrinnen, für welche Alba gern die ganze übrige Beute hingegeben hätte. Hoogſtraten war Tags vorher durch Krankheit gezwungen worden, das Lager zu verlaſſen. Schauenburg hatte ſich im Anfange des Gefechts hinwegbegeben. Von Naſſau'n gingen verſchiedene Gerüchte, bis man erfuhr, daß er in fremden Kleidern durch die Ems geſchwommen ſei, und

seine Rüstung zurückgelassen habe, um für todt gehalten und nicht weiter gesucht zu werden.

So unbegreiflich der Ausgang dieser Unternehmung selbst den Siegern scheinen mußte, so ungewöhnlich war die Art, wie sich die Nachricht davon verbreitete. Einige Kaufleute, welche an diesem Tage, und grade zur Zeit der Ebbe, den Dollart beschifften, sahen eine große Menge von Hüten aus dem Wasser, das aus der Ems in jenen Meerbusen zurückgetreten war. Sie erkannten daraus nicht nur, daß an den Ufern des Flusses ein fürchterliches Blutbad vorgefallen, sondern auch, auf welcher Seite der Vortheil gewesen sei; denn die Hüte waren alle von einer Form, wie sie die Deutschen damals statt der Helme trugen. So kam es, daß der Bote, den Alba nach Gröningen abschickte, die ganze Stadt schon von der Neuigkeit unterrichtet fand, womit er den Herzog von Braunschweig überraschen sollte.

Sie ging mit unglaublicher Schnelligkeit von Munde zu Munde durch die Provinzen, und der Eindruck, den sie verursachte, war für Oranien Pläne fast so nachtheilig als der Unfall selbst. Nur von den Heftigsten seiner Anhänger im Innern des Landes durfte er erwarten, daß ein solches Unglück ihren Muth nicht schwächen, oder mit einer Wirkung, die widrige Begebenheiten nicht selten auf trotzige Gemüther machen, ihn noch mehr entflammen werde. Die Königlichgesinnten schrieben das Glück der spanischen Waffen einem Wunder zu, das durch Figueroa's Frömmigkeit und die Gebete des heiligen Vaters bewirkt sein sollte.

Und in Wahrheit durfte Pius V. sich einigen Antheil an dem Siege zueignen. Er hatte — seine Fürbitten ungerechnet — Alba'n mit einer beträchtlichen Summe

Geldes unterſtützt. Dafür war nun auch das erſte Schreiben, welches der Feldherr von dem Schlachtfelde abſandte, nach Rom beſtimmt, wo es mit unbeſchreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Drei Tage lang feierte man die Niederlage der Rebellen unter dem Donner des Geſchützes und mit dem ganzen Pomp des römiſchen Gottesdienſtes; drei Nächte hindurch war die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt erleuchtet. Man überließ ſich nicht mit Unrecht der Freude; denn wenn ſich gleich damals ſchon vorausſehen ließ, daß bei weitem noch nicht Alles zu Ende ſei, ſo war doch wenigſtens ein Drittel der Ketzerarmee ſo gut wie weggetilgt.

Der Prinz von Oranien erhielt die Schreckenspoſt von dieſem Unfall durch ſeinen Bruder ſelbſt, der mit Hogſtraten und den übrigen Anführern ſich zu ihm flüchtete. Sein Erſtaunen war mit deſto größerm Verdruß verbunden, je zuverſichtlicher er auf die Fortſchritte ſeiner Waffen in den nördlichen Provinzen gerechnet hatte. Freilich war der Schlag, auch wenn man bloß den Verluſt an Mannſchaft betrachtet, hart genug; allein darum hätte er ſich doch nicht ſonderlich kümmern dürfen: denn dieſen Schaden würden ſeine Freunde in Frankreich und Deutſchland zu erſetzen gewußt haben. Von den Hugenotten, die eben zu einem dritten Feldzug gegen die Partei der Guiſen Anſtalt machten, war ihm ein bedeutendes Hülfskorps zugeſagt. In Deutſchland aber eilten alle dienſtloſen Lanzknechte zu den Fahnen, welche die proteſtantiſchen Fürſten und einzelne berühmte Ritter zu Gunſten der Niederländer aufgepflanzt hatten, und dieſer Eifer ward gewiß nicht wenig durch die Sorgfalt vermehret, womit Oranien auf Herbeiſchaffung klingender Münze bedacht war. Er ſchrieb nicht nur in den Gegenden, die er beſetzt hielt, ſchwere

Kontributionen aus, sondern verschmähte auch sonst keine Mittel, sich mit jenem Hauptbedürfnisse zu versehen, wie er denn z. B. auf dem Rheine achtzehn reichbeladene Kauffahrteischiffe in Beschlag nahm.

Der Herzog war von Allem diesem unterrichtet; doch glaubte er noch einige Zeit in der wiedereroberten Provinz verweilen zu müssen. Denn wenn er gleich den mehr als übermüthigen Gedanken aufgab, die Ostfriesen dafür zu züchtigen, daß sie sich unterfangen hatten, seinem Feinde Lebensmittel zuzuführen: so hielt er es doch wenigstens für seine Pflicht, die Gränzgegend erst durch tüchtige Vorkehrungen vor allen künftigen Versuchen auswärtiger und einheimischer Revolutionsfreunde zu sichern.

Was das für Vorkehrungen sein sollten, darüber war er zweifelhaft. Erstens sollten die Gröninger genöthigt werden, den ihnen lange schon bestimmten Bischof aufzunehmen. Zweitens hatte er ihnen an die Stelle des Grafen von Aremberg einen Spezialgouverneur ausgesucht, der wegen seines unverdächtigen Eifers bereits unter Margarethens Administration einer gleichen Würde werth befunden worden war. Damit es aber diesen Wächtern des königlichen Interesse, so wie an gutem Willen, auch an Mitteln nicht fehlen möchte, entschloß er sich, trotz seines äußerst mißlichen Mangels an Truppen, ansehnliche Besatzungen in den wichtigern Plätzen zurückzulassen, und endlich erhielt Paciotto, sein berühmter Baumeister, den Befehl, in Gröningen eine Zitadelle, nach dem Muster der antwerpischen, anzulegen. Lauter Maßregeln, von denen der günstige Erfolg höchst unwahrscheinlich, der nachtheilige hingegen ganz gewiß war. Sie regten den ganzen Groll der Belgier wieder aus der Betäubung auf, worin ihn die Niederlage bei Gemmingen versetzt hatte.

Aber noch ehe der Herzog als Sieger wieder in Gröningen einzog, ereignete ſich ohne ſeine Schuld ein Vorfall, der dem Volkshaſſe zu Verwünſchungen Anlaß gab. Er gehört in die Reihe der großen Unglücksfälle, die während Alba's Verwaltung ſo häufig waren, daß man dadurch endlich auf den Gedanken kam, die Niederländer ſeien von ihrem Regenten einem Ungeheuer, von der Vorſehung einem Dämon abgetreten.

Der Statthalter war zwei Tage in der Gegend des Schlachtfeldes geblieben; am dritten brach er auf, um über Damin nach Delfziel zu marſchiren, und dieſen Hafen mit Beſatzung zu verſehen. Da er ſeinen Zug durch die Gegend von Winſchoten nehmen mußte, ſo weckten hundert Gegenſtände in den Gemüthern der Spanier ein trauriges Andenken auf. Hier war der brave Graf von Aremberg, dort der Kern ſeines Heeres gefallen. In dieſem Dorfe hatten die Soldaten der ſardiniſchen Legion, ſtatt eines ſicheren Zufluchtsortes, verrätheriſche Gaſtfreunde und einen ſchmählichen Tod gefunden. Trunken von Glück und Sieg beſchloſſen die Kameraden dieſer Unglücklichen, mit Schwert und Feuer eine Rache zu nehmen, die zu entſchuldigen geweſen wäre, wenn es in ihrer Gewalt geſtanden hätte, den Flammen Geſetze vorzuſchreiben. Allein ein heftiger Windſtoß kam ihrer Wuth ſo über alle Erwartung zu Hülfe, daß die Unmenſchlichſten unter ihnen ſich entſetzten, als ſie die leichten Strohdächer in einer fürchterlichen Höhe gen Himmel lodern und bald den ganzen Horizont in Feuer ſahen. Alba war außer aller Faſſung, und daß er über die Mordbrenner ein ſchreckliches Gericht ergehen ließ, daß die Urheber z. B. auf der Stelle gehenkt wurden, läßt ſich von ihm erwarten. Wenn er aber gleich

in seinem Eifer so weit ging, daß er selbst den völlig unschuldigen Kommandanten des Regiments degradirte, so entsündigte er sich doch eben so wenig in den Augen seiner Hasser, als den armen Landleuten dadurch der Schaden ersetzt wurde, den man nachher auf eine Million Gulden anschlug. Wer unsern Widerwillen einmal in so hohem Grade empört hat, der darf sich nicht verwundern, wenn die Leidenschaft, auch bei Ereignissen, die er selbst verabscheut, eine Verbindung auszumitteln weiß, wodurch sie berechtigt wird, den ganzen Ausfall ihrer Vorwürfe gegen ihn zu richten. Wie hätte sich ein Mann darüber beklagen dürfen, der bei jeder Gelegenheit, bald durch Nothwendigkeit, bald durch Eigenwillen getrieben, der Erbitterung neue Nahrung gab?

Dieses that er in der Provinz Gröningen durch die oben bemerkten Anstalten, und auf seinem Rückwege nach der von Oranien bedrohten Gränze, den er endlich über Amsterdam und Utrecht antrat, versäumte er auch fast an keinem Orte, die Einwohner seine Anwesenheit auf eine gehässige Weise fühlen zu lassen. So ließ er in Amsterdam eine Frau von achtzig Jahren enthaupten, weil sie einen Prediger der neuen Lehre in ihrem Hause verborgen hatte, und ihr sehr beträchtliches Vermögen konfisziren.

Ich zeichne den letztern Umstand aus, um die Idee anzuregen, daß nach Alba's Plane die Niederländer selbst die Kosten zu der Operation hergeben mußten, wodurch ihre alte Verfassung in eine monokratische umgeschaffen werden sollte; daß der Richtplatz seine Münze war; daß die vielen Hinrichtungen zwar auf der Einen Seite den Groll des Volkes, auf der andern aber auch die Mittel vermehrten, diesem Groll zu trotzen. Wenn man das im Auge behält und dann hinzudenkt, daß es immer ein Theil der Nation war, der durch seine Grausamkeiten erbittert

wurde, indeß ein Andrer ihnen, wo nicht mit Triumph, doch mit gleichgültigen Augen zusah: so wird man, mit dem aufrichtigsten Hasse gegen jede Tyrannei, den Statthalter nicht geradezu für einen so seichten Politiker erklären können, als wozu so viele Schriftsteller ihn machen wollen. Er hatte sich allerdings geirrt, aber nur in Einem Punkte, und nicht in Rücksicht der Niederländer, sondern da, wo man es von dem alten Hofmann am wenigsten hätte erwarten sollen, — in seinem Könige. Alba hatte geglaubt, voraussetzen zu dürfen, daß dieser sich um so bereitwilliger finden lassen werde, ihn mit allen Hülfsmitteln zu unterstützen, je trefflicher die Grundsätze seiner Administration sich in der Ausführung bewährten. Allein Philipp, der reichste Monarch des Erdbodens: Philipp, der mit eignen Händen fruchtlose Millionen verschwendete, war argwöhnisch und geizig, wie ein Krämer, wenn er seine Schätze der Verwendung eines Andern, selbst des erprobtesten seiner Diener, anvertrauen sollte. Er hielt die großen Summen, welche Alba sich durch die Konfiskation verschaffte, für noch größer als sie wirklich waren. In dieser Voraussetzung ließ er es seinem Stellvertreter sowohl an Geld als Truppen fehlen, und eine natürliche Folge davon war, daß Alba genöthigt wurde, es auf der Einen Seite bei seinem Monarchen zu verderben, und auf der andern endlich zu einem Versuche seine Zuflucht zu nehmen, der die Belgier vollends in Harnisch jagen, und gerade das, was Alba vorzüglich zu verhüten hatte, — eine Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, bewirken mußte. Jenes verderbliche Steuersystem — doch davon zu seiner Zeit! Ich würde dieser Sache hier nicht erwähnen, wenn ich nicht fände, daß der Herzog schon

nach ſeiner Heimkunft von Gröningen in der Verſammlung der Stände zu Brüſſel einige Winke davon hätte fallen laſſen. — Gegen den König verſtieß er in dieſem Zeitpunkt dadurch, daß er ohne Anfrage in Spanien werben ließ. Wir haben ſchon bemerkt, daß Alba in ſeinem Amte nicht immer ſo unterthänig handelte, als er im Kabinette ſprach. Die Ausnahmen, welche er ſich erlaubte, waren zwar immer zum Vortheil der Krone, aber gewiß nie zu ſeinem eigenen; denn wenn der König auch eben ſo gutmüthig geweſen wäre, als er eiferſüchtig war, ſo hätten Spinoſa und Bodrigo *) ihre Kunſt nicht verſtehen müſſen, wenn ſie bei ſolchen Gelegenheiten nicht böſes Blut zu machen gewußt hätten.

Oranien hingegen benutzte ſelbſt das Unglück zu ſeinem Vortheil. Die Schlacht bei Gemmingen hätte ſeine Freunde bedenklich machen ſollen; ihm wurde ſie ein Mittel, ſeine deutſchen Bundesgenoſſen zur Rachgier zu entflammen, ſo daß ſie nun vollends aufboten, was in ihrer Macht ſtand.

Bei einer Muſterung, die er jetzt vornahm, ergab es ſich, daß ſeine Armee bis auf 28,000 Mann herangewachſen war. Damals eine fürchterliche Kriegsmacht! Seine Infanterie beſtand aus 16,000 Deutſchen und 2000 Belgiern und Franzoſen.

Den vorzüglichſten Theil des Heeres aber bildete die 10,000 Mann ſtarke Kavallerie, weil ſich dazu faſt lauter Veteranen eingefunden hatten, die in den franzöſiſchen Bürgerkriegen abgehärtet waren. Seine Artillerie war ebenfalls ſehr anſehnlich; er führte, die kleinern Stücke ungerechnet, 20 Kanonen vom ſchwerſten Kaliber mit ſich.

*) Miniſter Philipps, Feinde des Herzogs.

Allein die Menge ſeiner Truppen war kein Vortheil für ihn, vielmehr mußte dem Feldherrn bei ihrem Anblick ſchlimm zu Muthe werden, wenn er ſich nicht auf ſeine Verſorgungsanſtalten und vorzüglich auf ſeine Kriegskaſſe verlaſſen konnte. Etwas Geldvorrath hatte er ſich verſchafft, und wäre es auf den guten Willen ſeiner Anhänger angekommen, ſo hätte er ſich aller Sorgen entſchlagen dürfen. Der Kurfürſt von der Pfalz, der Herzog von Würtemberg und die Stadt Straßburg hatten ſich zu einer dreimonatlichen Beſoldung des deutſchen Fußvolks anheiſchig gemacht. Für die niederländiſche und franzöſiſche Infanterie verſprach ein reicher ſpaniſcher Kaufmann in Antwerpen, monatlich 3000 Thaler herzuſchießen. Den Unterhalt der Kavallerie hatten die Anführer ſelbſt übernommen. Wie ernſtlich es aber auch mit dieſen Anerbietungen gemeint ſein mochte, ſo war Oranien (ſelbſt ein deutſcher Fürſt) doch gar zu gut unterrichtet, wie es mit den Einkünften ſeiner Kollegen ausſah. Weit entfernt alſo, ſich dabei zu beruhigen, ließ er es ſeine Hauptſorge ſein, ſich von einer ſo unſichern Unterſtützung unabhängig zu machen. Das Rathſamſte oder vielmehr das Einzige, was er in dieſer Abſicht thun konnte, war, ſobald als möglich vorzurücken, und ſich einiger der reichſten Städte Brabants zu bemächtigen. Glückte dies, ſo war ihm geholfen, und daß es ihm nicht fehlſchlagen werde, dazu hatte es allen Anſchein.

Sein Anſehn, das immer erſtaunlich groß geweſen war, hatte ſeit dem Tode Horns und Egmonts merklich zugenommen. Von da an theilte er den Enthuſiasmus des Volks mit Keinem mehr, und das Schickſal ſeines Sohnes, der ihm von der hohen Schule entführt und nach Spanien gebracht war, machte, daß Diejenigen, die den

Staatsmann und Helden nicht bewundern konnten, den gebeugten Vater in ihm bedauerten. Was ihm aber die meiſten Herzen gewann, war der Anſtrich von Rechtſchaffenheit (Loyauté) den er allen ſeinen Schritten zu geben bemüht war. Jetzt ſchickte er ſeinem Heere ein Manifeſt voraus, worin er die Inſchrift ſeiner Fahne: „Für das Geſetz, das Volk und den König," auf eine ſehr beredte Weiſe kommentirte.

Es dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein, wie weit Oraniens Entwürfe damals gingen. Wenn er indeſſen ſchon die Abſicht hegte, die Niederlande nicht bloß von dem jetzigen Despotismus, ſondern durchaus von der Herrſchaft der Spanier zu befreien, ſo war es ihm dennoch leicht, ſeine Geſinnungen mit ſehr guter Miene zu verbergen. Die Idee von einer ſolchen Veränderung war in ſo wenigen Köpfen ſeiner Anhänger klar geworden, und auf der andern Seite ahnete man ſie ſo wenig, daß es den Bündiſchen ſogar gelang, den Kaiſer in ihr Intereſſe zu ziehen. Es waren ſchon vor einiger Zeit Geſandte nach Wien geſchickt, theils um die Werbungen im Reiche bei Maximilian II. zu entſchuldigen, theils um ihn zu bitten, daß er doch als Vermittler dazwiſchen treten und die belgiſchen Provinzen, dieſes einſt ſo blühende, jetzt von einem habſüchtigen Tyrannen verwüſtete Mutterland Karls des V., mit ihrem Herrſcher ausſöhnen möge. Dieſe rührende und große Rolle war ganz für das Herz des menſchenfreundlichen Kaiſers gemacht. Er entſchloß ſich in ſeinem und des Reiches Namen, Philippen die Folgen ſeiner gewaltſamen Entſchließungen ans Herz legen zu laſſen, und übertrug dies Geſchäft dem Erzherzog Karl, ſeinem Bruder, der gerade im Begriff war, wegen andrer Angelegenheiten nach Madrid zu reiſen.

Wenn man erwägt, daß Alba vor kurzem ſich das Mißvergnügen ſeines Herrn zugezogen hatte, ſo ſollte man vermuthen, daß es den Bemühungen dieſes erhabenen Geſandten nicht ganz an einem glücklichen Erfolge habe fehlen können. Allein Philipps Maximen: „daß man weder auf Vernunftgründe noch Staatsabſichten Rückſichten zu nehmen habe, wo die Ehre Gottes und die Religion auf dem Spiele ſtehe: denn dagegen komme doch keine zeitliche Sache, ja die ganze Welt nicht in Betrachtung; — daß man eher ein ganzes Reich als die Gleichförmigkeit des Glaubens aufopfern müſſe; — daß zur Erhaltung derſelben weder ein Mittelweg, noch irgend eine Nachſicht ſtatt finde" — dieſe Hauptgrundſätze ſeiner Regierung waren zu tief bei ihm eingewurzelt, und Alba war zu ſehr der Mann, ſie in ihrem ganzen Umfange zu handhaben, als daß jetzt ſchon an eine Zurückberufung des Letztern, und wenn auch, an eine Veränderung in dem Verfahren gegen die Belgier zu denken geweſen wäre. Ohnehin halten Menſchen von dem Charakter des ſpaniſchen Tiberius gerade dann am hartnäckigſten auf ihre Maßregeln, wenn ſich Vieles, wie auf genommene Abrede, vereinigt, ſie davon abzubringen. Wenn alſo die Vorſtellungen des Kaiſers nicht nur keine günſtige, ſondern gar eine widrige Wirkung hervorbrachten — denn dies thaten ſie wirklich — ſo ließ ſich das auch ohne die Dazwiſchenkunft eines andern Umſtandes, der doch hauptſächlich dazu beitrug, erklären. Philipp fand es nämlich äußerſt befremdend, daß das Oberhaupt des Reiches ihm in demſelbigen Augenblick einen Friedensherold ſchickte, da man es ungehindert geſchehen ließ, daß ganz Deutſchland ein Werbeplatz für Oranien wurde. Er hielt den Erzherzog mit zweideutigen Antworten hin, — und ſandte Alba'n

indeſſen einen ſehr willkommnen Sukkurs. Der älteſte Sohn des Statthalters, Friedrich, war es, der ihm unvermuthet ein neues Korps Infanterie und eine Summe Geldes zubrachte, die für drei bis vier Monate zur Beſoldung aller ſeiner Truppen hinreichte.

Hierdurch wurde die Lage der Sachen merklich verändert. Zwar dem Herzog war ſeit der Schlacht bei Gemmingen vor Oranien nicht mehr bange geweſen. Auf dem Zuge gegen Ludwig von Naſſau hatte man ihn freilich oft in einer mißmuthigen Laune geſehen; denn da befand er ſich in der Nothwendigkeit, den angreifenden Theil zu machen, was nie ſo recht ſeine Sache war; dem Bruder Ludwigs aber rückte er mit Luſt entgegen, weil dieſer Kampf vertheidigungsweiſe, d. h. auf eine Art geführt werden mußte, worin Alba ſich als Jüngling ſchon unſterbliche Lorbeern errungen hatte. Durch die Auswahl der vortheilhafteſten Stellung ſeine Armee vor einem Angriff und eine große Strecke Landes vor Einfällen zu ſichern, oder mit andern Worten, einen noch ſo übermächtigen Feind, der aber die Mittel zu ſeinem Unterhalt erſt ſuchen mußte, ohne Schwertſchlag zu beſiegen, in dieſer großen Kunſt hatte er ſich bereits in dem Kriege gegen die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen als Meiſter gezeigt. Indeſſen war Oranien doch auch ein ungleich geſchickterer General, als die Häupter jener Konföderationen (den braven Schärtlin ausgenommen, mit dem ſie ſich nicht vertragen konnten), die Linie, welche vertheidigt werden ſollte, war gar zu ausgedehnt, die Macht des Feindes zu groß und Alba's Hauptarmee hingegen war neuerdings noch um einige ſtarke Abtheilungen verringert. Kaſpar Robles z. B. war mit ſeiner Legion nach Ruremonde vorangeſchickt, und weiterhin nach Limburg hatte der Herzog ein

anderes Korps befehligt, um durch die Behauptung dieſes Poſtens den Marſch des Gegners aufzuhalten, und vorzüglich, um alle Lebensmittel in dieſer Gegend von dem platten Lande in die feſtern Plätze ſchaffen zu laſſen. Dieſe Lücken wurden nun durch die friſchen Truppen wieder ausgefüllt, ſo wie er durch den unvermutheten Geldzufluß an intenſiver Stärke beinahe eben ſo viel gewann, als die Bündiſchen an Mannszahl vor ihm voraus hatten. Er hielt ſich mit den 16,000 Mann, woraus ſein Lager ungefähr beſtehen mochte, für mächtig genug, Oranien den Uebergang über die Maas zu wehren; denn dieſe erſte und natürliche Schutzwehr der zu erobernden Länder hatte der Feind noch vor ſich.

Hier war alſo die erſte und, wie wir gleich ſehen werden, eine ſehr glückliche Gelegenheit für Oranien, ſich an dem fürchterlichen Manne zu meſſen, den man bis dahin für unübertrefflich gehalten hatte. Alba that Alles, ihm die Probe zu erſchweren. Das linke Ufer des Fluſſes ward mit Wachen beſetzt, die Brücken wurden abgebrochen, die ſeichten Stellen undurchgänglich gemacht. Der Herzog ſelbſt mit dem Hauptkorps verſchanzte ſich nicht weit von Maſtricht in dem ſogenannten Cäſarslager. Allein um die Behauptung eines nicht ſehr großen Fluſſes iſt es immer eine mißliche Sache, beſonders wenn man mit einem Gegner zu thun hat, der die genauſte Kenntniß aller natürlichen Vortheile mit ſo viel raſtloſer Thätigkeit, Entſchloſſenheit und Liſt vereinigt. Nachdem Oranien lange an dem entgegengeſetzten Ufer hin- und hergegangen war, und durch ſeine zweifelhaften Bewegungen die Spanier auf die Gedanken gebracht hatte, daß er nun doch wol endlich alle Wege rekognoszirt und nirgends Gelegenheit zur Ausführung ſeines Vorhabens gefunden habe,

— zog er gegen Abend ſeine Truppen an einer wenig bekannten Furt zuſammen. Dieſe Untiefe befand ſich in der Gegend von Stochem, und war deswegen nicht weniger bequem, weil der Herzog ſie überſehen hatte. Oranien nahm die Kunſt zu Hülfe. Er ſtellte ſeine Kavallerie in einer dichten Linie quer durch den Fluß, und da er den Lauf des Waſſers auf dieſe Weiſe noch mehr gebrochen hatte, ſo gelang es ihm, in einer Nacht ſein ganzes groſſes Kriegsheer, mit Gepäck und ſchwerer Artillerie, wohlbehalten auf die andre Seite zu bringen. Man begreift nicht, wie eine ſolche Bewegung ſo eilfertig und zugleich ſo geräuſchlos geſchehen konnte, daß die ſpaniſchen Poſten nicht eher etwas davon gewahr wurden, als bis das mehr als kühne Wageſtück glücklich vollbracht war. Alba erfuhr es wenigſtens nicht eher. Darum fragte er auch voll Erſtaunen, ob denn der Rebellenfeldherr ein Heer von Vögeln kommandire? und glaubte es dann erſt, als er die Bündiſchen in Schlachtordnung vor ſeinem Lager erſcheinen ſah.

Ganz Belgien gerieth durch dieſe Begebenheit in eine außerordentliche Bewegung; den Patrioten wuchs der Muth, und der Schrecken, welchen ſie unter den Spaniſchgeſinnten verbreitete, war um ſo gröſſer, da einige andre gleichzeitige Ereigniſſe die Gemüther auf groſſe und wunderbare Eindrücke vorbereitet hatten. So z. B. hatten die ſogenannten Waldgeuſen eben angefangen, ſich auf die nämliche Weiſe wie die Chouans im heutigen Frankreich, hervorzuthun, und ſeltſame Naturerſcheinungen, Erdbeben, Wirbelwinde, Mißgeburten u. ſ. w. hatten die Einbildungskraft der Menſchen ſo geſpannt, daß man ſich noch abenteuerlichere Phänomene dichtete, bei hellem Tage kämpfende Armeen in der Luft ſah, bei Nacht das Gewinſel der

Sterbenden hörte. Dieſe Wirkung aber war zum Unglück auch der wichtigſte Vortheil, den Oranien durch ſeinen Uebergang durch die Maas gewonnen hatte. Durch die Ausfüllung jenes Grabens, wenn ich ſo ſagen darf, hatte das Hauptbollwerk, welches er überwinden mußte, wenig von ſeiner Furchtbarkeit verloren. Dies war die herzogliche Armee, die zwiſchen ihm und ſeinem Ziele wie eine bewegliche Feſtung in der Mitte ſtand.

Oranien hielt es für das beſte, ſogleich den erſten Schrecken zu benutzen, der ihm bis in das Zelt des Toledaners vorangedrungen war; und wenn das irgend möglich gemacht werden konnte, ſo war es aus mancherlei Rückſichten rathſam, und zwar hauptſächlich wegen des Mangels an Lebensmitteln, der ſich jetzt in ſeiner Armee ſchon drückend äußerte. Zu einem andern Beweggrunde konnte ihm das große Beiſpiel ſeines Gegners dienen, der in der berühmten Schlacht bei Mühlberg (1547 den 24. April) den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen dadurch überwältigte, daß er nach ſeinem Uebergang über die Elbe die Truppen nicht erſt ausruhen ließ, ſondern ſie, von Waſſer triefend, zum Angriff führte. Die Bündiſchen erſchienen daher mit dem Anbruch des Tages vor dem Lager des Herzogs. Allein ſie fanden die Spanier in einer ſolchen Stellung, daß man es bald für eine Unmöglichkeit erkannte, ſie aus ihren Verſchanzungen herauszuſtürmen. Sollte es in dieſer Gegend zu einem entſcheidenden Gefechte kommen, ſo mußten ſie hervorgelockt, d. h. der Herzog mußte zu einer Thorheit von der erſten Größe verleitet werden; eine Aufgabe, die das fruchtbarſte Feldherrngenie in Verlegenheit geſetzt, und an die Oranien ſich nicht gewagt haben würde, wenn nicht ſeine Lage ihn genöthigt hätte, auch das Schwerſte nicht unver-

ſucht zu laſſen. Er bot alle Künſte der Taktik auf, allein vergebens. Die Deutſchen ſchickten einen Trompeter mit einer förmlichen Ausforderung ab; der Herzog ließ ihn hängen. Sie gingen ſo weit, daß ſie die Dörfer rings umher in Brand ſteckten. Alba ſtand unbeweglich. Nur einzelne Gefechte ließ er zu, um die Feinde in der Meinung ſeiner Soldaten herabzuſetzen und den Muth der Offiziere, die den Defenſivkrieg verwünſchten, nicht ganz unbeſchäftigt zu laſſen. Am unzufriedenſten war der Chef der Kavallerie, Chiappino Vitelli. Ihm war auf einer Streiferei ſein Pferd, eine ſchöne Stute, unter dem Leibe todt geſchoſſen. Da es ihm nun glückte, den folgenden Tag dafür 300 Pferde zu erbeuten, ſo führte er dieſe triumphirend dem Herzog vor. Siehe! rief er, ſo viele Füllen hat mir die Eine Stute geboren. Alba lächelte und vertröſtete ihn auf den erſten Dezember. Wenn Oranien gegen dieſe Zeit nicht ohne Schwertſchlag zur Verzweiflung gebracht ſei, ſo verſprach er ihm, zu ſchlagen.

Drei Tage ſtanden die Verbündeten dem Cäſarslager gegenüber. Am vierten wandte ſich Oranien mit einem äußerſt ſchnellen Marſche zuerſt nach Tongern, einem Orte, von deſſen ihm ſehr zugethanen Einwohnern er ſich viel Unterſtützung verſprechen durfte, — von da nach St. Trüien. Hier trieb er Kontributionen ein, die freilich groß genug waren, aber die Bündiſchen doch nicht zu der unmäßigen Luſtigkeit berechtigten, womit die deutſchen Anführer ſich ſogleich dem Weine überließen. In die ernſthafteſten Betrachtungen verſenkt nahm Oranien an ihren Gelagen keinen Antheil; denn wenn gleich der Kampf, in den er ſich mit dem Genie des Toledaners eingelaſſen hatte, erſt einige Wochen dauerte, ſo genügten doch ſchon ſeine jetzigen Erfahrungen, ihn von der Ueberlegenheit des grauen

Kriegers zu überzeugen. Der Herzog war den Deutſchen auf dem Fuße nachgerückt, und hatte von den häufigen Unordnungen, worin die unbehülfſame Menge auf einem ſo kupirten Terrain gerathen mußte, keine ungenutzt laſſen. Bei Tage neckte er ſie unaufhörlich; kampirten aber die beiden Heere zur Nachtzeit, wie gewöhnlich, nicht weit von einander, ſo war er wieder damit beſchäftigt, Hinterhalte für den folgenden Tag zu legen. So wurde der Nachtrab der Verbündeten immer in Scharmützel verwickelt, von denen eines ihnen auf 700 Mann zu ſtehen kam. Alle Wendungen hingegen, die Oranien nahm, den Herzog zu einem allgemeinen Treffen zu nöthigen, waren eben ſo vergeblich, wie ſeine andern Verſuche, von denen irgend wichtige Folgen abhingen. Von Tongern z. B. hatte er anſehnliche Zufuhren zu ziehen gehofft, und wirklich erhielt er auch Lebensmittel von dort her; allein der größere Theil des für ihn beſtimmten Vorraths war noch nicht aufgeladen, als ſich auch ſchon eine ſpaniſche Kolonne vor den Thoren zeigte. In der Gegend von St. Trüien hatte ſeine Armee ſich etwas erholt. Jetzt konnte er ſich da nicht länger halten. Er mußte von neuem zweckloſe Märſche machen, um wieder vom Feinde verfolgt zu werden, der immer angriff, und nimmer, wenn er angegriffen werden ſollte, ſich in einer ſolchen Stellung zeigte, daß er ſein Terrain mehr zu ſchaffen als zu benutzen ſchien.

Unter ſolchen Umſtänden konnte der Aufruhrsgeiſt der Deutſchen unmöglich ſchlummern. Noch beruhigte ihn Oranien durch die Ausſicht auf einige Orte, die er ihnen zur Plünderung Preis zu geben verſprach: als ihm aber auch zu dieſem Ziele der Weg verſperrt wurde, ſo geſchah dann endlich, was der Spanier erwartete. Eine allgemeine Empörung brach mit ſolchem Ungeſtüme los, daß in dem

erſten Augenblick der Entdeckung weder Verheißungen noch Drohungen mehr hinreichten, ſie zu dämpfen. Ein Theil der Truppen weigerte ſich zu marſchiren; ein andrer rottete ſich mit gezogenen Schwertern um den Feldherrn zuſammen. Schon flogen Kugeln. Ein Hauptmann, der Oranien zur Seite ritt, ward durch das Herz getroffen, und die Mörder hatten ihre Büchſen zum zweiten Male angeſchlagen, als zum Glücke die Nachricht eintraf, daß eine Verſtärkung von 3500 Franzoſen unter dem Kommando des Herrn von Genlis heraneilte. Hierdurch erhielt Oranien ein Mittel, die verführten Soldaten zu beruhigen, und den Rädelsführern, deren, wie gewöhnlich, nicht ſehr viele waren, zu imponiren. Genlis befand ſich ſchon im Luxemburgiſchen, wo er wie ein Mordbrenner hauſete, und ſo gewaltthätig um ſich griff, daß die Bündiſchen, außer dem Zuwachs an Mannſchaft, auch noch Geld und Viktualien von ihm erwarten durften.

Allein Parteigänger von dieſem Schlage pflegen nicht zum beſten Haus zu halten, und auch das Hülfskorps ſollte Oranien erſt mit einem äußerſt empfindlichen Verluſt erkaufen. Auf dem Wege, den er einſchlagen mußte, um ſich mit den Franzoſen zu vereinigen, zogen ihm die Spanier zur Seite, oder der Herzog war ihm unvermerkt zuvorgekommen. Er hatte ſich mit dem Kern ſeines Heeres zu Thinnen an der Gete gelagert, und einige ſeiner tüchtigſten Befehlshaber mit vier ſpaniſchen Regimentern und zwei Kompagnien Scharfſchützen zurückgeſchickt, um den Verbündeten in einer dichten Waldung aufzulauern.

Die letzte Maßregel verfehlte ihren Zweck. Die Spanier ſtießen an dem unrechten Orte auf eine ungleich ſtärkere Abtheilung von der oraniſchen Armee, und wären wahrſcheinlich aufgerieben worden, wenn der Abend nicht zu

nahe geweſen wäre. Aus dieſer Urſache kam es für dies-mal nicht zu einem Angriff, ſondern die beiden Haufen defilirten neben einander fort, bis ſie durch eine Anhöhe geſchieden wurden, die ſich der Länge nach zu dem Ufer der Gete hindehnte. Hier zogen ſich die Spanier rechts auf ihre Armee zurück, indeß Oranien dem Ufer näher zu kommen eilte. Er beſetzte in der Nacht den Hügel, und der folgende Tag war noch nicht angebrochen, als ſein ganzes Heer ſchon wieder in Bewegung war. Zu gleicher Zeit ordnete der Herzog auf der andern Seite der Anhöhe ſeine Truppen. Er ſchloß aus dem Getümmel der Bün-diſchen, daß ihr Vortrab ſich ſchon an dem Ufer oder gar jenſeits des Waſſers befinden müſſe, und Vitelli behauptete mit ſeiner gewöhnlichen Hitze: wenn jemals etwas Ent-ſcheidendes geſchehen ſolle, ſo dürfe man die Verwirrung nicht ungenutzt laſſen, welche beim Ueberſetzen über einen Fluß unvermeidlich ſei. Allein Alba wollte ſich, wie er ſagte, erſt genauer von der Lage der Sachen unterrichten. Darum befahl er ſeinem Sohne Friedrich, die feindlichen Poſten von dem Hügel zu vertreiben. Die Geſchwindigkeit, womit der junge Held ſich dieſes Auftrages entledigte, war bewundernswürdig; doch als er den Gipfel erſtürmt hatte und nun von oben ab alle Wendungen der Verbündeten überſchauen konnte, ſo zeigte ſich's, daß der größte Theil der Feinde den Fluß bereits überſchritten hatte. Nur 2000 Deutſche und 500 Reiter, größtentheils Wallonen, waren unter Lemerwalls Kommando zur Deckung des Zuges zurückgeblieben. Die nämliche Entdeckung machte Vitelli, der ſich indeſſen an der Spitze der leichten Truppen um den Fuß des Hügels ſchwenkte; und jetzt war nichts mehr im Stande, den feurigen Krieger von einem Angriff zurückzuhalten. Er machte dieſen mit ſeinem gewöhnlichen

Ungeſtüm und ſo vielem Glücke, daß Alba ſein Unternehmen billigte, ohne ſich jedoch durch das Beiſpiel zu einem größern Wagſtück reizen zu laſſen. Vergebens forderte ihn Vitelli dazu auf; vergebens ließ er ihm den Schrecken bemerklich machen, den die Oraniſchen auf dem jenſeitigen Ufer durch ihre furchtſamen Bewegungen zu erkennen gaben. Der Herzog begnügte ſich, den Kämpfenden von Zeit zu Zeit eine ſparſame Hülfe zu ſenden, und ſchickte endlich einen Abgeordneten Vitelli's mit der Antwort zurück: daß jeder auf der Stelle des Todes ſein ſolle, der ſich noch einmal unterfangen werde, ihn mit ungebetenem Rathe zu behelligen. Der brave General mußte froh ſein, daß ihm nicht gar durch einen Befehl zum Rückzug auch die Freiheit genommen wurde, das Vorſpiel zu einem allgemeinen Treffen, das er auf ſeine Gefahr begonnen hatte, zu Ende zu bringen. Dies war inzwiſchen jetzt nicht ſo leicht mehr. Der Graf von Hoogſtraten, der von dem Hauptkorps mit Sukkurs herübergekommen war, hatte den Muth der Bündiſchen angefeuert. Endlich aber erfochten die Spanier doch den vollkommenſten Sieg.

Demophilos an Eukrates:

Ueber die Gränzen der Staatsgewalt und ein gewiſſes, in der Konſtitution vom Jahre 3 nicht enthaltenes Mittel, die Freiheit der Beherrſchten gegen die Anmaßungen der Beherrſcher zu ſichern.

Hoc uno Reges olim sunt sine creati,
Dicere jus populis, injustaque tollere facta.

Non per far, ma per non far.
Dante.

Ich hätte es in der That nicht erwartet, mein Beſter! daß die Vergleichung, welche ich in meinem letzten Schreiben zwiſchen der großen Revolution unſerer Tage und der Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts anſtellte, Ihnen ein ſo großes Aergerniß geben würde. Die Bemerkung der Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Begebenheiten iſt ja nichts weniger als neu, oder mir eigen! nur daß ich freilich die Parallele noch um Einen Punkt weiter hinauszog. Die Reformation hat des Böſen die Menge zerſtört, hat unzählige Hinderniſſe, die dem Glück der Menſchheit und ihrer Veredlung entgegen ſtanden, aus dem Wege geräumt, — die Revolution desgleichen. Die Reformation hat für Diejenigen, welche nicht durch ſie befreit wurden, die Folge gehabt, daß dieſelben in ihrem ruhigen Fortſtreben nach Aufklärung und Verbeſſerung gehemmt, zurückgeſetzt und die Bande, in denen ſie ſeufzten, immer enger zuſammengezogen wurden. Daß die Revolution die nämliche Wirkung haben werde, iſt leider! ſchon jetzt zu fühlbar, als daß nicht auch dieſe Aehnlichkeit ſchon öfters bemerkt worden ſein ſollte. Allein ich trieb die Vergleichung wei-

ter. Die Reformation, ſagte ich, hat auch Diejenigen, welche dadurch befreit und dem Drucke der Hierarchie enthoben wurden, in der Hauptſache nur um ein Geringes weiter gebracht. Das glänzende Ziel, nach welchem die Stifter derſelben anfänglich ausliefen, war die endliche Emanzipation der Vernunft, unbeſchränkte Denkfreiheit. Als aber die Gährung ſich geſetzt und das neue Syſtem ſich nicht ſowohl ſeinem urſprünglichen Prinzip, als dem Geiſte ſeiner Machthaber nach ausgebildet hatte, ſo wurden die Hellſehenden bald mit Schrecken gewahr, daß ſie mit allen jenen großen, gewaltſamen, von Strömen Bluts bezeichneten Bewegungen ſich dem eigentlichen Ziele um keinen Schritt genähert und, mit einem witzigen Schriftſteller zu reden, für einen lebendigen Papſt einen papiernen eingetauſcht hatten. „Einen ähnlichen Ausgang, ſetzte ich hinzu, ſcheinen die großen politiſchen Bewegungen unſeres Zeitalters haben zu ſollen. Es gibt der Gründe nur gar zu viele, die mich befürchten laſſen, daß der endliche Gewinn, den, ich will nicht ſagen, das Menſchengeſchlecht überhaupt (denn in Rückſicht dieſes iſt der mögliche Gewinn oder Verluſt keiner Berechnung fähig), ſondern den Frankreich und die zu gleichem Wagniß mit ihm vereinten Nationen daraus ziehen werden, dem urſprünglich gehofften Reſultate nicht ſehr entſprechen dürfte.“ — Dieſe Aeußerung denn iſt es, die, wie Sie ſelbſt ſagen, Ihr Erſtaunen, und, wie ich leider! aus einigen Stellen ihres Schreibens ſchließen muß, Ihren Unwillen erregt hat. Dringend und mit einem Ernſte, der Ihnen Ehre macht, fordern Sie mich auf, Ihnen zu ſagen, in welcher billigen und vernünftigen Erwartung ich mich durch den bisherigen Gang der Revolution getäuſcht geſehen habe? Sie fordern mich auf, Ihnen unter den

durch die fränkischen Machthaber getroffenen Maßregeln, Anordnungen u. ſ. w. diejenigen anzuzeigen, in welchen ich ſchon jetzt eine unglückliche Tendenz der neuen Ordnung der Dinge zu dem Despotismus der alten zu erkennen glaube. Nur ſolle ich bedenken, ſetzen Sie hinzu, in welchem Sturm und Drange ſich dieſe Nation bisher befunden habe, und daß alſo nicht jeder Schritt freiwillig d. h. von der Art ſei, daß man daraus auf den Geiſt und das Syſtem der Regierung oder, was Eins iſt, auf ihr künftiges Benehmen Folgerungen ziehen könne.

Ich habe nichts Angelegentlicheres, mein Theuerſter! als dieſer Ihrer Aufforderung Genüge zu leiſten, — nichts Angelegentlicheres, als Ihnen zu zeigen, daß ich nicht unter die unbilligen, oder, wie Sie eigentlich haben ſagen wollen, unter die undankbaren Beurtheiler der franzöſiſchen Nation gehöre, — daß die Schritte ihrer Machthaber und ſelbſt diejenigen Schritte, die nicht durch Politik geboten wurden, weil ſie durch keine Politik geboten werden konnten, das günſtige Urtheil, welches ich gegen Sie vor mehreren Jahren über jene Nation fällte, in nichts verändert haben. Meine Furcht vor der Zukunft gründet ſich allerdings auf Unzufriedenheit mit der Gegenwart, und dieſe Unzufriedenheit auf Betrachtungen über das Syſtem und die Handlungen der Machthaber, allein über ſolche Handlungen, die, wo nicht von Allen, doch von den Meiſten als lobenswerth und nothwendig angeſehen werden, und welche zu tadeln in der That! auch ſchwerlich Jemandem einfallen kann, der ſie nicht mit mir auf dem nämlichen Geſichtspunkte beurtheilt. Wenn ich Ihnen alſo angeben ſoll, was und warum es mir mißfällt, ſo werde ich Sie in dieſen Geſichtspunkt ſtellen,

ich werde Ihnen meine Ideen über Staat, Staatsverfaſſung und Regierung entwickeln müſſen, die ſich freilich ſeit der Zeit unſerer erſten Bekanntſchaft ſehr geändert haben. Auch dieſer Mühe unterziehe ich mich deſto freudiger, da ich von Ihnen eine ernſtliche Prüfung meiner Meinungen (denn für etwas Weiteres gebe ich ſie nicht) und alſo ihre Beſtätigung oder Berichtigung erwarten darf. Allein, wie geſagt, es ſind Paradora, die ich zu entwickeln habe. Werden Sie daher nicht ungeduldig, wenn dieſes Sendſchreiben mir vielleicht unter der Hand zu einer Abhandlung anwachſen ſollte.

„Vielleicht," heißt es in Ihrem Briefe, und ich möchte wetten, daß eben dieſes Vielleicht Ihnen jetzt wieder in Gedanken ſchwebt, „vielleicht iſt das Ideal von Freiheit „und Verfaſſung, welches Sie ſich entworfen haben, ſo „— idealiſch, daß es entweder nie, oder doch nur dann „erſt wird realiſirt werden können, wenn die Menſchheit „einen Grad von Bildung erreicht und Erfahrungen gemacht haben wird, die ihr bis jetzt noch mangeln, und „daß es alſo nicht die Schuld der Franken, ſondern des „Zeitalters iſt, wenn die Konſtitution vom Jahre 3 ihren „Forderungen nicht Genüge leiſtet."

Gewiß nicht, mein Freund! Eine ſolche überſpannte Vorſtellungsart ſteht vielmehr in geradem Widerſpruche mit den Grundſätzen, welche die Elemente meiner Denkweiſe über jene Gegenſtände ausmachen. Was erſtens die Freiheit angeht, ſo iſt ſie nach meinen Begriffen nichts Anders, als ein geſellſchaftlicher Zuſtand, wodurch jedem Individuum der Geſellſchaft das Recht zuerkannt und verbürgt wird, von jeder ſeiner Kräfte und von jedem natürlichen oder erworbenen Hülfsmittel jeden moraliſch erlaubten Gebrauch zu machen, oder, anders geſagt, wo-

durch aus dem Umkreiſe einer Geſellſchaft die Möglichkeit entfernt wird, daß irgend eines ihrer Mitglieden in irgend einem moraliſch erlaubten Gebrauche ſeiner Kräfte u. ſ. w. beeinträchtigt oder gehindert werden könne. Von dem Werthe dieſer Freiheit nun hab' ich allerdings ſo hohe Begriffe, als man haben kann. Ich bin überzeugt, wie Sie es auch ſind, daß ſie nicht nur dem moraliſchen Menſchen zu ſeinem Daſein und Gedeihen eben ſo unentbehrlich ſei, als die Luft dem phyſiſchen, ſondern daß ſie auch das vorzüglichſte Ferment enthalte, um die Kräfte ſeiner beſſeren Natur in Bewegung zu ſetzen und ihn für jene Gegenſtände, denen die Vernunft einen für ſich beſtehenden und dauernden Werth zuerkennt, für das Gute, das Wahre und das Schöne mit einem erhabenen Streben zu entflammen. Es iſt mir klar, daß ſowohl das reine Bewußtſein meiner Menſchenwürde, als alle die Eigenſchaften, welche der Grund und die Quelle großer Unternehmungen ſind, jene freudige Sicherheit, jenes Selbſtgefühl, jene Entſchiedenheit, jener Eifer für Vaterland und Gemeinwohl u. ſ. w. nur dort ihre Nahrung finden und eine eigentliche Energie erhalten können, wo ich den Werth meines Daſeins und meiner Rechte öffentlich anerkannt und geachtet ſehe. Allein eben wegen dieſes hohen Begriffs von Freiheit, bege ich von einer Verfaſſung, oder von denjenigen geſellſchaftlichen Einrichtungen, welche nöthig ſind, um den Begriff von Freiheit zu realiſiren, die Meinung, daß ſie bei weitem nicht ſo viele Erforderniſſe vorausſetze, als man gemeiniglich glaubt, weder von Seiten des Geſetzgebers, der ſie gründen, noch des Volkes, das ſie empfangen ſoll, — daß es inſonderheit in Rückſicht des Erſtern nicht einer ſo langen Reihe von Erfahrungen, nicht eines ſo un-

geheuern Aufwands von Schlauheit, von Zirkonſpektion von Vorausſicht in das Reich der Möglichkeiten, von Vorbauungsmitteln, mit Einem Worte, von Politik und politiſchem Sinn, ſondern nur eines geſunden Begriffes von dem Zwecke deſſen, was er darſtellen ſoll, und eines aufrichtig guten Willens bedürfe. Es wäre erſtaunlich, wenn die Natur, die im Phyſiſchen überall bedacht geweſen iſt, dem Menſchen die Befriedigung ſeiner wahren Bedürfniſſe ſo nahe zu legen, als möglich, im Moraliſchen die Erreichung des nothwendigſten und wichtigſten Zweckes, den Uebergang aus einem Zuſtande des Kampfes und der Gewalt (Naturſtand) in einen Zuſtand rechtlicher Ordnung (Freiheit) an Bedingungen geknüpft hätte, die entweder nie, oder erſt nach Jahrtauſenden, nach unzähligen mißlungenen, unterbrochenen, vereitelten und immer von neuem angefangenen Verſuchen eintreten könnten.

„Es iſt auch möglich" heißt es in Ihrem Schreiben weiter, „daß Sie Baum und Früchte zugleich erwartet und von den Anſtrengungen der fränkiſchen Geſetzgeber ſich nicht bloß die Einführung einer beſſeren Konſtitution, ſondern auch alle jene Veränderungen verſprochen haben, die erſt eine ſpäte Folge des Friedens und der ungehinderten Wirkſamkeit jener Konſtitution ſein können, z. E. die Darſtellung eines zweckmäßigen Syſtems von Nationalerziehung, von öffentlichem Unterricht, oder vielleicht gar die Ausführung jener, übrigens allerdings nicht unausführbaren Ideen, in welchen der menſchenfreundliche Condorcet (im letzten Kapitel ſeiner Esquisse d'un tableau ꝛc.) die Möglichkeit wahrnimmt, allen Bürgern eines Staates ein geſichertes und bequemes Loos, das Surrogat einer nie zu erreichenden Gleichheit des Vermögens, zu verſchaffen. Wenn aber auch Beides der Fall wäre —"

Nein! es iſt keines von Beiden der Fall, und überhaupt ſind es nicht Unterlaſſungsſünden, worüber ich mit den Franken uneins bin.

„So iſt auch ohne jene Verbeſſerungen der Gewinn, den Frankreich und die durch daſſelbe revolutionirten Länder ſchon wirklich erhalten haben, und der in der Revolution ſelbſt liegt, ſo ungeheuer groß, daß ich durchaus nicht begreife, wie nach Ihrem Ausdrucke das endliche Reſultat dieſer politiſchen Bewegungen, d. h. die ganze Summe der bereits errungenen und noch zu hoffenden Vortheile, geringfügig ſollte ausfallen können. Denken Sie nur einzig an die beiden Worte: Feudalweſen und Hierarchie, und erinnern Sie ſich, daß dieſes Unweſen in Frankreich ſchon ſeit der erſten Nationalverſammlung nicht mehr exiſtirt. Sie werden mir dann ohne Zweifel zugeben, daß die Völker der neuen Ordnung ſchon hiedurch allein einen beträchtlichen Schritt über die der alten gewonnen haben, und, da doch wol nicht zu vermuthen ſteht, daß beſagte Völker dieſen Schritt jemals zurück thun ſollten, ſo belieben Sie, ihn als bereits liquiden Gewinſt in die Berechnung des künftigen Reſultates einzutragen.“

Ich verzeihe Ihnen den Eifer, womit Sie dieſe Stelle niedergeſchrieben haben; denn der Fehler des Kalküls, gegen welchen Sie eifern, iſt ein nicht ungewöhnlicher, aber deswegen nicht minder beſtrafenswerther Fehler. Bei manchen menſchenfreundlichen Politikern, die mit dem Gang der Dinge unzufrieden und in böſen Stunden wol gar geneigt ſind, die Revolution für eine Begebenheit zu halten, die vielleicht beſſer unterblieben wäre, liegt ein groſſer Mißgriff darin, daß ſie über dem Guten, was geſtiftet werden ſollte, des Böſen, was vernichtet

werden iſt, vergeſſen und dieſen Fortſchritt, ſo groß er iſt und ſo ſehr ſie ihm ehemals mit ganzer Seele zugejauchzt haben, nicht mehr in Anſchlag bringen. Allein bei mir hätte es Ihrer, ein wenig bitteren, Erinnerung nicht bedurft, um mich vor der nämlichen Vergeßlichkeit zu bewahren. Zum Beweiſe, daß jene Wohlthaten der Revolution bei mir noch in friſchem Angedenken und Werthe ſtehen, berufe ich mich auf mein vorletztes Schreiben, worin ich Ihnen die Bemerkung eines Reiſenden mittheilte, daß (eine Folge jener Wohlthaten!) der Landbau und Wohlſtand der Bauern in Frankreich, ungeachtet des Krieges, der Verarmung der Städte und der fortwährenden Oszillationen der Revolution, einen auffallend ſichtbaren Schwung genommen habe. Ja! die fränkiſche Nation, die durch ihren eben ſo edlen als feurigen Enthuſiasmus über alle andere hervorragende groſſe Nation, hat in dieſer Rückſicht die Erwartung des Menſchenfreundes vollkommen befriedigt. Die Hierarchie, welche der Vernunft, die Feudaleinrichtungen, welche dem Ackerbau, die Zünfte, welche dem Gewerbe, die Monopole, welche dem Handel Feſſeln anlegen, mit Einem Worte, eine Menge von Ungerechtigkeiten, die man Rechte nennet, und in deren Namen der Bürger den Bürger in dem nicht nur erlaubten, ſondern durch die Moral gebotenen Gebrauche ſeiner Kräfte, in ſeinem Streben nach Fortbildung und Verbeſſerung ſeines Zuſtandes hindert, ihn zum Werkzeug ſeines Willens herunterwürdigt und der Früchte ſeines Schweißes beraubt, ſind in Frankreich wie mit einem Herkulesſchlage aus dem Wege geräumt worden. Wenn man nun zu dieſer Wohlthat noch ein zweckmäßiges Zivil- und Kriminalgeſetzbuch (von dem ich nicht weiß, wie weit es damit in Frankreich gediehen ſein mag) eine gute Gerichts-Verfaſſung (die zu

entwerfen und zu organiſiren man wirklich keine Mühe geſpart hat) und diejenigen Polizeianſtalten, welche der Juſtiz zur Beihülfe und Ausführung dienen müſſen, hinzufügte, ſo könnte Frankreich ſich ſchon eines Grades von Freiheit rühmen, den kein Land in der Welt beſitzt. Allein mit Allem dieſem wäre die Idee von Freiheit doch nur erſt zur Hälfte realiſirt. Es wären die nöthigen Einrichtungen getroffen, um den Bürger zu ſichern, daß er in dem rechtmäßigen Gebrauche ſeiner Kräfte nicht durch ſeine Mitbürger, als ſolche, gehindert werde. Das Größte und Wichtigſte bliebe aber noch zu thun übrig, nämlich dafür zu ſorgen, daß er in eben der Anwendung ſeiner Kräfte (in dem Beſitz und der Benutzung ſeines perſönlichen und reellen Eigenthumes, wie Andere ſich ausdrücken) auch nicht durch Diejenigen beeinträchtigt werden könne, welchen die Aufrechthaltung und Adminiſtration jener Einrichtungen anvertrauet iſt, durch die Regierung.

Ich ſehe das Erſtaunen, womit Sie hier dieſe Blätter aus der Hand legen. „Wie? werden Sie ausrufen, alſo daran hätte man nicht gedacht? dafür wäre in Frankreich nicht geſorgt worden? Wozu dient denn die Konſtitution, — die Einführung einer repräſentativen Geſetzgebung, die Trennung der Gewalten, die Verantwortlichmachung aller Staatsdiener ohne Unterſchied, wozu dienen ſie, als die Bürger gegen die Anmaßungen der Regierenden zu ſichern?“

Richtig! ſie ſollen dazu dienen, und wenn man dabei erwägt, daß in dem vorigen Zuſtande der Dinge zu einem ſo wichtigen Zwecke — gar keine Vorkehrungen vorhanden waren; ſo muß man allerdings den Franken zu dieſen Anſtalten herzlich Glück wünſchen. Wenn ich aber

dieſelben mit dem Zwecke ſelbſt vergleiche; ſo kann ich ſie keineswegs für zulänglich halten: ſondern ich glaube vielmehr, daß eine unbefangene Unterſuchung der Gefahr und ihres Urſprungs dahin führen müſſe, das Mittel zur Abwendung derſelben anderswo zu ſuchen und, was Ihnen vielleicht noch ſeltſamer ſcheinen wird, daß man es in einer weit leichtern und einfachern Operation finden könne. Die Gefahr (ſo lautet mein ſehr ſimples Räſonnement) die Gefahr, welche der Bürgerfreiheit von Seiten der Regierung droht, entſpringt aus zweierlei Quellen. Sie liegt erſtens in der Größe der Macht, welche der Regierung anvertraut wird, zweitens, darin, daß Diejenigen, denen dieſe Macht anvertraut wird — Menſchen ſind. Weil die Macht groß iſt; ſo führt ſie ihre Beſitzer jeden Augenblick in Verſuchung: und weil dieſe Beſitzer Menſchen ſind, ſo widerſtehen ſie ſelten der Verſuchung. Der letztere Umſtand läßt ſich nicht heben; wenn alſo Vorkehrungen getroffen werden ſollen, die Freiheit von dieſer Seite zu ſichern, ſo müſſen dieſe gegen den andern Grund, des Uebels gerichtet ſein: man muß die Macht ſelber zu vermindern ſuchen. Man hat dieſes Ziel freilich in's Auge gefaßt, und eben die Trennung der drei Gewalten, der geſetzgebenden, ausführenden und richterlichen, ſoll dahin führen; allein da dieſe Trennung von keiner Dauer ſein kann, ſondern die Gewalten durch eine natürliche Tendenz bald wieder in eine Maſſe von Macht zuſammenfließen, ſo kann ich ſie nicht für eine reelle Verminderung gelten laſſen. Einmal iſt es unmöglich, daß zwiſchen den Verweſern der beiden Hauptgewalten, der geſetzgebenden und ausführenden, lange Harmonie herrſchen könne. Wenn ſie auch beim Antritt ihres Amts die nämlichen Geſinnungen mitbringen; ſo wird

die Verſchiedenheit der Aemter ſelbſt ihnen einen verſchiedenen Geiſt einhauchen. Die Gewohnheit, Alles auf ſeinen Wink fliegen zu ſehen, unbedingt zu gebieten und ſelbſt fremde Monarchen wie Drathpuppen zu regieren, gibt dem Direktor eine andre Art zu ſehen, als dem Repräſentanten, dem, um ſeinen Willen geltend zu machen, nur die beſcheidenen und ungewiſſen Mittel der Ueberzeugung oder Ueberredung zu Gebote ſtehen. Es entſteht alſo Disharmonie und dieſe wird bald zum förmlichen Kampfe. Wenn dieſer Kampf lange fortdauert, ſo iſt das Volk äußerſt zu beklagen; denn während dieſer Zeit ſtockt die ganze Maſchine, die Zwietracht theilt ſich den Bürgern mit, es herrſcht Anarchie und Zerrüttung. Wenn er aber ſich nun entſcheidet, ſo iſt nothwendig Despotie die Folge davon; denn dasjenige Korps, welches den Sieg davon trägt, beherrſcht von nun an das andre und vereinigt alſo, wie ehemals der König, beide Gewalten in Einer Hand. Dennoch iſt ein Unterſchied, je nachdem entweder das ausführende oder das geſetzgebende Korps triumphirt. In dem erſten Falle erfolgt bloß Despotie, in dem zweiten aber Despotie und Anarchie zugleich, weil dann wieder die Glieder einer ſo zahlreichen Verſammlung ſich nicht um die Ausübung der despotiſchen Gewalt vertragen können, ſondern, wie zur Zeit des National-Konvents, in Faktionen zerfallen. Die Vertheilung der Gewalten iſt demnach, wie geſagt, ein Mittel, das für eine Zeitlang helfen kann, in die Länge aber entweder eben ſo ſchlimme oder noch ſchlimmere Folgen nach ſich zieht, als denen man dadurch vorzubeugen ſuchte, und es iſt daher keine dauernde Freiheit möglich, oder man wird dieſelbe durch eine ganz andere Maßregel zu begründen ſuchen müſſen.

„Und welche ſollte dieſe Maßregel ſein können? viel-

leicht jenes Gleichgewicht, worin, angeblichermaßen, in der englischen Verfassung die Gewalten gegen einander stehn, und welches mehrere Politiker den letzten Versuch der ringenden Menschheit nennen? Allein dieses Verhältniß ist ja nicht einfacher, sondern ungleich komplizirter und kann nicht dargestellt werden, ohne Prärogativen einzuführen, die höheren Grundsätzen zuwiderlaufen. Worin besteht also jene Operation, die auf eine einfachere Art zum Ziele führen soll?"

Es sollte mich befremden, mein Bester, wenn ich sie Ihnen jetzt noch nennen müßte. Wol weiß ich, daß unsre Politiker, die Einen in der Trennung, die Andern in der Balancirung der Gewalten, das letzte mögliche Heil der Menschheit erblicken, und daß man eben deswegen so natürliche, so auffallende, so aus den Zeitbegebenheiten hervorsprechende Bemerkungen, als diejenigen, womit ich die Unzulänglichkeit des ersten dieser Mittel bewiesen habe, sich selbst so viel möglich zu verhehlen sucht. Allein, wie gesagt, es sollte mich befremden, wenn ich Ihnen sagen müßte, daß man die Masse der Staatsgewalt nicht anders vermindern könne, als indem man die Gegenstände derselben vermindert, und um ihren Wirkungskreis engere, unüberschreitbare Gränzen herzieht. Ich kündigte diesen Vorschlag als einfach und natürlich an. In der That! er scheint mir so natürlich, als daß man, um die Gewalt eines Feuers zu vermindern, einen Theil der in Brand gesetzten Körper daraus hinwegnimmt; denn, anstatt daß jede andre Kraftmasse sich immer mehr verliert und schwächt, je weiter sie sich umher verbreitet, so hat die Staatsgewalt hingegen die Eigenschaft mit dem Feuer gemein, daß sie eben in den Gegenständen, die sie ergreift, ihre Nahrung findet. Wenn z. E. eine Regierung, die

ſich bisher um den öffentlichen Unterricht, Schulen, Univerſitäten ꝛc. nicht bekümmert hat, darauf verfällt, dieſen Gegenſtand in den Kreis ihrer Thätigkeit zu ziehen, ſo wird die Intenſität ihrer Kraft in ſo weit geſchwächt, als ſie jetzt durch mehrere Sorgen in Anſpruch genommen und zerſtreut wird; allein, wenn man ihr geſtattet, ſich mit dem Unterricht und dem, was dahin gehört, zu befaſſen, ſo räumt man ihr auch die Befugniß ein, ſich, eben um dem neuübernommenen Auftrag Genüge leiſten zu können neue Mitglieder zu arrogieren, neue Auflagen zu heben, neue Maßregeln zu nehmen, neue Zwangsmittel gegen die dieſen Maßregeln ſich nicht fügenden Unterthanen in's Werk zu ſetzen ꝛc. ꝛc. — Allein, kann denn eine ſolche Verminderung wirklich geſchehen? Iſt der Wirkungskreis der höchſten Gewalt ein Objekt der geſetzgeberiſchen Willkür, ſo daß derſelbe enger zuſammengezogen oder erweitert und die Regierung alſo auf eine beſtimmte Zahl und Art von Gegenſtänden verwieſen werden kann? Ohne Zweifel! Eben, wie jeder andre Kommittent, der Jemanden zur Wahrnehmung z. E. zur Verwaltung ſeiner Güter, eines komplizirten Geſchäftes, Vollmacht ertheilt, in dieſer Vollmacht beſtimmt — und beſtimmen muß, womit derſelbe ſich zu befaſſen habe und womit nicht; ſo wäre es, däucht mir, die Sache des Volkes oder Derjenigen, die in ſeinem Namen das Grundgeſetz des Staates entwerfen, der Thätigkeit des Gouvernements genaue, und ich ſetze gleich hinzu, ſo viel möglich enge Gränzen vorzuſchreiben. Es gibt nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine Linie, über welche hinaus die Regierung nicht mehr eingeſchränkt werden kann, wenn ſie Regierung bleiben ſoll, ſo wie auch ein Verwalter, um dieſen Namen zu verdienen — etwas zu verwal-

ten haben muß. Allein da man derſelben bis hiehin gar keine Gränzen geſetzt hat; ſo könnte überall ſehr viel geſchehen, ehe man befürchten dürfte, gegen jene Linie anzuſtoßen. Man war von jeher ſo überzeugt, daß die Aufſicht und der Einfluß der Regierung ſich über Alles erſtrecken müſſe, daß man jede Weiterung, wodurch die Herrſchſucht aus angeblich väterlicher Fürſorge ſich mit einem neuen Gegenſtande befaßte, ihr als ein neues Verdienſt anrechnete. Es war alſo der Willkür der Regierenden überlaſſen, ſich ihren Wirkungskreis ſelbſt ſo weit oder ſo enge zu ziehen, als ſie es ihrer Konvenienz angemeſſen fanden. Wenn man aus dieſem Geſichtspunkt einen Blick über die polizirten Staaten der Erde wirft; ſo bemerkt man eine ſolche Verſchiedenheit, daß man wirklich denken ſollte, es müſſe für dieſe Angelegenheit gar keine natürliche Richtſchnur, kein Geſetz geben. In dem Einen Lande iſt es die Regierung, welche für Unterricht und öffentliche Bildung ſorgt; in einem andern iſt es den Burgern überlaſſen, die dahin gehörigen Anſtalten ſelbſt zu treffen und aus zuſammengeſchoßnen oder ererbten Fonds zu beſtreiten. In dem Einen Lande macht die Regierung ſich ein beſonderes Geſchäft daraus, für die Geſundheit der Bürger zu ſorgen; ſie maßt ſich ſelbſt über die von Partikuliers geſtifteten Hoſpitäler die Adminiſtration an, beſchränkt die Unterthanen in der Wahl der Aerzte; es fehlet nichts, als daß ſie, wie es in Klöſtern und Zuchthäuſern der Brauch iſt, dieſelben auch noch — an beſtimmten Tagen purgiren laſſe; in einem andern hält man es nicht einmal der Mühe werth, die armen Leute zu warnen, wenn ſie etwa, aus Noth, ſich in den unreif abgemähten Feldfrüchten den Tod eſſen. In dem Einen Lande iſt Religion das Motto des Regen-

ten; man baut Kirchen, gibt Religionsedikte, erfindet Zwangsmittel für Glauben und Andacht — für Gedanken und Empfindungen, das Miniſterium iſt eine permanente Synode; in einem andern Lande heißt es: Ein Jeder *glaube*, was er will, wenn er nur *thut*, was er ſoll, oder: Wer Prieſter und Altäre nöthig zu haben glaubt, der ſehe ſelbſt zu, wo er ſie bekomme. In dem Einen Lande thut die Regierung, was in ihrer Macht ſteht, den *Landbau* zu befördern; der Herrſcher über Millionen führt an einem beſtimmten Tage ſelbſt den Pflug, um dieſes Werkzeug der Menſchenerhaltung zu heiligen; in einem andern überläßt man es dem Wetter, den Gutsherrn und den Kornjuden, die Bauern zu ihren Arbeiten — aufzumuntern, u. ſ. w. u. ſ. w. Die nämliche Verſchiedenheit, die in Hinſicht dieſer Punkte ſtatt hat, findet ſich auch in Hinſicht der Handlung, der Fabriken, der Literatur, der ſchönen Künſte, der öffentlichen Vergnügungen und jeder andern Art von menſchlichen Beſtrebungen, die einer öffentlichen Aufſicht und Bevormundung empfänglich oder — nicht empfänglich ſind. Noch mehr! wie mit jedem einzelnen Artikel, ſo verhält es ſich auch mit allen zuſammen genommen. Es würde leicht ſein, die Extreme aufzufinden und zwei Regierungen gegen einander zu ſtellen, von denen die Eine ſich überall und auch dorten einmiſcht, wo man es am wenigſten von ihr fordert, die andre aber beinahe nichts leiſtet, als das, was wirklich *von jeder gefordert wird*: daß ſie nämlich Recht und Gerechtigkeit handhabe und den Beleidigten gegen den Beleidiger in Schutz nehme. Ja! wenn man die Betrachtung noch weiter treiben und *verſchiedene Zeiten* mit einander vergleichen wollte; ſo würde man mit Erſtaunen wahrnehmen, in welch ein Minimum von

Spielraum oft die höchſte Gewalt beſchränkt war, ohne daß ſich die Völker deswegen eben ſchlimmer befanden. Sie erlauben mir, daß ich zwei Beiſpiele, die Ihnen nicht gleich gegenwärtig ſein mögen, berühren dürfe. In allen handlungtreibenden Staaten iſt es jetzt ein angenommener Satz, daß der Staat das Eigenthum ſeiner Unterthanen auch auf dem Meere ſchützen müſſe. Auf Koſten des ganzen Landes werden Kriegsflotten ausgerüſtet, man vergeudet das Blut und Vermögen der übrigen Stände und wagt, wenn es aufs Aeußerſte kommt, das ſchreckliche Spiel eines Vertilgungskriegs, um einer Krämergilde neue Niederlaſſungen und Monopole zu verſchaffen. In andern Zeiten war es anders. Wer den Profit des Handels zog, mußte auch die Koſten tragen. Um die Waarentransporte der Hanſeſtädte z. E. bekümmerte ſich keiner der Fürſten, in deren Gebiete ein groſſer Theil von ihnen gelegen war; gegen die Kaper, ja! auch zu Lande gegen eine privilegirte Bande damaliger Straſſenräuber, mußten ſie aus eigenen Kräften ſich Bedeckung verſchaffen. In den Niederlanden war es eben ſo zur Zeit der Grafen bis auf Karl den Fünften. Die Kaufleute einer jeden Stadt unterhielten ſelbſt eine ſo große oder kleine Flotte, als zur Sicherheit ihrer Kauffahrer nöthig war. Ich brauche nicht zu erinnern, daß der deutſche Handel damals in der höchſten Blüte und der holländiſche auf dem Wege dahin war. Ferner ſtimmen alle Theorien in dem, an ſich einleuchtenden, Satze überein, daß die Privatgeſetzgebung und Juſtiz das wichtigſte Objekt der höchſten Gewalt ſei. Unſre Väter aber waren in Rückſicht der Freiheit — ach! grade in dem Punkte, worin wir Freiheitsſüchtigen ſo fahrläſſig ſind — ſo eiferſüchtig, daß ſie auch dieſen Satz nicht in ſeiner vollen

Ausdehnung gelten ließen. Man könne auch darin dem Volke ſelbſt etwas einräumen, meinten ſie. Die wunderlichen Leute! und wirklich fanden ſie in der Vertheilung der verſchiedenen Klaſſen von Eingeſeſſenen in eben ſo viele beſondre Korps, die unter den Namen von Gilden, Bauerſchaften, Marken- und andern Genoſſenſchaften jedes für ſich eine kleine Demokratie bildeten — in dieſer Vertheilung, die aber freilich mehr das Werk der Natur und der Umſtände, als ihrer Weisheit war, fanden ſie das Mittel zu demjenigen, was man die Autonomie des Mittelalters nennet. In einem Theile Altſachſens, in Weſtphalen, exiſtiren, außer den Markengerichten, auch noch die Göbinge (Gaugerichte) — simulacrum antiquae libertatis! Eine Verſammlung unter freiem Himmel, wo die Bauern ſelbſt ihre Streitigkeiten nach Geſetzen ſchlichten, die entweder ihre eigne ſogenannte Willkür, oder das Herkommen feſtgeſetzt hat. So war es ehemals. Allein je mehr die Regierungen ihren Vortheil einſehen gelernt haben, über ein deſto weiteres Feld von Gegenſtänden haben ſie ihren Wirkungskreis ausgedehnt. Da aber ihr Vortheil (in dem Sinne, wie hier das Wort genommen wird) nicht der Vortheil der Regierten iſt, ſo ſtände zu wünſchen, daß dieſe jenen Wirkungskreis — nicht grade ſo weit, wie ehemals bei den Altſachſen, aber doch grade um ſo viel wieder einſchränkten, als die Ausdehnung willkürlich geſchehen iſt.

Ich will nicht verzweifeln. In Einem Punkte, und zwar in einem der wichtigſten, hat man meinen Wunſch ja ſchon wirklich realiſirt und der Regierung — die aber freilich da des Unſinns und Unfugs ſo viel getrieben hatte, daß man wol endlich auf die Frage gerathen mußte, mit

welchem Rechte denn das Alles geſchehe? — alle fernere Bemühung zu unterſagen angefangen. In Frankreich und Nord-Amerika iſt es ein verfaſſungsmäßiger Satz geworden, daß die Religion kein Objekt der Staatsverwaltung ſei. Dort alſo und in allen Töchter-Republiken, das religiöſe Holland nicht ausgenommen, hat man den Wirkungskreis der Regierung wirklich um einen großen Gegenſtand vermindert. Nun möchte ich aber wiſſen, wie man dieſes gethan, d. h. aus welchem Prinzip der Staatslehre man jenen Satz gefolgert hat? Entweder iſt dieſes Prinzip ſehr luſtig und unhaltbar, ſo etwa mehr Bonmot als Prinzip, wie es viele gibt, und dann begreife ich nicht, wie man ſo raſch darauf hin hat handeln können; oder es iſt tief aus der Natur der Sache, aus dem Grundvertrage zwiſchen Regierern und Regierten hervorgeſchöpft. In dieſem Falle wird es ſicher von der Art ſein, daß dadurch weit mehr Gegenſtände, als gerade die Religion, außer den rechtmäßigen Wirkungskreis der öffentlichen Macht geſetzt werden; und alsdann wundert es mich noch mehr, daß man es einzig auf jenen Einen Gegenſtand angewendet hat. Schienen die Folgen, zu denen ein fortgeſetztes Räſonnement führte, vielleicht ſo fremd, ſo weitausſehend, ſo gefährlich, daß man vor ſeiner eigenen Entdeckung zurückwich? daß man fürchtete zu weit zu gehen, wenn man auch nur um Einen Schritt weiter ginge? — aber den Theoriſten kann doch dieſes nicht entſchuldigen. Wenn er einmal das Prinzip gefunden hatte, woraus jene ſo wichtige Gränze ſich beſtimmen ließ, ſo hätte er auch ſagen ſollen: Dieſes iſt ſie, und was darübergeht, das iſt vom Böſen.

Aber welches könnte denn nun dieſes Prinzip ſein? Wo iſt der Punkt, in welchen wir den Einen Fuß des

Meßzirkels ſetzen müſſen, um mit dem andern die Peripherie zu ziehen, die Recht und Unrecht, Freiheit und Anmaßung von einander ſcheiden ſoll?

Sie werden mir zugeben, beſter Eukrates! daß die Regierung nur damit ſich zu befaſſen berechtigt ſein könne, wozu ſie von dem Volke beauftragt iſt, oder, mit andern Worten, was nothwendig iſt, um dem Zwecke des Staates genug zu thun.

Und wie heißt dieſer Zweck?

Ein alter Dichter, ich weiß gerade nicht welcher, hat hierauf ſchon geantwortet.

Hoc uno reges olim sunt fine creati,
Dicere jus populis, injustaque tollere facta.

Wenn ich nicht irre, ſo heißt es auch in der Erklärung der Menſchenrechte: der Zweck des Staates ſei Sicherheit. Ich mache einen Zuſatz und ſage: Sicherheit und nichts weiter. — Es verſteht ſich, daß hier nicht von der Geſellſchaft, deren Zweck (wenn man ja einmal den aus dem Zuſammenwohnen vernünftiger Geſchöpfe von ſelbſt entſpringenden Nutzen Zweck heißen darf) ſo oft mit dem Zwecke des Staats verwechſelt wird, die Rede ſei. Von der Geſellſchaft erwarte ich jede Art von Wohlthat: Belehrung für meine Unerfahrenheit, Troſt und Hülfe für meine Unglücksfälle, Freundſchaft und Liebe für mein Herz, Gegendienſte für meine Dienſte und alle jene zufälligen Gunſtbezeigungen, die es denen, welche mir auf meinem Lebenswege begegnen, dem Einen aus Pflicht, dem Andern aus Neigung, dem Dritten aus Intereſſe mir zu erweiſen gefallen möchte. Allein weil ich bald gewahr werde, daß es in der Geſellſchaft gar zu Viele gibt, die weder Pflicht noch Neigung, noch ihr wahres Inter-

esse kennen, so bin ich's zufrieden, daß man das einzige Mittel ergreife, diese dazu anzuhalten, daß sie unterlassen, wozu sie nicht berechtigt, und leisten, wozu sie verpflichtet sind. Wir errichten einen Staat, und von diesem, wie gesagt, erwarte ich dann nichts weiter, als das, wozu er errichtet ist.

Was sollte auch sonst der Zweck des Staates sein, als Sicherheit? Etwa das Wohlsein, die Glückseligkeit der Bürger? Wenn das wäre und der Regierung also obläge, Alles, was zu diesem Zwecke führen könnte oder damit in Beziehung stände, im Auge zu halten, zu lenken oder herbeizuführen, so wäre ihre Thätigkeit in der That aller Gränzen, und — merken Sie wohl auf! — auch jener Gränzen entbunden, worauf das Sittengesetz die Handlungen freier Wesen — und also auch wol die einer persona moralis, wie der Staat ist, einschränkt. Der Regent müßte in Kollisionsfällen die Pflicht der Klugheit, die Gerechtigkeit dem Vortheil aufopfern. Verträge mit auswärtigen Mächten dürften nicht mehr gehalten werden, sobald Treulosigkeit ein Mittel würde, die Glückseligkeit der Gesellschaft zu befördern. Ja! von den Individuen der Gesellschaft selbst wäre Jeder seines Lebens, seiner Freiheit, seiner Güter nicht mehr sicher, sobald einmal seine Hinrichtung, seine Deportation oder die Konfiskation seiner Habe zum Wohl des Ganzen zweckmäßig befunden würde, und darin dürfte doch wol, bei einem namentlichen Stimmenaufruf, kein Individuum willigen. Die Regierung hätte also einen Auftrag, womit sie von Niemandem beauftragt wäre.

Oder wollen Sie vielleicht annehmen, daß Sicherheit und Glückseligkeit der Zweck des Staates sei? Allein dieses heißt zwei Zwecke annehmen, die nicht neben einander

beſtehen können, weil ſie einander aufheben. Sicherheit von dem Staate verlangen, heißt ihn verpflichten, daß er die Rechte jedes Einzelnen ſchütze und reſpektire; Glückſeligkeit von ihm verlangen, heißt ihn auffordern, die Rechte der Einzelnen zu verletzen, weil die Mittel, wodurch die Größe, die Macht, die Wohlhabenheit, der Ruhm u. ſ. w. einer Nation befördert werden ſoll, in der Regel von der Art ſind, daß jene Rechte dadurch beeinträchtigt werden. Wer alſo Beides zugleich begehrt, der thut nichts, als dem Regierenden zwiſchen zwei Aufträgen die Wahl laſſen, und dann iſt es natürlich, daß dieſer den glänzendern und inhaltsvollern vorzieht. Das Wörtlein Sicherheit (wiewohl man es auch Freiheit nennen kann) gegen die großen Wörter: Macht, Uebergewicht im Staatenſyſtem von Europa, Nationalruhm ꝛc. ꝛc. klingt ja ſo erbärmlich! ungefähr wie ein Idyll gegen den Prunk und Schwall einer modernen Epopöe, oder wie ein ehrbares Menuett auf einer Bürgerhochzeit gegen den Trompetenſchall und Kanonendonner von dreizehn oder vierzehn Linienſchiffen, die auf dem Punkt ſtehen, nach — Aegypten abzuſegeln. Das Wörtlein Sicherheit ſetzt der Staatsgewalt ſo enge Schranken! Es macht den Jupiter zu einer Art von Gränz-Gott, zu dem der Bauer ſpricht: Bewahre du mich nur vor Dieben und kümmere dich nicht um das Wetter, das ſchon von ſelbſt kommt, heiter oder trübe, wie ich es brauche, noch um die Bebauung, die meine Sache iſt. Das Wort: Glückſeligkeit hingegen löst alle Schranken und gibt Wieſen und Felder, Kiſten und Kaſten und die Eigenthümer obendrein mit Allem, was ſie ſind und können, in die Hand der Machthaber. Erſtens gibt es keine Beſtrebung, keine Aeußerung menſchlicher Thätigkeit, die nicht mittel- oder unmittelbar auf die Glückſeligkeit des Ganzen Einfluß

hätte. Zweitens iſt der Begriff von Glückſeligkeit ſo unbeſtimmt und unbeſtimmbar, daß die Machthaber ſelbſt, um ihn realiſiren zu können, ihn erſt interpretiren müſſen — und wie? nach ihrer eignen Sinnesart. Die Eine Regierung wird ſich alſo Mühe geben, ihr Volk zu dem wohlhabendſten, gelehrteſten, geſchickteſten, fröhlichſten u. ſ. w. der Erde zu machen, weil es ſo nur nach ihrer Meinung glücklich ſein kann. Eine andre wird ſich um alle ſolche entbehrliche Vorzüge wenig kümmern, und dafür die Nation auf Brod, Eiſen und rauhe Sitten (die einzigen Bedingungen zu ihrem Begriffe von Glückſeligkeit) zu reduziren, und die Letztere wird nur dann Unrecht haben, wenn der Charakter der Nation es derſelben unmöglich macht, ſich durch das Selbſtgefühl ihrer Größe exaltiren und für alles Uebrige entſchädigen zu laſſen. Iſt Glückſeligkeit der Zweck, ſo hatten Frankreichs Geſetzgeber Recht, ſo wie es neulich noch geſchehen iſt, darüber zu debattiren: ob die öffentliche oder Privat-Erziehung die beſte ſei, und wenn wirklich einmal ein Plan von öffentlicher Erziehung zu Stande käme — — wenn man die Kinder von der Mutterbruſt weg aus den Armen der Eltern riſſe, um ſie fühlloſen Pedanten, den Narren ihrer eigenen Theorien, zu überliefern, um mit ſpartaniſchem Zwang ihnen eine Lebensart und Gewohnheiten aufzudringen, wogegen Natur und Schamhaftigkeit ſich ſträuben, und, ſtatt der ſüßen Gefühle, welche die häusliche Geſellſchaft an einander ziehen und beſeligen, ihre Seele mit kaltem Stolz und mit jenen heilloſen und verrätheriſchen Ideen von Nationalehre und Größe zu füllen, vermöge deren ein Direktorium ſeine Bürger grade eben ſo weit führen und — verſenden kann, als nur irgend deutſche Menſchenwaare vermöge des Kor-

poralſtocks geführt oder verſendet wird, ja! wenn die fränkiſche Regierung, die jetzt ſchon den Republikanern die Tage vorſchreibt, an welchen ſie arbeiten und an welchen ſie feiern, ihren Geſchäften nachgehen und auf dem Marsfelde — Griechen ſpielen ſollen, ſich endlich der ganzen Zeit ihrer Exiſtenz bemeiſterte, ſo daß dem Bürger gleichſam kein Raum mehr übrig bliebe, um etwa aus Muthwillen einen Schritt aus der vorgeſchriebenen Glückſeligkeitsſtraße herauszuthun, — wenn dieſes geſchähe, ſage ich — und daß es damit noch ſehr weit kommen könne, daran laſſen mich der franzöſiſche Geiſt und ſo viele, übrigens treffliche, franzöſiſche Schriftſteller nicht zweifeln, die bereits den Einfluß der Nahrungsmittel, der Kleidertrachten, der Bauart, der Gebräuche, der Gewohnheiten, ich glaube gar, der Redensarten und Dialekte auf das Geſammtwohl berechnet haben und eben dieſes Einfluſſes wegen gern alle die benannten Dinge der Obhut und den Maßregeln der Regierung unterwerfen möchten; — ſo wäre das Alles — recht und billig!

Allein mache ich nicht etwa einen Zirkel? „Der Wirkungskreis der Regierung ſoll ſo groß nicht ſein, weil ihr urſprünglicher Auftrag ſich ſo weit nicht erſtrecke, und der Auftrag ſoll ſich ſo weit nicht erſtrecken, weil der Wirkungskreis ſonſt zu groß wäre?“

Nein, mein Lieber! wenn Sie das ganze Räſonnement auf Einen Satz zurückführen wollen, ſo ſagt es nichts Anders, als: die Regierung kann nicht beauftragt ſein, die Glückſeligkeit der Geſellſchaft zu erzwekken, weil ſie dadurch Befugniſſe erhalten würde, von denen man ſchlechterdings nicht annehmen kann, daß eine Geſellſchaft freier und vernünftiger Weſen ſie ihr habe einräumen wollen.

In der That! laſſen Sie uns einmal annehmen, daß in dem Augenblicke, wo irgend eine Völkerſchaft ſich in einen Staat formirt und, durch innere Unordnungen oder äußere Gefahr gedrungen, ſich die erſten Obrigkeiten, Richter und Feldherren, gewählt hatte — daß in dieſem Augenblicke beſagte Obrigkeiten vor die verſammelte Menge hinträten und ungefähr folgende Anrede hielten: Liebe Leute! Ihr habt uns zwar nur berufen, um euch Alle insgeſammt und Jeden insbeſondere gegen die Angriffe innerer und äußerer Feinde zu beſchirmen. Da ihr aber einmal eingeſehen habt, wie vortheilhaft es ſei, euch der Leitung Derjenigen, die ihr für die Weiſeſten haltet, zu unterwerfen, ſo ſolltet ihr von dieſem Schritt auch allen den Nutzen zu ziehen trachten, der ſich davon ziehen läßt. Ihr dürft nur wollen, ſo werden wir, mit eurem Hab und Gut, auch die Reinheit eurer Religion in Schutz nehmen, eure Felder ſollen zu einem Grade des Ertrags, der Handel zu einer Blüte, Künſte und Wiſſenſchaften zu einer Höhe u. ſ. w. ſteigen, wovon die Wenigſten unter euch — und, die Wahrheit zu geſtehen, wir ſelber auch nicht — einen Begriff haben. — Ein allgemeiner Ausruf der Freude und Befremdung würde natürlich dieſer Anrede folgen. — Freilich verſteht es ſich, führe hierauf der Wortführer der Obrigkeiten fort, daß ihr allen Anordnungen und Befehlen, worin wir euch die Mittel zur Erreichung jenes glänzenden Zieles zeigen werden, eben ſo unbedingt und augenblicklich Folge leiſten müßt, als ihr uns da zu gehorchen verſprochen habt, wo wir euch zu Erfüllung eurer wechſelſeitigen Verbindlichkeiten anhalten, oder euch zur Bekämpfung des Feinds hinausführen — und bei dieſer Erläuterung dürfte ſchon die natürliche Freiheitsliebe der guten Leute ſo ſtutzig wer-

den, ihr geſunder Verſtand ſo viel Licht bekommen, daß man die Unterhandlung als abgebrochen betrachten könnte. Allein ſie würden doch erſt etwas Näheres von jenen Mitteln hören wollen. Jetzt würde der Sprecher ſich von der Menge zu den einzelnen Klaſſen wenden. Zu einer beſondern Sekte von Theologen ſagte er: Wenn der Menſch Glückſeligkeit genießen ſoll, ſo muß er auch von ihrer Dauer verſichert ſein; die vollkommenſte irdiſche Glückſeligkeit iſt nichts ohne eine Ausſicht auf die himmliſche. Ihr habt den wahren Schlüſſel, ihm den Schlagbaum dazu zu eröffnen. Allein es werden bald Andre kommen, die eben dieſen Schlüſſel zu beſitzen vorgeben werden, und noch andere gefährlichere Leute, die da meinen, man könne auf den Fußpfaden neben dem Schlagbaum her eben ſo gut zurecht kommen. Wir werden dieſe Leute im Zaum halten und wer zum Himmel will, der ſoll auch das Sperrgeld bezahlen. Zu einem Häuflein von Kunſterfahrnen und Gelehrten ſagte er: Ihr ſeid im Beſitze der wahren Weisheit; wir werden euch zu Lehrern des Volks beſtellen; wer geſchickt und gelehrt werden will, ſoll ſich an euch wenden und zu dem Unterhalte beitragen müſſen, den wir euch für euer ganzes Lebenlang beſtimmen. Zu den Unternehmern von Fabriken: Ihr belebt die National-Induſtrie; viel leiſtet ihr ſchon wirklich, allein mit unſrer Hülfe ſollt ihr ſelbſt der Natur der Dinge Hohn ſprechen und mit andern Völkern in Artikeln wetteifern können, zu deren Hervorbringung die Natur ihnen alle, und euch gar keine Hülfsmittel darbietet. Wir werden euch von der läſtigen Konkurrenz dieſer fremden Arbeiter befreien und eure Mitbürger zwingen, eure ſchlechtere Waare um einen theurern Preis zu kaufen. Zu dem Handelsſtande: Ihr ſeid uns vorzüglich liebe Leute. Glück und Fülle entblüht

durch euch. Was in Einer Gegend der Erde unnützer Ueberfluß wäre, verwandelt ihr durch Uebertragung in eine andere in wahren Reichthum. Allein dazu sind Debouchés und Kommunikationen nöthig, die ihr selber euch nicht verschaffen könnt. Verlaßt euch auf uns. Alle unsre Unterthanen, auch Diejenigen, die ganz und gar keinen Vortheil davon haben, sollen dazu beitragen, um euch Häfen und Kanäle zu bauen, euch Kolonien und, wenn Alles gut geht, die Herrschaft der Meere zu erobern, u. s. w. u. s. w. Bei der ersten dieser Propositionen würden die Theologen, bei der zweiten die Gelehrten u. s. w. dem Wortführer ihren Beifall zujauchzen, allein in keinen Vorschlag würde mehr, als ein kleines Häuflein, einwilligen, und also nirgends einmal eine Quasi-Majorität, die bekanntlich zu Zeiten die wahre ersetzen muß, geschweige denn eine wirkliche, oder gar die Totalität der Stimmen sich erkünsteln lassen. Auch jeder Klasse insbesondere müßte die Betrachtung einleuchten, daß die Regierung bald, um diese tausenderlei Absichten durchzusetzen, tausenderlei Abgaben fordern werde, deren Nothwendigkeit, wegen der unendlichen Komplikation, nicht beurtheilt, und deren Verwendung nicht kontrolirt werden könne.

Allein die wichtigste Betrachtung ist noch zurück. Nicht bloß Freiheitsliebe und Interesse würden die Einwilligung der Nation zurückhalten; die ernstere Stimme der Moral würde sie ihr verbieten. Wenn unter dieser Nation sich ein helldenkender Mann befände, der mit allem demjenigen bekannt wäre, was ein vernünftiges Geschöpf der Gottheit und sich selbst und Andern schuldig ist, so würde er ungefähr folgendermaßen zu dem Proponenten sprechen müssen: „Bürger, Richter

und Feldherr! was Ihr uns vorgetragen habt, mag Alles ganz wohl und zu unſerm Beſten gemeint ſein; allein Ihr ſeht, daß dieſe Leute nicht wollen, und, was mich betrifft, ſo glaube ich, daß von meinem Wollen gar nicht die Frage ſein kann, weil ich — nicht darf. Die Rechte, die ich Euch einräumen müßte, würden mit meinen Pflichten ſtreiten. Verpflichtet, wie ich es bin, mich in der Uebung und dem Gebrauche meiner Vernunft durch nichts verhindern zu laſſen, ſondern dieſes Vermögen, das größte und erhabenſte Geſchenk der Gottheit, durch unabläſſiges Streben auszubilden und zu ſtärken, und in Allem, was meine Verhältniſſe zu dem höſten Weſen und die Moralität meiner Handlungen betrifft, meiner eigenen Ueberzeugung und der Stimme des inneren Geſetzes zu gehorchen, wie dürfte ich mich dem Anſehen Eurer Prieſter unterwerfen? oder, wenn auch die Meinungen dieſer Prieſter in dem gegenwärtigen Augenblicke ganz die meinigen wären, wie dürfte ich dazu mitwirken, ſie zu einer beſtändigen Norm zu erheben, da ich weder weiß, wie Andre denken, noch wie ich, nach einer reifern Erwägung, nach einer beſſern Belehrung, vielleicht ſchon morgen denken werde? — Verpflichtet, wie ich es bin, über das Wohl und Wehe meiner Kinder ſelbſt nachzudenken, ihre Bildung mir zur höchſten Sorge zu machen, wie dürfte ich Euch und denen, die Ihr für gut finden möchtet, zu dieſen Geſchäfte zu ernennen, die Rechte eines Vaters überlaſſen? Geſetzt auch, ich wäre ſelber untüchtig, meinen Kindern eine zweckmäßige Erziehung zu geben, ſo dürfte ich ſie darum doch noch Euch nicht anvertrauen, ſondern dieſes würde ich alsdann erſt zu thun befugt ſein, wenn ich nach reifer Prüfung gefunden hätte, daß die von Euch angeſtellten Lehrer die beſten ſein,

die ich zu meinen Absichten finden könne. Mit den übrigen Punkten verhält es sich eben so. Die Meisten von uns haben wenig mehr einzunehmen, als sie für sich und die Ihrigen zu den nothwendigsten Zwecken gebrauchen; wie dürfen diese einem Andern das Recht einräumen, zu minder nothwendigen Absichten über ihren Beutel zu disponiren? Auch wer überflüssiges Vermögen hat, darf ja nicht willkürlich damit umgehen. Wenn zwei Menschen zugleich ihn um eine Summe Geldes ansprechen, von denen der Eine sie zu seinem Vergnügen, der Andre zur Fristung seines Lebens anwenden will, so ist er verpflichtet, dem Letztern vor dem Ersten und so in jedem Falle dem von der Vernunft als wichtiger anerkannten Zwecke vor dem minder wichtigen den Vorzug zu geben. Gesetzt also, ich hätte so viel Vermögen, daß ich jährlich eine große Summe zum Besten meiner Mitbürger verwenden könnte, so dürfte ich Euch noch keinen Heller davon übergeben, ehe ich bestimmt wüßte, wozu Ihr es zu verwenden gedächtet, und wenn es sich dann träfe, daß Ihr meinen Beitrag etwa zur Erbauung eines Palastes, zur Feier eines Volksfestes, oder meinetwegen zur Anlegung einer bequemeren Heerstraße bestimmt hättet, indessen es zunächst um mich her noch Hungrige zu speisen und Nackende zu kleiden gäbe, so würde ich sagen müssen: Bürger! ich möchte gern, aber ich darf nicht; dieſe da haben ein näher Recht. Gesetzt aber endlich auch, daß wir über die bestmögliche Anwendung des Geldes, über den Zweck, einig wären, so wäre es nun erst wieder meine Pflicht, mich nach Denjenigen umzusehen, die am tauglichsten wären, die besten Mittel zur Erreichung jenes Zweckes anzuordnen und in's Werk zu richten, und diese, Bürger! dürftet nicht immer — Ihr sein. Ihr seht, ich rede grade

heraus und das ſollt Ihr mir nicht übel nehmen; denn erſtens habe ich durch meine Beiſtimmung zu Eurer Wahl Euch nicht gradezu für die Tauglichſten der ganzen Nation erklärt, ſondern nur für die Tauglichſten zum Richter und Feldherrnamt; zweitens höre ich von Reiſenden aus fremden Staaten, daß die Anſtalten und Entwürfe der Regierungen ſehr häufig durch ähnliche Anſtalten und Entwürfe von Privatperſonen oder Privatgeſellſchaften beſchämt werden; drittens iſt es ja auch in der Natur der Dinge, daß die Henne klüger ſei als das Ei, und daß alſo bei dem gebildeten Theile der Nation, von dem jede Beſtrebung des menſchlichen Geiſtes, jede Entdeckung, jede Vervollkommnung von Kunſt und Wiſſenſchaft, und alſo auch der großen Wiſſenſchaft, durch allgemeinere Anſtalten zum Beſten ſeiner Mitbürger zu wirken, urſprünglich ausſtrahlt, daß bei dieſem Theile der Nation, ſage ich, zu jeder Unternehmung mehr Licht und Rath, als bei einem kleinen, durch andre Sorgen zerſtreuten, durch fremdartige Rückſichten beſchränkten, Ausſchuſſe, zu finden ſein müſſe. Ihr ſeht aus dieſem Allen, daß ich äußerſt gewiſſenhaft bin, wenn es darauf ankommt, meinen Willen und meine Kräfte der Dispoſition eines Andern zu übergeben. Wie geſagt, ich darf nicht — ich darf nicht anders, als da, wo dieſe Uebergebung die Erreichung eines Zwecks beabſichtigt, der erſtens unbedingt nothwendig, zweitens von beſonderer Natur iſt, daß er nicht anders erreicht werden kann, und einen ſolchen Zweck gibt es nicht, außer demjenigen, in Rückſicht auf welchen wir Euch gehuldigt haben, die Beſchirmung unſrer Rechte gegen äußere und innere Feinde: Sicherheit."

Hier alſo wäre die Idee, aus welcher der wahre und

einzig rechtmäßige Wirkungskreis der Staatsgewalt bestimmt werden kann und muß. Laſſen Sie uns alſo auch die Anwendung machen und das Wort ausſprechen: Die Regierung iſt nichts zu unternehmen oder zu gebieten befugt, was nicht zu Erhaltung der Rechte des Einzelnen (im Inneren) oder des ganzen Staates (nach außen) nothwendig iſt. Dieſes ſind, mit Vater Horaz zu reden, die fines,

quos ultra citraque nequit consistere rectum, und alſo auch — hic murus aheneus esto!

Mich däucht, ich ſehe Sie bei dieſem Reſultate den Kopf ſchütteln. Es hat Vielen nicht einleuchten wollen, denen ich meine Gedanken im Geſpräche, aber freilich immer nur ſehr unvollſtändig und entblößt von dem innern Zuſammenhange (worin, wenn ſie wahr ſind, ihre Stärke liegen muß) vorgetragen habe. Um des Himmels willen! riefen ſie; alle jene großen Gegenſtände ſollten der Fürſorge der Regierung entriſſen und ſich ſelbſt überlaſſen werden? wie würde es alsdann ausſehen? Wie würde es mit den Lehranſtalten ausſehen, wenn man es den Bauern ſelbſt anheim ſtellte, ob und wie ſie auf eigene Koſten ihre Kinder wollten unterrichten laſſen, — ihnen, die oft da, wo die Regierung ihnen unentgeltliche Belehrung anbietet, nur mit Zwang und Noth dazu angehalten werden können, die Jugend zur Schule zu ſchicken? wie ſollten Akademien und inſonderheit ſolche Anlagen, die große Zurüſtungen, Verfügungen oder einen koſtſpieligen Apparat erfordern, wie z. E. aſtronomiſche, chirurgiſche, naturhiſtoriſche Inſtitute, ohne Fürſorge und Handreichung der Machthaber beſtehen können? wie viele Fabriken würden aufkommen, wenn es nöthig wäre, daß

jede ſchon bei ihrem Entſtehen jede mögliche Konkurrenz ſollte aushalten können? u. ſ. w.

Wenn es mir um das Rechthaben mehr als um eigene Belehrung zu thun wäre, ſo könnte ich dieſe Frage ſehr treffend umkehren. Ihr nennt mir eine Menge Gegenſtände, könnte ich ſagen, und wollet wiſſen, wie es damit beſchaffen ſein würde, wenn es einmal nach meinem Willen ginge. Laßt mich euch einen Gegenſtand nennen, den ihr Alle für unendlich wichtiger, für die Hauptſache erkennen müßt, und fragen: wie es damit ſtehe, jetzt, da die Sachen nach eurem Willen gehen? wie ſteht es mit der Sicherheit der Bürger? Sind ihre Rechte unter- und gegeneinander feſtgeſetzt und geheiligt? In welchem Lande exiſtirt ein Zivil- und Kriminalgeſetzbuch, das den Probirſtein des Naturrechts aushielte? in welchem eine Gerichtsverfaſſung, die, ſelbſt über Gewalt erhaben, dem Rechte überall über die Gewalt die Vorherrſchaft ſicherte?

Allein hiermit wäre jene Frage (was mein Syſtem nämlich für Folgen haben würde, wenn es einmal wirklich zur Ausführung käme) nicht ſowohl beantwortet, als zurückgewieſen. Es könnte gar das Anſehen haben, als ob ich derſelben auszuweichen ſuche, worauf es doch ganz und gar nicht abgeſehen iſt. Zwar dieſe Frage im Detail und in Hinſicht auf jeden einzelnen Gegenſtand zu erörtern, würde zu weitläufig und, zum Glück, auch überflüſſig ſein. Was die Bürger eines Staates thun würden, wenn, außer den Maßregeln zur Erhaltung der Sicherheit, alle andere Angelegenheiten ihnen ſelbſt anheimgeſtellt würden, das läßt ſich im Allgemeinen ſehr leicht und ſehr deutlich erkennen, wenn man nur nicht überſieht, welche und wie große Veränderungen in Rückſicht der Lage dieſer Bürger

mit der Ein- und Ausführung eines ſolchen Syſtems entſtehen würden. Laſſen Sie uns dieſe ein wenig beherzigen.

Erſtens: Die Bürger wüßten alsdann, wie ſie daran wären, wüßten, daß kein Vormund mehr die Arbeit für ſie übernehmen werde, ſondern, daß ſie ſelber Hand anlegen, und ihre Kräfte gebrauchen müſſen, wenn das Nöthige und Nützliche entſtehen ſolle. Sie wüßten aber auch

Zweitens: daß nun die Wahl, welche Anſtalten und Einrichtungen ſie zu dem jedesmaligen Zwecke treffen wollen, in ihrer Willkür ſtehe, und daß ſie bei keiner Anwendung ihrer Kräfte, bei keiner Unternehmung irgend eine fremde Einmiſchung oder Störung zu befürchten haben, ſo lange dadurch nicht andere geſtört und in ihren Rechten gekränkt werden.

Drittens: ich ſetze voraus, daß die Regierung, nun auf einen einzigen Zweck beſchränkt, demſelben in ſeiner ganzen Ausdehnung Genüge leiſten würde. Vorurtheil und Unterdrückung würden dem Reiche der Gerechtigkeit weichen müſſen. Jene Privilegien, wodurch eine beſtimmte Klaſſe von Bürgern zu den höhern Aemtern berufen und alle Uebrigen davon ausgeſchloſſen werden — jene ſchrecklichen und entehrenden Laſten, welche den Landmann niederdrücken und die doch nur dem kleinſten Theile nach als billige, auf wirklichen unerzwungenen Verträgen ruhende, Verpflichtungen betrachtet werden können — jene Gilden und Zünfte, welche die Induſtrie, jene Monopolien, welche den Handel niederhalten, würden verſchwinden und dagegen alle rechtliche Verhältniſſe zwiſchen Bürger und Bürger durch eine vernunftmäßige Geſetzgebung beſtimmt und dieſe Geſetze durch eine weiſe Juſtizverfaſſung gehandhabt werden.

Viertens würde und dürfte die Regierung alsdann auch von dem öffentlichen Vermögen keinen Gebrauch machen, der nicht mittel- oder unmittelbar zur Erreichung jenes einzigen Zweckes diente. Die Bürger würden ordentlicher Weise nur so viel Abgaben zu entrichten haben, als erforderlich wären, um theils das Personale der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Macht, theils eine kleine Armee von ausgesuchten Kriegern zu unterhalten. Eine kleine Armee, sage ich; denn von jeder Art Militär dürfte nur ein hinreichendes Korps existiren, um der Nationalgarde in Friedenszeiten ein Muster und im Kriege, wo diese sich an dasselbe anschlösse, geschickte Oberoffiziere geben zu können. Zur Handhabung der innern Polizei müßte einzig die Nationalgarde gebraucht werden.

Von diesen Veränderungen in der Lage und den Verhältnissen der Bürger ist eine jede äußerst wichtig und von der Art, daß sie eine Quelle der heilsamsten Folgen werden müßte. Was allein der freie Spielraum, oder die Gewißheit, in seinen Unternehmungen nicht gestört zu werden, für eine anreizende Kraft und Macht über den Menschen habe, ist unaussprechlich. Wer hievon einen anschaulichen Begriff haben will, der werfe einen Blick auf die Geschichte der deutschen Literatur und ihre beispiellosen Fortschritte in dem Zeitalter Friedrichs des Großen. Friedrich unterstützte weder vaterländische Wissenschaft noch Kunst, und er that sehr wohl daran; der Menschengeist würde alsdann nicht seinem eigenthümlichen Schwung, sondern einer von oben empfangenen Richtung gefolgt sein; er erzeigte den Schriftstellern hingegen, wie er selbst gegen Riquetti — Mirabeu sich ausdrückte, die größte

Wohlthat, welche er ihnen erzeigen konnte, die, ſich gar nicht um ſie zu bekümmern. Und wie unendlich heilſam war dieſe Wohlthat! Ueberall ſchoß Licht und Leben in freiwilligen, reichen, erfreulichen Strahlen auf. Es kam ein Frühling über die Geiſterwelt, der jede Kraft zu ſtolzem Selbſtgefühle weckte. Die Dichtkunſt brachte Meiſterwerke hervor, mit welchen die Produkte unſrer weſtlichen Nachbarn, ſowohl diejenigen, welche unter den Auſpizien Ludwigs des Vierzehnten, als die bis jetzt unter dem Einfluß des republikaniſchen Gouvernements entſtanden ſind, keine Vergleichung aushalten. Die Philoſophie erſchien, und ihr Geiſt ward in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens rege. Sie durchbrach den Wuſt, den Luthers und Kalvins unproteſtantiſche Jünger zwiſchen dem geſunden Menſchenverſtande und der Religion aufgehäuft hatten, und führte den Proteſtantismus zu dem Geiſte ſeines Syſtems zurück. Rechtsgelehrtheit, Arzneiwiſſenſchaft, Naturkunde, Geſchichte bekamen Geſtalt und Grundſätze. Die Erziehung ward ein Gegenſtand der Nationalaufmerkſamkeit, und dieſes ganze lebendige Streben endigte ſich mit jener herrlichen Erſcheinung, die, den wichtigſten Begebenheiten unſrer Tage an Wichtigkeit gleich, mit ihnen ſich in die Aufmerkſamkeit aller Geiſter getheilt hat. Das kritiſche Syſtem entſtand, und erfüllte endlich die oft getäuſchten Erwartungen der Denker, die durch daſſelbe ſich über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit beruhigt, die Reſultate der tiefſinnigſten Spekulation mit den Ausſprüchen des allgemeinen Menſchenverſtandes ausgeglichen, jeder Wiſſenſchaft unwandelbare Prinzipien, und ſelbſt jeglichem freiem Streben des Gemüthes ſeinen eigenthümlichen Zweck angewieſen ſehen. — So weit gedieh unſere Literatur ohne Aufmunterung, ja ſelbſt ohne den

Schutz der Geſetze, welche gegen das Eigenthum der Schriftſteller den Raub geſtatteten oder gar aufforderten und noch wirklich geſtatten — ſie gedieh durch bloße Freiheit, oder, wenn man will, durch den bloßen Enthuſiasmus, den Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt in ihren Verehrern entzünden, der aber ohne Freiheit in ſich ſelbſt zurückbrennt und verglimmet. Allein dieſelbe Kraft, welche ſo viel herrliche Blüten des Menſchengeiſtes hervorgehen hieß, würde, wenn es ihr vergönnt geweſen wäre, auch Früchte getrieben und gezeitigt haben. Der Enthuſiasm, der edlen und hochgeſinnten Männern den Muth gab, daß ſie die ganze Zeit und Kraft ihres göttlichen Daſeins entweder der Darſtellung des Schönen, wie Wieland oder, wie Kant, der Erforſchung und Verbreitung des Wahren widmeten, — dieſer nämliche Enthuſiasm, und ſelbſt ein viel geringerer Grad desſelben, würde auch das Streben erweckt haben, die Spekulation in die Wirklichkeit überzutragen, und dasjenige, was ſie als gut, als recht, als nützlich erkannt hätten, in patriotiſchen Unternehmungen zu realiſiren — wenn nur auch dieſem Streben ein gleicher Spielraum gelaſſen wäre. Sie, mein Eukrates, brauche ich hier nicht an die Inſtitute, die wirklich durch Privatbemühungen entſtanden ſind, an die Kampe, die Salzmanne u. ſ. w. zu erinnern. In jeder mittelmäßigen Stadt des nördlichen Deutſchlands würden, was die Bildung der Jugend angeht, längſt neue, beſſere Anſtalten entſtanden, oder die alten verbeſſert worden ſein, wenn nicht auf der Einen Seite der Staat und auf der andern die Mutterkirche mit ihren Bedenklichkeiten und Rückſichten daher kämen, um ſich ſogleich die Vormundſchaft anzumaßen. —

So viel von der Macht der Freiheit. Allein die Bürger meines Staates würden nicht bloß frei sein. Gesichert vor dem Drucke, den unsere Gesetze dem Bürger gegen den Bürger erlauben, gesichert vor dem Drucke der obersten Gewalt, die fortan keine andere, als gewisse, ein für allemal bestimmte und leicht zu kontrollirende Ausgaben in Rechnung bringen dürfte, würden sie bald sich mit Glück und Ueberfluß umringt sehen. — Also Freiheit und Gefühl des Wohlseins, Unternehmungsgeist und Kraft zu jeder Unternehmung! Denken Sie an Holland, Eukrates! wo in schönerer Zeit diese beiden Prinzipe zusammen wirkten! Sie sind dort gewesen. Sie haben jene erstaunenswürdige Menge von Stiftungen und Instituten aller Art gesehen, die sowohl durch die Gemeinnützigkeit der Zwecke, wozu sie bestimmt sind, den Beifall des Menschenfreunds verdienen, als ihn die treffliche, oft äußerst prächtige, aber immer der Absicht entsprechende Ausführung entzücken muß. Erinnern Sie sich dieser. Erinnern Sie sich dabei, daß alle diese Institute Unternehmungen von Privatpersonen oder Privatgesellschaften sind und — stellen Sie ihnen dann meinetwegen Alles gegen über, was in dem übrigen Europa von der obersten Gewalt zu Nutzen oder Ehre der Nation gestiftet worden sein mag — Akademien, Theater, Parks für Spazirgänger oder wilde Thiere, Straßen von Palästen, wofür man Bewohner sucht u. s. w. — die Vergleichung wird seltsam ausfallen.

Allein, wo Freiheit und Fülle herrscht, da regen sich bald noch hundert andere Triebfedern, die zur Darstellung gemeinnütziger Werke, zur völligen Ausbildung und Verschönerung des gesellschaftlichen Zustandes mitwirken. Unmöglich kann ich mich schon von diesem Gegenstande losreißen, von einem Standpunkte zurücktreten, der mir ei-

nen ſo erquickenden Ausblick in die Zukunft öffnet, indem er mir zeigt, was der Menſch ſein könnte und, vermöge ſeiner eigenſten Natur, ſein müßte, wenn man dieſer Natur nur vertrauen, und ihr Luft und Raum zur Entwikelung geſtatten wollte. Am beſten werde ich alle meine Gedanken an einander reihen, wenn ich einen beſtimmten Punkt, z. B. den öffentlichen Unterricht herausbebe, von dem ich doch weiß, daß er Ihnen am Meiſten am Herzen liegt. Was dann von dieſem Gegenſtande gilt, das gilt von allen. Man ſagt: der Bauer muß jetzt ſchon (in einigen Gegenden) mit Gewalt genöthigt werden, ſeine Kinder zur Schule zu ſchicken. Gut! Aber warum? Etwa deswegen, weil er den Nutzen des Unterrichts verkennet? Der Unterricht, Eukrates, iſt ein Bedürfniß, und ein Bedürfniß leidet nicht, daß man es verkenne. Jeder Bauer, der Leſen, Schreiben und Rechnen kann, ſchätzt ſich deswegen glücklich, und der es nicht kann, hat dieſen Mangel ſchon tauſend Mal, vielleicht bitter genug, bereut. Der Gutsherr, der Amtmann, der Aufkäufer, der Lieferant im Kriege, und Alle, die von ſeiner Unwiſſenheit Vortheil ziehen, laſſen es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, ſeine heißen Thränen darüber zu vergießen. Oder iſt es vielleicht gar Bösartigkeit, dumpfer, tückiſcher Sklavenſinn, der da macht, daß er ſich gegen das anerkannte Gute ſträubet? In dieſer Frage liegt etwas Wahres, etwas fürchterlich Wahres, das aber nicht gegen mich, ſondern für mich ſtreitet. Auch iſt das richtig, daß nicht bloß der Bauer, ſondern wir Alle, wie wir da ſind, große und kleine Kinder, einen Widerſinn gegen Alles fühlen, wozu man uns — zwingen will. — Aber nein! wo jene Widerſetzlichkeit ſtatt findet, da iſt es entweder, weil die Bauern, aus Mangel an Geſinde, ihre Kinder zu Hauſe,

zum Viehhüten und dergleichen nicht entbehren können, oder weil die Schule zu weit von ihren Höfen entlegen iſt; und dieſen Hinderniſſen kann kein Zwang, ſondern nur ein größerer Wohlſtand abhelfen, der ſie in Stand ſetzt, mehr Geſinde und mehrere Lehrer zu halten. — Man hat mir auch ſchon den Einwurf gemacht, daß in Frankreich jetzt ſchon ſeit ſo langer Zeit der öffentliche Unterricht aufgehört und dennoch keine freiwillige Thätigkeit ſich geregt hat? Ich frage wieder: warum? Grade deswegen, weil die Regierung das Geſchäft, beſſere Anſtalten darzuſtellen, auf ſich genommen und bis jetzt die Nation in täglicher Erwartung hingehalten hat. Wenn hingegen irgend eine Regierung einmal die entgegengeſetzte Erklärung thäte, daß ſie nämlich um dieſe Angelegenheit fortan ſich gar nicht kümmern werde, ſo würde man, da wo ſie fehlten, Land- und Stadtſchulen, Univerſitäten und Anſtalten jeder Art eben ſo gewiß entſtehen ſehen, als ſie im gleichen Falle noch immer — entſtanden ſind. In gleichem Falle? Und wo war dieſer gleiche Fall vorhanden? Er war und iſt in jedem Lande vorhanden, wo mehrere Religionsparteien exiſtiren; denn in jedem dieſer Länder genießet nur die herrſchende Sekte einer höheren Unterſtützung; die bloß geduldeten hingegen ſind und waren ſeit dem Augenblicke, da jene herrſchend wurde, ſich ſelber überlaſſen — und nicht das nur! ſie ſind unterdrückt, von den weſentlichſten Rechten des Bürgers, von tauſend Ausſichten, die zu Unternehmungen Muth und Kraft geben, ausgeſchloſſen, ja wol gar mit Auflagen belaſtet, die grade dazu dienen und dienen ſollen, ſie von der Errichtung gemeinſamer Inſtitute abzuſchrecken, ſind alſo weit entfernt von dem Zuſtande, worin meine Bürger ſich, der Vorausſetzung nach, befinden würden,

und dennoch haben ſie überall für den Unterricht ihrer Kinder durch Land- und Stadtſchulen ſowohl, als auf jede Art geſorgt, die ihnen nicht ausdrücklich unterſagt war. — Aber die Univerſitäten und jene koſtſpieligen Anſtalten, von denen oben die Rede war? Auch hierüber wollen wir die Geſchichte vernehmen. Die erſte Univerſität war, wenn ich nicht irre, eine Privatanſtalt, die reine Frucht des Enthuſiasmus für die wiederauflebenden Wiſſenſchaften, eine Unternehmung italiäniſcher Gelehrten, die nach einander freiwillig auftraten, um lernbegierigen Hörern ihre Kenntniſſe mitzutheilen. Und unſre Univerſitäten, ſo wie ſie ſind, können ſie nicht großentheils als Privatunternehmungen betrachtet werden? Werfen Sie einen Blick auf unſre berühmteſten Muſenſitze. Merken Sie ſich diejenigen Fächer aus, welche ein Freund der Humanität am ungernſten vermiſſen würde, und ſagen Sie mir, verdankt man es der Anordnung der Kuratoren, daß darüber Vorleſungen gehalten werden? Nein! Die Regierung ſorgt nothdürftig für die Beſetzung der hergebrachten Lehrſtühle. Daß nun von jedem Gegenſtande des Wiſſens die intereſſanteſten Partien herausgehoben, und jede als ein eignes Ganzes nach Verdienſt behandelt werden, daß, nebſt der alten Kompendien-Weisheit, auch jede wichtige Entdeckung ihren Lehrſtuhl und der Genius des Zeitalters ſein Organ findet, das bleibt theils dem freiwilligen Eifer der ordentlichen Lehrer, theils jungen Männern überlaſſen, die, von innerem Berufe aufgefordert, mit Bemühungen dieſer Art ihre literariſche Bahn beginnen. Was nun aber jene Anſtalten betrifft, die einen großen Apparat erfordern, z. E. naturhiſtoriſche und phyſiſche Sammlungen, öffentliche Bibliotheken, botaniſche Gärten, Sternwarten u. ſ. w., gibt es deren nicht in Deutſchland, (denn auf andre Län-

der will ich mich nicht einmal berufen) die von Privatleuten und zwar nicht zu eignem Vergnügen, sondern ursprünglich in gemeinnütziger Absicht gestiftet sind? — Und wenn Sie die von höherer Hand veranstalteten Institute dieser Art betrachten, wie viel gehört davon der Regierung und wie viel den Beiträgen von Privatpersonen? — Dann ist es auch in der Natur der Sache, daß alle Unternehmungen für eigentliche höhere Wissenschaft eher und leichter von selbst entstehen und gedeihen, als die ersten, einfachsten Anstalten des Unterrichts. Um eine Bauernschule zu errichten und zu unterhalten, muß der Bauer, der unaufgeklärteste und indolenteste Theil des Volks, die Kosten hergeben. Hingegen Universitäten u. s. w. zu stiften, ist die Sache der aufgeklärtesten, wohldenkendsten, reichsten Bürgerklassen, denen es weder an Willen, noch an Einsicht, noch an Mitteln fehlt und fehlen kann.

Es wäre mir also gar nicht bange, daß es auch nur an einer einzigen, zur Kultur und Verbreitung von Kunst und Wissenschaft nöthigen Einrichtung mangeln würde, wenn einmal der Staat seine Hand zurückzöge, oder, denn dies würde der eigentliche Fall sein, zurückzuziehen gezwungen würde. Allein ich behaupte, die, in einem solchen Falle, von den Bürgern selbst gemachten Einrichtungen müßten, der Natur der Sache nach, besser, zweckmäßiger und zulänglicher ausfallen, als Alles, was die Regierung, selbst mit dem besten Willen, zu leisten im Stande ist. Die Bemerkungen, worauf sich die Behauptung stützet, sind einleuchtend und wichtig, weil sie auch auf jede andre Unternehmung anwendbar sind.

1. Die bürgerlichen Anstalten würden über die der Regierung jenen großen Vortheil haben, den jede besondere Maßregel über eine allgemeine voraus hat.

Eine Nationalverſammlung z. E., die über ein Projekt zur Errichtung von Primär- oder andern Schulen berathſchlagt, abſtrahirt von allem Demjenigen, was vielleicht für dieſe oder jene Stadt, für dieſen oder jenen Diſtrikt noch ſo nützlich und nöthig wäre; denn der Grundriß, welchen ſie entwirft, ſoll nicht für dieſen oder jenen Ort, ſondern für Alle als Modell gelten. Dann fehlen ihr auch die Data, es fehlt ihr die Zeit, um in ein ſolches Detail ſich einzulaſſen, und endlich bringt es der Geiſt der Regierung mit ſich, daß ſie in keinem Punkte gerne Ausnahmen oder Beſonderheiten geſtattet. In einer ganz andern Lage hingegen befände ſich ein Ausſchuß von Sachverſtändigen, dem ſeine Mitbürger auftrügen, für ihren Ort oder Diſtrikt den Plan zu einer Schule zu entwerfen. Er hätte das Lokale unmittelbar vor Augen, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Vortheile. Auf jene würde er hinarbeiten, dieſe benutzen, und wenn ſo durch ein gleiches Verfahren überall das Zweckmäßigſte dargeſtellt würde, ſo würde die ganze Republik ſich der beſtmöglichen, aber freilich keiner gleichförmigen, Inſtitute rühmen können.

2. Die höchſte Gewalt kann allerdings auch von den Kenntniſſen und Ideen der unterrichtetſten Privatleute Nutzen ziehn, indem ſie den Patriotismus derſelben zur Mittheilung von Vorſchlägen auffordert oder Preisfragen zur allgemeinen Diskuſſion aufſtellt. Allein der Gelehrte, der für die Regierung arbeitet, befindet ſich mit der Regierung in gleichem Falle. Seine Plane müſſen auf das Allgemeine berechnet ſein. Dann auch iſt hier noch etwas in Anſchlag zu bringen, was ſich mehr fühlen als ſagen läßt — die eigenthümliche begeiſternde Kraft, die in dem Gedanken liegt: Es ſind deine nächſten Mitbürger, deine

Verwandten, Freunde, Nachbarn, für die du arbeiteſt, die im Vertrauen auf deine Kenntniſſe und deinen guten Willen den Entwurf ſo wohlthätiger Anſtalten dir aufgetragen haben! Vor deinen Augen wirſt du dieſelben entſtehen und gedeihen ſehen, in dem Danke der Jünglinge, die dadurch gebildet werden, in dem Danke ihrer Väter wirſt du den ſüßeſten Lohn einernten. Ferner, noch ein Unterſchied! Wer kann mit Freudigkeit und Glück arbeiten, wenn er nicht völlig frei, nicht Herr ſeines Gegenſtandes iſt? Wenn er mitten in ſeinen glücklichſten Kombinationen, bei ſeinen liebſten und wichtigſten Ideen durch dieſe oder jene Rückſicht unterbrochen und erinnert wird, daß er damit vielleicht nicht einmal hervortreten, vielweniger ihre Ausführung hoffen dürfe? Und durch ſolche Rückſichten iſt der Konzipient der Regierung faſt immer genirt. Man frage einmal Jemanden, der in irgend einem franzöſiſchen oder neu-republikaniſchen Geſetzgebungs-Ausſchuſſe gearbeitet hat! Das Bedürfniß des Augenblicks, eine Partei, eine Sekte, der man entgegen wirken will, eine beſondere Richtung, die man dem Geiſte der Nation geben, ein beſonderer Zweck, den man den höchſten reinen Zwecken der Menſchheit unterſchieben möchte, und ſo noch hundert andere Dinge hemmen ihn auf allen Seiten und müſſen auch den unverdroſſenſten Muth paraliſiren. Nicht ſo verhält es ſich mit Demjenigen, der für eine beſondere Gemeinde, oder für Privatleute arbeitet, die zu einer beſtimmten Abſicht ſich verbunden haben. Auch dieſe haben ihre eigenen Begriffe und nicht jeder, noch ſo treffliche, Vorſchlag leuchtet ihnen beim erſten Anblick ein. Allein hier läßt ſich unterhandeln. Man iſt gewiß, die Beſten, die Aufgeklärteſten, die Reichſten, mit Einem Worte, die Stimmgeber, auf ſeiner Seite zu haben. Mit ihrer Hülfe hofft man

durchzubringen und das Hinderniß ſelbſt wird Reiz, wird ein Sporn zu neuem doppeltem Eifer.

3. So wie nun aber von der Einen Seite die einſichtsvollſten Bürger mit Enthuſiasmus dazu beitragen würden, daß der Plan einer jeden Unternehmung zweckmäßig ausfiele; ſo würden auf der andern Seite Alle zuſammen dahin wirken, daß die Ausführung nirgends zu kurz falle. Wer einmal bauen will und muß, der bauet, weil es doch in Einem hingeht, gern etwas Geſcheites. Was Zeit und Ort, Vermögen und Einſichten ihm zu leiſten erlauben, das leiſtet er, damit das Werk, wenn es nun einmal daſteht, ihm nicht zu Verdruß und Beſchämung gereiche. Zu dieſem Beweggrunde geſellet ſich ferner

4. das Intereſſe. Alles, was der Bürger zur Beförderung des öffentlichen Unterrichts verwendet, das verwendet er für ſich ſelbſt und mehr noch für ſeine Kinder. Ihm ſelbſt kommt es zu Gute, wenn aus dieſen Inſtituten taugliche Aerzte, Rechtsgelehrte, Mechaniker Baumeiſter u. ſ. w. hervorgehn, — wenn die niedrigern Volksklaſſen durch ſie aus beſchränkten und — das gewöhnliche Attribut der Beſchränktheit — bösartigen und unbehandelbaren Geſchöpfen in wirklich vernünftige Weſen umgewandelt werden. Für ſeine Kinder aber ſind ja dieſe Inſtitute das Mittel zu ihrem Glück, die erſte Stufe zu der unabſehbaren Leiter von Verdienſt und Ehre, die ihnen winket.

5. Allein wie für die Entſtehung jener Anſtalten, ſo wäre dann auch durch Beweggründe und Antriebe, die eben ſo ſehr in der Natur des Menſchen liegen, für ihre beſtändig fortſchreitende Vervollkommnung und noch für einen andern Punkt geſorgt, mit dem es bei allen von der Regierung geſtifteten Anſtalten gewöhnlich

mißlich aussieht — für die Aufsicht. Ein Werk, von dem der Mensch zu sich selber sagen kann, daß es durch ihn entstanden sei, ist eben deswegen ein Gegenstand seiner Liebe. Die erste Mühe oder Wohlthat, die er daran verwendet hat, ist das Unterpfand seiner fortdauernden Fürsorge und Großmuth. Allein er gibt nichts überflüssig; auch die kleinste Gabe soll der Absicht gemäß verwendet werden. Die Stifter selbst halten also auch beständige Aufsicht, oder lassen sie durch die Sachverständigsten aus ihrem Mittel halten, und so bedarf es keines Kommissärs. Es ist der Hausvater selbst, qui centum habet oculos, wie Phädrus sagt. — Dann kommt noch der Wetteifer und die Konkurrenz hinzu.

Die Bürger der Einen Stadt würden sich durch die einer andern nicht übertreffen lassen wollen. Noch schmerzlicher würde es ihnen fallen, wenn z. E. zur Verachtung und zum Nachtheil ihrer Schulen, ein Vater seine Kinder auswärts verschickte. Man dürfte also nichts Vortreffliches in der Nachbarschaft entstehen lassen, ohne es — nachzuahmen.

6. Wenn aber der Geist des Bürgers einmal diese Richtung genommen hätte, daß öffentliche Institute ein Gegenstand seiner Thätigkeit, seiner Liebe, seines Enthusiasmus geworden wären; so gebe ich Ihnen zu bedenken, wie viel Gutes, Großes und Schönes noch auf manche andre Art entstehen würde. Die Errichtung solcher Institute würde, wie einst in Griechenland, das allgemeine Mittel werden, wodurch der Patriot seine großmüthige Neigung zu befriedigen, wodurch der Ruhmsüchtige Ruhm, der aufstrebende Ehrgeizige Popularität zu erringen suchen würde. Vermächtnisse endlich und Legate ohne Zahl würden Fonds zu neuen Anstalten liefern, oder den bereits bestehenden zur Erweiterung zufließen.

7. Allein einer der größten Vortheile, und den ich deswegen auch hier besonders aufführe, wiewohl ich desselben schon öfters erwähnt habe, wäre derjenige, daß jede Anstalt alsdann, und nur alsdann, ganz dasjenige werden könnte, was sie werden soll, indem der Werkmeister durch keine fremdartige aufgedrungene Absicht gehindert würde, die ganze Anlage ihrem eigenthümlichen Zweck gemäß einzurichten. Viel wichtiger noch, als bei andern Einrichtungen, ist dieser Umstand beim Erziehungswesen. Es gibt Hospitäler, Arbeitshäuser und andre Anstalten, die von dem Gouvernement angelegt sind und in jeder Rücksicht Ruhm verdienen. Auch Industrieschulen von der Art mögen existiren, an denen nichts auszusetzen ist. Allein bei eigentlichen Erziehungsanstalten, d. h. da, wo es darauf ankömmt, die Lehrlinge nicht zu einem besondern untergeordneten Zweck, zu Handwerkern oder Künstlern u. dergl., sondern zu ihrer allgemeinen und höchsten Bestimmung, zu Menschen auszubilden, ist der höhere Einfluß in jedem Fall verderblich. Hier sollen nicht sowohl bestimmte Begriffe und Kenntnisse eingeprägt, als im Allgemeinen die nöthigen Kräfte und Fertigkeiten, zu allererst aber der innere Sinn für Recht und Unrecht, geweckt und gestärkt werden. Lebendige Uebung soll der Vernunft und dem Willen die Kraft geben, daß jene das Gute erkennen, dieser es befolgen lerne. Auch die Regierung möchte es dem Scheine nach auf diesen höchsten Zweck anlegen; allein auch nur dem Scheine nach: sie wird sogleich mit einem allgemeinen Lehrbuch, mit einem Katechismus bei der Hand sein; und eben dieser Katechismus, er mag von Luther, von Petrus Canisius, oder von einem Theophilanthropen entworfen sein, verdirbt Alles. Wenn gleich jede Einmischung von höherer Hand dem Freiheitsfreunde

verdächtig ſein muß, ſo heißt es hier doch vorzüglich: Timeo Danaos et dona ferentes.

Und hiermit ſei es denn endlich auch genug vom öffentlichen Unterricht. Da ich weiß, daß Sie dieſen Gegenſtand am ungernſten vernachläſſigt ſehen würden; ſo nahm ich mir gleich anfangs vor, von demſelben, und zwar von demſelben allein, weitläufiger zu reden. Allein da dieſe Epiſtel ſich von Einem Tage zum andern immer mehr unter meinen Händen ausbreitete; da ich ſelbſt, während der Arbeit, in eben dem Maße mehr Vertrauen zu meinem Syſtem bekam, als es ſich vor meinen Augen entfaltete: ſo wandte ich es nun auch mit verdoppelter Aufmerkſamkeit auf die andern großen Angelegenheiten der Geſellſchaft, Beförderung des Ackerbaues, der Induſtrie, der Handlung u. ſ. w. an, und ich will hier wenigſtens hinzuſetzen, daß ich überall auf ein gleiches Reſultat, wie bei dem Unterricht geſtoßen bin. Auch iſt ja, ſo viel die eben genannten Gegenſtände betrifft, dieſes Reſultat eigentlich nichts Neues; es iſt lange vor mir ausgeſprochen und — erwieſen worden. Die Phyſiokraten, ohne zu behaupten, daß die öffentliche Ordnung das Einzige ſei, womit die Regierung ſich befaſſen dürfe, haben oft genug dargethan, daß die Aufrechthaltung jener Ordnung die einzige Wohlthat ſei, welche ſie dem Ackerbau, den Künſten und der Handlung erzeigen könne, und einer der trefflichen franzöſiſchen Schriftſteller, der das zu weit Getriebene des phyſiokratiſchen Syſtems eben ſo bündig widerlegt, als das Wahre deſſelben beſtätigt hat, der Abbé de Condillac, drückt ſich darüber mit den nämlichen Worten aus. Les richesses, ſagt er in ſeinem köſtlichen Elementarwerk über den Handel und die Regierung, les richesses ont besoin d'une Puissance, qui

protège le colon, l'artiste, l'artisan et le marchand. Cette Puissance se nomme Souveraine. Elle protège, par ce qu'elle maintient l'ordre au dedans et au dehors. Gleich darauf ſetzt er hinzu: Il est important de remarquer et de ne pas oublier, que sa protection se corne a maintenir l'ordre, und ſein ganzes Werk iſt nichts, als die Ausführung dieſer Wahrheit. S. Part I. p. 63. sq. Dennoch richtet er, dem Titel ſeiner Schrift gemäß, ſein vorzügliches Augenmerk auf das Kommerz, in Rückſicht deſſen er den Nachtheil jeder Einmiſchung von Seiten des Staates mit gleichſam mathematiſcher Evidenz erweiſet. — Zur Beförderung des Ackerbaues und der Landwirthſchaft haben freilich andere Politiker eine Menge von Vorſchlägen gethan. Allein gehen Sie dieſelben durch, und Sie werden finden, daß faſt alle dieſe Vorſchläge nichts anders ſind, als — Maßregeln der Gerechtigkeit. Und dieſe ſind es denn auch, die in der Ausübung ſich als die beſten bewähren. Zwar auch ausgeſetzte Prämien, ich gebe es zu, können zur Belebung der Kultur etwas beitragen; aber wo ich irgend noch die Thätigkeit der Landbewohner einen merklich kräftigern Schwung nehmen ſah, da geſchah es durch die Aufhebung von Gemeinheiten, Fideikommiſſen und dergl. oder eine andre Maßregel der Gerechtigkeit, wodurch das Grundeigenthum im Umlauf geſetzt und in Hände verſtändiger und unternehmender Oekonomen geſpielt wurde, deren Beiſpiel, Liebe zur Sache und nachbarliche Belehrung die Bauern mehr, als alles Andre, ermunterte. —

Um nun endlich auch ein Wort von Fabriken und Manufakturen zu reden, ſo wäre ich in der That begierig zu erfahren, auf welche Art der Staat zu Beförderung derſelben beitragen könne. So viel ich von der

Sache begreife, wird jede Unterſtützung entweder überflüſſig ſein, oder eine Ungerechtigkeit gegen alle Bürger involviren, die nicht Fabrikanten ſind. Ueberflüſſig iſt ſie, wenn die Unternehmung, welche befördert werden ſoll, vernünftig berechnet iſt, wozu gehöret, daß erſtens die nöthigen rohen Stoffe ſowohl, als die Handarbeit an dem Orte der Fabrik eben ſo wohlfeil zu haben ſein, als in denjenigen fremden Gegenden oder Städten, durch deren Induſtrie das Land bis jetzt mit dem zu fabrizirenden Artikel verſehen worden, zweitens, daß der Verbrauch dieſes Artikels ein wirkliches Bedürfniß oder zum Bedürfniß geworden ſei; denn wenn dieſes iſt, ſo kann die inländiſche Fabrik, die keine Transportkoſten zu tragen hat, um ein Großes wohlfeiler verkaufen und hat daher keine fremde Konkurrenz zu fürchten. Allerdings kann auch da der Fall eintreten, daß ſie in den erſten Jahren, etwa aus Mangel an durchaus geſchickten Arbeitern, oder weil die rohen Stoffe grade ſchlecht gerathen und ſie noch mit keinem ältern Vorrath verſehen iſt, die ganze Güte der ausländiſchen Waare nicht zu erreichen im Stande iſt. Allein deswegen iſt noch keine Unterſtützung der Regierung nöthig. Unter den vorausgeſetzten Umſtänden wird es ihr, wenn ſie das Beſte in ſeiner Art ſogleich nicht liefern kann, doch immer möglich ſein, eine ſchlechtere Sorte zu einem verhältnißmäßig wohlfeilern Preiſe zu liefern, und wenn ſie ſich damit vorerſt begnügt, ſo wird ſie nicht nur beſtehen, ſondern ſich ſehr wohl dabei befinden. Wenn eine Fabrik hingegen ſchlecht berechnet iſt, ſo iſt die Unterſtützung der Regierung, d. h. die Erſchwerung oder das Verbot der Einfuhr der ausländiſchen Waare (als worin die Unterſtützung gewöhnlich beſteht) eine Ungerechtigkeit, die eine unabſehbare Reihe von ver-

derblichen Folgen nach ſich zieht. Erſtens: der Staat legt dadurch allen übrigen Bürgern eine eben ſo verhaßte als drückende Auflage auf, indem er ſie zwingt, ſchlechtere Waare zu einem eben ſo hohen, gewöhnlich noch höheren Preiſe zu kaufen. Zweitens: der Nachbarſtaat, der durch dieſes Verbot verliert, gebraucht Repreſſalien. Es iſt nämlich anzunehmen, daß es andere Artikel gebe, deren Verfertigung die Natur und Lage des erſtern Staates mehr begünſtige und die alſo von dorther bis hiehin in's Ausland verführt worden.

Die Einfuhr dieſer Artikel verbietet er jetzt, legt ſeinen Mitbürgern den nämlichen Zwang auf und die endliche Folge dieſer unſeligen Rivalität iſt, daß jedes Land des unſchätzbaren Gewinnſtes beraubt wird, den ſeine, von der Natur gleichſam ſelbſt angelegten Fabriken von allen Seiten hätten hereinziehen können, ja! daß dieſe Fabriken oft bis zum Nichts herunterſchwinden, damit erzwungene Anſtalten — nicht gedeihen, denn das können ſie nicht, ſondern durch die Fortdauer ihrer jämmerlichen Exiſtenz die Regierung fortdauernd an den Pranger ſtellen. Daß bei Befolgung des entgegengeſetzten Syſtems, wenn nämlich die Regierungen ihren Völkern einmal die Wohlthat erzeigen wollten, ſich um nichts mehr zu kümmern und Ein- und Ausfuhr völlig freizugeben, auch die entgegengeſetzten Wirkungen eintreten, daß jede Nation alsdann nur auf die Erzielung derjenigen Produkte und Fabrikate ſich legen würde, zu der ſie am beſten geſchickt wäre, daß durch den beſtändigen Umlauf das Beſte in jeder Art überall verbreitet werden und jegliche den Grad von Reichthum beſitzen würde, der mit ihrem Fleiße und der Fruchtbarkeit ihres Bodens in Verhältniß ſtände, bedarf, wie es mir däucht, keiner Erörterung.

Aus dieſem Allen nun gehen folgende zwei Schlüſſe hervor; erſtens, daß die Regierung zum Wohl ihres Volkes nichts Anders thun dürfe und thun könne, als die geſellſchaftliche Ordnung, den rechtlichen Zuſtand, die Sicherheit, die Freiheit (wie Sie es nennen wollen, denn alle dieſe Wörter ſind ſynonym) erhalten, d. h. die Rechte der Bürger gegen innere und äußere Gewaltthätigkeit beſchirmen; zweitens, daß eine Nation, die wahrhaft frei ſein will, nichts Nothwendigeres und Angelegentlicheres zu thun habe, als durch einen Hauptartikel der Konſtitution die Staatsgewalt ausdrücklich auf dieſen Wirkungskreis zu beſchränken. Faire et laisser faire, ſagt Condillac, voilà quel devoit être l'objet de toutes les nations. Ich kann von meinem Gegenſtande nicht ſcheiden, ohne noch eines Einwurfs zu gedenken, der in doppelter Rückſicht merkwürdig iſt, erſtens, weil er an ſich ſelbſt vielen Schein hat, und zweitens, weil er mir Gelegenheit geben wird, zu zeigen, daß eine ſolche negative Verfaſſung, einmal eingeführt, das Prinzip ihrer Fortdauer in ſich ſelbſt tragen und gegen jede erneuerte Anmaßung der Regierenden ſich ſelbſt beſchützen würde.

Jener Einwurf lautet folgendermaßen: Wenn alle jene Angelegenheiten, die bis hiehin Gegenſtände der oberſten Gewalt geweſen ſind, dem Volke ſelbſt überlaſſen, und doch nicht vernachläſſigt werden ſollen, ſo müſſen in der großen Vereinigung, dem Staate, ſich eben ſo viele kleinere Vereine bilden, als es gemeinnützige Abſichten zu erreichen, ja! als es zu Erreichung dieſer Abſichten, einzelne Anſtalten zu errichten giebt, und vielleicht wird Beides zugleich Statt haben; die Bürger z. E., die zur Verſorgung der Nothleidenden überhaupt zuſammentreten, werden eine Geſellſchaft, und die Unternehmer der beſonderen Anſtalten, der

Kranken- oder Arbeitshäuſer wieder ſo viele beſondere Geſellſchaften ausmachen, und alle dieſe Vereine werden, ſo wie die Kreiſe, die von verſchiedenen, zu gleicher Zeit hineingeworfenen Steinen auf der Oberfläche eines Waſſers entſtehen, gegen- und durcheinander laufen. Und wird dieſes Durchkreuzen nicht von Erſchütterungen begleitet ſein? Wahrſcheinlich! denn es würde ja nicht bloß eine nothwendige Wirkung des Syſtems ſein, ſondern iſt ſelbſt ein vorausgeſetztes Bedürfniß desſelben, daß in jedem dieſer beſonderen Vereine ein eigener Enthuſiasmus und Wetteifer, mit andern Worten, ein Geiſt der Rivalität und der Anmaßung entſtehen müßte, der mehr oder minder ſelbſtſüchtig und heftig ſein würde, je nachdem der jedesmalige Zweck zu mehr oder minder häufigen Zuſammenkünften, zu einer mehr oder minder vollkommenen Organiſation der Geſellſchaft Anlaß gäbe. Kolliſionen und Zwiſtigkeiten ohne Zahl, die immer mit der Koexiſtenz ſolcher Körperſchaften z. E. der Zünfte verbunden ſind, würden alſo auch hier erfolgen. Und wie würden Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe, die immer in dem Maße abnehmen, als die Bürger durch beſondere Vereine getrennt und entwöhnt werden, ſich als Glieder eines einzigen großen Ganzen zu betrachten, bei einer ſolchen Einrichtung beſtehen?

Erlauben Sie mir, beſter Eukrates! daß ich Ihnen hier ein Faktum in's Gedächtniß rufe, welches Ihnen recht wohl bekannt iſt. In dem Jahre 1784 entſtand in den vereinigten Niederlanden eine Geſellſchaft von der Art, wovon hier die Frage iſt. Mehrere patriotiſche Männer ſahen die Vernachläſſigung und den traurigen Zuſtand, worin die niederen Volksklaſſen, beſonders in Hinſicht auf den öffentlichen Unterricht, ſich befanden. Sie beſchloſſen,

ihre Kräfte zu vereinigen, und theils durch die Bewirkung beſſerer Schulanſtalten, theils durch die Verbreitung faßlicher und ſo viel möglich wohlfeiler Schriften über moraliſche und ökonomiſche Gegenſtände, theils durch Geldunterſtützungen den Zuſtand des gemeinen Mannes zu verbeſſern. Vaterlandsliebe, Religioſität, ein beſcheidener, aber keinen Gegenſtand ausſchließender Forſchungsgeiſt und beſonders Wohlthätigkeit ſind der Charakter des Bataven. Außerdem ſtand der Beitritt zu der Geſellſchaft einem Jeden offen, von welchem Stande, von welcher Religion er ſein möchte, wenn er nur das zwanzigſte Jahr erreicht hatte. Sie breitete ſich alſo täglich aus; in jeder Provinz, in jeder anſehnlicheren Stadt entſtanden Filial-Inſtitute, die, unter dem Namen von Departementen, eben ſo viele untergeordnete Geſellſchaften bildeten und jährlich Deputirte zu einer Generalverſammlung nach Amſterdam ſchickten. Die Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts war, wie geſagt, der urſprüngliche Zweck des Inſtituts; er blieb auch, und iſt jetzo noch wirklich, ihr Hauptzweck; allein der Wahlſpruch: Zum allgemeinen Beſten (Tot nut vant t' algemeen), welchen ſie annahm und unter dem ſie der ganzen gelehrten Welt bekannt iſt, zeigte, daß ſie ſich an keinen einzelnen Gegenſtand zu binden geſonnen ſei, und da die Geſellſchaft der Vereinigungspunkt aller wohldenkenden Bürger der Republik wurde oder doch zuverläſſig werden mußte, ſo wäre es Thorheit geweſen, wenn ſie von dem unüberſehlich vielen Guten, was mit ſolchen vereinten Kräften bewirkt werden kann, nur irgend einen beſondern Theil zu ihrem Wirkungskreiſe hätte wählen wollen. Ihre Verſammlungen ſind für den Patriotismus, was für den Handelsgeiſt die Börſe iſt: die Gelegenheit, theils allgemein intereſſante Nachrichten, Belehrungen und

Vorſchläge einander mitzutheilen, theils beſondere Projekte zu verabreden und zu beſonderen Unternehmungen Aſſoziationen zu ſchließen. Jeder Vorſchlag, der zum Nutzen des Ganzen abzweckt und von einem Mitgliede oder Nichtmitgliede an den Sekretär der Geſellſchaft eingeſendet wird, muß von dieſem in Umfrage gebracht werden, und wenn er wirklich zweckmäßig iſt, ſo kann der Urheber verſichert ſein, daß er entweder bei der Geſellſchaft oder bei einem Theile der Mitglieder Beitritt und Unterſtützung finden werde. In dem letzteren Falle, wenn nämlich ein Theil der Mitglieder einen Vorſchlag genehmigt, entſtehen allerdings oft wieder beſondere Verbindungen. Wenn dieſes nun aber auch geſchieht, wenn einige z. E. ſich verabreden, den nothleidenden Theil ihrer Mitbürger im Winter mit Brandmaterialien zu verſehen, Andere ſich zur Zuſammenſchießung eines Fonds verbindlich machen, um einer anderen Klaſſe von Hülfsbedürftigen Arbeit zu verſchaffen, wenn ſie nachher zu dem Ende unter ſich eigene Berathſchlagungen halten — und in ſo fern alſo neue Vereinigungen entſtehen, ſo ſehe ich doch nicht ein, wie nun dieſe für ſich beſtehenden, oft von einander gar nichts wiſſenden und obendrein durch die Gleichartigkeit ihrer Zwecke befreundeten Vereinigungen in Kolliſion ſollten gerathen können. Noch unbegreiflicher iſt es mir, wie die Vaterlandsliebe durch Geſellſchaften ſollte leiden, deren Beſtrebungen zwar dem Gegenſtande nach verſchieden, der Tendenz nach aber alle auf das Wohl des Vaterlands gerichtet ſind.

Geſetzt, daß das von mir dargeſtellte Syſtem einmal eingeführt wäre und ſeiner ganzen Anlage nach ſich ausgebildet hätte, d. h. daß in dem Staate nun alle jene größern und kleineren Aſſoziationen entſtanden wären, die in der That nöthig ſein würden, wenn jede gemeinſchaftliche

Angelegenheit, die allgemeine Sicherheit ausgenommen, von der Nation ſelbſt beſorgt werden ſollte, ſo könnte ich mir doch nur einen einzigen Fall denken, wo dieſe Aſſoziationen — nicht untereinander, aber mit dem Staate in Kolliſion gerathen würden, und dieſer Fall wäre, wenn die oberſte Gewalt ſich gegen eine derſelben einen Eingriff erlauben und ſich in ihre Geſchäfte miſchen wollte. Alsdann würde der *esprit de corps* ſich mächtig regen und, indem er die anmaßende Gewalt in ihren konſtitutionellen Wirkungskreis zurückwieſe, dem Staate jene Art von Wohlthat leiſten, die man von ihm, und *nur* von ihm erwarten kann. Es iſt nämlich eine *allgemeine* und bei dem Entwerfen einer Konſtitution nie zu vergeſſende Maxime, daß, wenn man es den zu konſtituirenden Gewalten wirklich unmöglich machen will, ihre feſtgeſetzten Gränzen zu überſchreiten, dieſes nur *durch die Benutzung des esprit de corps* geſchehen könne. Wenn z. E. in der franzöſiſchen Konſtitution die drei oberſten Gewalten von einander getrennt ſind, ſo beruht die Hoffnung, daß dieſe Trennung von Dauer ſein werde, nicht auf der ohnmächtigen Verordnung der Verfaſſungsakte, ſondern auf der Vorausſetzung, daß die Verſchiedenheit der geſetzgebenden, ausführenden und richterlichen Funktionen in den Charakter der Adminiſtratoren übergehen und die drei Korps, jedes von einem eigenen Geiſte beſeelt, einander wechſelſeitig in Schranken halten werden. Wie nun dort der *esprit de corps* das Mittel iſt, die eine Macht von dem Gebiete der andern abzuhalten, ſo würde er in meiner Republik dazu dienen, das *Gebiet der Bürgerfreiheit* gegen den vereinten Andrang jener dreifachen Macht zu ſchützen. Die patriotiſchen Geſellſchaften meiner Bürger, indem dieſelben ſich durchaus mit keinen eigentlichen Gegenſtänden der Regierung,

ſondern größtentheils mit einer beſtimmten, für ſich allein unbedeutenden Angelegenheit beſchäftigten, würden von ihrer Seite nie in jene Ausſchweifungen verfallen, die eine Eigenthümlichkeit des Klubbgeiſts ſind; allein ſie würden grade dasjenige leiſten, was man ſich anfangs in Frankreich von zwei verbundenen Maßregeln, von der Proklamation der Menſchenrechte und der Errichtung der Klubbs verſprochen hat; ſie würden den Bürgern ſowohl den Muth als die nöthige Kraft geben, jene Rechte zu vertheidigen, mit denen ſie durch den wirklichen Gebrauch nun erſt recht bekannt gemacht wären. Von ihnen würde gelten, was ein Franzoſe, ich meine Montesquieu, von den beſondern Korps überhaupt ſagt: zwiſchen das Volk und die höchſte Gewalt geſtellt, ſind ſie mit den Gräſern und Kräutern zu vergleichen, womit die Ufer des Meeres überwachſen ſind. Jedes für ſich könnte keine einzelne Welle abhalten, allein ihre in einander geſchlungenen Wurzeln geben den Sanddünen Feſtigkeit und wehren der vereinten Gewalt des Ozeans.

Anhang.

Ueber das Schlachtfeld der zweiten Schlacht zwiſchen Karl dem Großen und Wittekind im Jahre 783.

Da in Brorkermann's Werken der alte Sachſen-Feldherr Wittekind eine ſehr bedeutende Rolle ſpielt: ſo wird es nicht ganz außer dem Zwecke dieſer Sammlung liegen, wenn ich über das Schlachtfeld der bedeutendſten von allen

Schlachten zwiſchen ihm und Karl d. Gr. etwas beibringe, was — wenigſtens außerhalb Osnabrück — nicht allgemein bekannt ſein dürfte, die nach Möſer (Osnabr. Geſchichte Th. I. S. 295) im Dunkeln tappte, und erſt Friderici in ſeiner, auswärts weniger bekannten, j. J. 1816 erſchienenen Geſchichte der Stadt Osnabrück (S. 76 u. 157) durch Beibringung einer alten Urkunde den Ort der Schlacht außer Zweifel geſtellt hat.

Die erſten Feldzüge Karls d. Gr. gegen die Sachſen in den Jahren 772, 74, 76 u. 79 hatten zwar eine ſcheinbare Unterwerfung der Sachſen zur Folge gehabt, und Karl, ſagt Möſer l. c., „baute nun ſchon Feſtungen an „der Elbe, und rechnete auf die Sachſen als Reichsvölker. „Deſto empfindlicher fiel es ihm alſo, daß ſie bei einem „Einfalle der Slaven in Thüringen (782), welchen Wide„kind unfehlbar veranlaßt hatte, anſtatt ihm zu helfen, ſich „mit jenen Reichsfeinden verſtanden, und ihm ein anſehn„liches Heer auf dem Süntel abſchlugen. Dies erbitterte „ihn ſo ſehr, daß er ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht den „Sachſen ins Land ging, und an die 4500 Gemeine bei „Verden an der Aller enthaupten ließ.

„Die Sachſen geriethen über dieſes grauſame Ver„fahren völlig in Wuth. Der ganze Heerbann zog ſich „unter Wedekinden bei Detmold zuſammen, und beide „Nationen lieferten ſich einander (783) eines der blutigſten „Treffen, ohne etwas zu entſcheiden, indem Karl, um neue „Hülfsvölker an ſich zu ziehn, nach Paderborn, Wedekind „aber an die Haſe in unſer Stift zurückging, wo es gleich „darauf zu einem neuen Treffen kam, in welchem die „Sachſen endlich das Feld räumen mußten.“

Von dieſem Feldzuge ſagt Eginhard in ſeiner vita Caroli M. c. 8:

— — bis in acie conflixit, semel juxta montem, qui Osneggi dicitur, in loco Thietmelle nominato, et iterum apud Asam fluvium et hoc uno mense, pauca quoque interpositis diebus;

und ein auf der osnabrückiſchen Dombibliothek befindliches auf Pergament (um das Jahr 1131) geſchriebenes Buch enthält nach ältern Chroniken folgende Anm.:

Karolus contra Widekindum regem litus fluminis Hasa tuentem in loco qui dicitur Schlachtvörderberg venit, et per triduum dimicans ipsum ad castrum Wedekindborch fugavit, de Saxonibus suis gloriose triumphans, et deinceps Widekindus regi non restitit.

Hiernach fragte es ſich nur noch, wo der Schlachtvörderberg gelegen habe, und dies wird durch die von Friderici l. c. beigebrachte Urkunde:

Littera super demolitione molendini in Slagvoorde. — de anno 1233.

beſtimmt, indem in derſelben der Biſchof Bruno erklärt, daß er die Slagvörder Mühle habe demoliren müſſen, weil ſie die von ihm erbaute, am Einfluß der Haſe in die Stadt belegene, noch jetzt ſogenannte neue Mühle behindert habe, verbis:

Quia vero opus ceptum secundum situs dimensionem cursum debitum et effectum sortiri non poterat, nisi uberior extensio quoad spaciositatem accederet; nec illa haberi potuit, nisi molendinum dictum Slagvorde — demoliretur etc.

Die Schlagvördermühle muß demnach unmittelbar oberhalb des Einfluſſes der Haſe in die Stadt, zwiſchen der jetzt ſogenannten Kluß und dem Schülerberge gelegen,

und eine von dieſen beiden Höhen muß demnach der Schachtvörderberg geheißen haben.

Bei der Nähe dieſer beiden Anhöhen, und bei der großen Ausdehnung, welche eine ſo bedeutende Schlacht genommen haben muß, iſt es an ſich ziemlich gleichgültig, auf welche von beiden Höhen man den Namen Schlachtvörderberg übertragen will; doch kann man auch kaum zweifeln, daß der jetzige Schelerberg der alte Schlachtvörderberg ſei, da er in Erdwin Erdmann's Chronicon Episcoporum Osnabrugensium (welches der Magiſtrat zu Osnabrück 1553 hat ins Plattdeutſche überſetzen laſſen) zum Jahre 1441, pag. 175 der Schlachtvörderberg genannt wird; auch iſt er bedeutend höher als die Klus, die den Namen eines Berges kaum verdient, und noch jetzt bewaldet, während die Klus kahl iſt, und es iſt bekannt, daß die alten Deutſchen gern in der Nähe der Wälder fochten (Campum et prima silvarum barbara acies tenuit. Tac. annal. II, 16.)

Hier alſo ſetzte ſich Wittekind noch zum letzten Male zur Wehre, ehe er in ſeine (zwei Stunden unterhalb der Stadt noch jetzt in Ruinen liegende) Wittekindsburg entfloh, und Karl der Große paſſirte, ihm folgend, die alte Haſe-Brücke (von der nach Einiger Annahme die Stadt Osnabrück ihren Namen führt) und baute dort zum Andenken des Sieges einen Dom. *) Der Papſt Adrian aber feierte dieſen Sieg mit einer dreitägigen Litanei, welche er auf den 23., 26. und 28. Juni verordnete, vielleicht

*) Friderici nimmt dies ohne Weiteres an; Möſer dagegen vermuthet, daß die Kirche ſchon bei den frühern Zügen geſtiftet worden. Dann würde aber dieſe Schlacht von Eginhard doch wahrſcheinlich als die Schlacht bei Osnabrück näher bezeichnet worden ſein.

damit die Tage der Schlacht andeutend, welche am 23ſten bei Detmold angefangen und am 26. und 28., mit einem zwiſchenliegenden Ruhetage, am Schlachtröderberg fortgeſetzt worden ſein mochte. — Die Schlacht ſelbſt mag dann nachmals „die Schlacht vor dem Berge“ und der Berg ſelbſt darnach der Slachtröderberg oder kurzweg der Schlacht-Berg genannt worden ſein.

Uebrigens brauchte trotz dieſes Sieges Karl noch zwei Feldzüge, um die Sachſen völlig zu unterwerfen, und erſt Wittekinds Taufe (i. J. 785) befeſtigte einen ehrenvollen Frieden.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Seite 3, Zeile 22 von oben lies: der fingirten Chiffer.
„ 6, № 24 lies X. L. Anz.
„ 7, № 37 lies * die erſte ꝛc.
„ 9, Zeile 10 von oben lies: derzeitigen kurſächſiſchen.
„ 12, „ 7 „ unten „ ließ ſtatt ließen.
„ 17, „ 18 „ oben „ in dem ſtatt indem.
„ 21, „ 13 „ unten „ bei der Haſtermühle.
„ 24, „ 5 „ „ „ Statur.
„ 27, „ 19 „ oben „ näherte."
„ 29, „ 5 „ „ „ hiſtoriſchen Stoffes.
„ 31, „ 1 „ „ „ Leichs.
„ 33, „ 9 „ „ „ drängt ſtatt gedrängt.
„ 41, „ 10 „ „ „ hergebrachten.
„ 47, „ 18 „ „ „ wie ſtatt als.
„ 48, „ 12 „ unten „ ſein ſtatt ſeinen.
„ 67, „ 9 „ „ „ zur ſtatt und.
„ 71, „ 1 „ „ „ Leichsii.
„ 80, „ 4 „ oben „ Mesdames.
„ 93, „ 5 „ unten „ un ſtatt in.
„ 101, „ 1 „ oben „ Knee ſtatt Knie.
„ 107, „ 2 „ unten „ ὕδωρ ſtatt ὄδωρ.
„ 109, „ 6 „ oben „ Rechte ſtatt Rechten.
„ 128, „ 12 „ „ „ ſchadet —.
„ 132, „ 16 „ unten „ fließet ſtatt fließt.
„ 133, „ 17 „ oben „ mit den Worten: „Dir den Helden naht ſchon" fängt der neue Hexameter an.
„ 133, „ 5 „ unten „ lohngebungne ſtatt gebungene.
„ 134, „ 1 „ „ „ ganze ſtatt ganz'.
„ 135, „ 3 „ oben „ ſetze hinter „warfen" ein Komma.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Seite 138, Zeile 7 von unten lies: noch ſtatt auch.
» 141, » 9 » » ſetze hinter Verderben ſt. eines . ein ,
» 144, » 9 » » lies: entdeckte.
» 151, » 12 » oben » widerſtehen ſtatt wiederſtehen.
» 172, » 1 » » » des Manns ſtatt des Mannes.
» 184, » 10 » unten » Uns ſtatt Und.
» 187, » 14 » oben » Sinn ſtatt Scene.
» 188, » 18 » » » Euer ſtatt Eurer.
» 191, » 8 » unten » Götterrang ſtatt Götterraug.
» 196, » 2 » » » wehe dem ſtatt weh' dem.
» 212, » 7 » oben » Einſtgekannten.
» 238, » 10 » » » adligen ſtatt adelichen.
» 246, » 7 » unten » Klang ſtatt klang.
» 277, » 11 » oben » desgl.
» 283, » 12 » » » (hierzu die Anmerk. 1.)
» 283, » 5 » unten » Grund ſtatt Gmund.
» 284, » 5 » » » (hierzu die Anmerk. 2.)
» 288, » 14 » oben » faſt ſtatt haſt.
» 301, » 11 » unten » erwiedert ſtatt erwiederte.
» 310, » 10 » » » kehren ſtatt teeren.
» 321, » 5 » oben » dieſe ſtatt die.
» 330, » 7 » unten » ſieh ſtatt ſich.
» 339, » 1 » oben » Sie ſtatt ſie.
» 354, » 4 » » » ſich mir ſtatt mir.
» 417 ſollte 401 ſein u. ſ. w.
» 510, Zeile 8 von oben lies: auf ſtatt aus.
» 510, » 20 » » » Oraniens.
» 512, » 2 » unten » worein ſtatt worin.
» 529 ſollte 513 ſein u. ſ. w.
» 511, Zeile 4 von oben lies: gelaſſen ſtatt laſſen.
» 541, » 10 » unten » immer ſtatt nimmer.
» 542, » 10 » » » aber ſtatt oder.
» 567, » 1 » » » Mirabeau.
» 591, » 3 » oben » parcequ'elle ſtatt par ce qu'elle.